

Stefan Groth,
Christian Ritter (Hg.)

Zusammen arbeiten

Praktiken der Koordination
und Kooperation in
kollaborativen Prozessen

[transcript] Kultur und soziale Praxis

Stefan Groth, Christian Ritter (Hg.)
Zusammen arbeiten

Stefan Groth, geb. 1982, Kulturanthropologe, ist Oberassistent am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft (ISEK) der Universität Zürich und leitet das Labor Populäre Kulturen.

Christian Ritter (Dr.), geb. 1979, Kultur- und Medienwissenschaftler, leitet den Forschungsbereich »Kunst/Medien/Design« am Collegium Helveticum, dem Institute for Advanced Study der ETH Zürich, Universität Zürich und Zürcher Hochschule der Künste. Er ist Dozent am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft (ISEK) der Universität Zürich. Seine Forschungsschwerpunkte sind Digitalisierung und Visuelle Kultur, Migration und Jugendkultur sowie künstlerische und ethnografische Forschung.

STEFAN GROTH, CHRISTIAN RITTER (HG.)

Zusammen arbeiten

Praktiken der Koordination und Kooperation

in kollaborativen Prozessen

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2019 transcript Verlag, Bielefeld

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Marco Müller

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-4295-7

PDF-ISBN 978-3-8394-4295-1

<https://doi.org/10.14361/9783839442951>

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter:

info@transcript-verlag.de

Inhalt

Zusammen arbeiten

- Modalitäten – Settings – Perspektiven
Stefan Groth und Christian Ritter 7

Situierter Modellierung

- Ethnografische Ko-Laboration in der Mensch-Umwelt-Forschung
Jörg Niewöhner 23

Autonomie und Zusammenarbeit

- Zur zeitlichen Dimensionierung kooperativer Fotografie-
und Stadtforschung
Cécile Cuny, Alexa Färber, Sonja Preissing 51

Points of View

- Kritische Reflexion einer transnationalen Museumskooperation
Jacqueline Grigo 79

Zusammenarbeit als Übersetzungskunst

- Ein Werkstattbericht zur Forschung
in partizipativen Kunstprojekten
Judith Laister 111

Tandemforschung im Fotoarchiv

- Ein Bericht aus dem interdisziplinären Projekt »Foto-Objekte«
Franka Schneider 135

| | |
|---|-----|
| BLOCH – eine kollaborative Praxis Prozess- und Partizipationskunst aus dem Appenzellerland <i>Johannes M. Hedinger</i> | 165 |
| Schleudertrauma Forschendes Lernen an der Schnittstelle von Wissenschaft und Kunst <i>Oliver Becker und Torsten Näser</i> | 183 |
| Ein Studiengang als transdisziplinäres Projekt Zusammenarbeiten in der Lehre: Master of Arts in Transdisziplinarität (Zürcher Hochschule der Künste) <i>Irene Vögeli und Patrick Müller</i> | 211 |
| Kooperation, Kollaboration und Komplizenschaft Formen der Zusammenarbeit in dem Projekt FindingPlaces. Hamburg sucht Flächen für Flüchtlingsunterkünfte <i>Nina Hälker</i> | 241 |
| Kooperation für ein ›gutes Leben‹ trotz Demenz? Kulturwissenschaftliche Einblicke in die Praxis des Case Managements bei Menschen mit demenziellen Erkrankungen <i>Nina Wolf und Yelena Wysling</i> | 273 |
| Ökologische Form der Zusammenarbeit <i>Flavia Caviezel</i> | 297 |
| Zwischen Vertrag und Vertrauen Zur Bedeutung der Kooperationsbeziehung in deutsch-chinesischen Wissenschaftskollaborationen <i>Tina Paul</i> | 337 |
| Autorinnen und Autoren | 367 |

Zusammen arbeiten

Modalitäten – Settings – Perspektiven¹

Stefan Groth und Christian Ritter

Kollaborative Prozesse werden meistens von ihren Ergebnissen her gedacht und beurteilt, während das Prozesshafte selbst nur selten in den Blick genommen wird. Unsichtbar bleiben dabei die offenen oder versteckten Strukturen und Bedingungen, unter denen sich kollaborative Prozesse konstituieren und unter denen die Forschungsarbeit durchgeführt, modifiziert oder bewertet wird. Dies betrifft im Besonderen auch die verinnerlichten Regelsysteme, symbolischen Ordnungen, Wissenshierarchien und Objektivationen, die innerhalb von Kollaborationen implizit oder explizit affiniert und weiter ausgehandelt werden. Aus einer Ergebnisperspektive heraus können diese zwar für weitere Prozesse des Zusammenarbeitens Konsequenzen haben – etwa, wenn Hierarchien oder Ordnungsvorstellungen als zu unterschiedlich und inkompatibel wahrgenommen werden und Konflikte hervorgebracht haben. Soweit sie jedoch kein Scheitern von Kollabora-

¹ Ermöglicht wurde der vorliegende Sammelband auch durch die umfassende Unterstützung von Thomas Hengartner (1960–2018), Direktor des *Collegium Helveticum* und Professor am *Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft, Populäre Kulturen* der Universität Zürich. Als ein im Fach Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie früher Vordenker disziplinenübergreifender Forschung hat er das Zusammensehen von Akteuren aus unterschiedlichen wissenschaftlichen (ebenso wie nicht-wissenschaftlichen) Kontexten konsequent angestoßen, angetrieben und ihm zum Erfolg verholfen. In Erinnerung an diese prägende Arbeit und sein für viele von uns wegweisendes Wissenschaftsverständnis ist ihm dieses Buch herzlich gewidmet.

tionen bedingen und Ergebnisse produziert werden, die für relevante Stakeholder befriedigend erscheinen, ist ein Fokus auf Prozesse, Abläufe und Konstellationen der Zusammenarbeit eher nachrangig. Dies wird auch daran sichtbar, dass die Eigenheiten und Möglichkeiten inter- und transdisziplinärer Forschung zwar aus den Metaperspektiven der Wissenschaftstheorie, der Wissenschaftsgeschichte oder Wissenssoziologie ab den 1990er Jahren intensiv diskutiert wurde.² Die *konkreten* Praktiken und Prozesse, die beim Zustandekommen, der Durchführung aber auch bei der Repräsentation von kollaborativer Forschung eine Rolle spielen, sind jedoch bislang nur punktuell aus fachgeschichtlichen oder thematischen Perspektiven,³ aber nicht vordergründig, systematisch und insbesondere nicht mikrofundiert untersucht worden.

Diese Beobachtung bezieht sich allerdings nicht nur auf relativ einfache interdisziplinäre Formen der Zusammenarbeit innerhalb der Wissenschaft, also etwa auf zufällige und informelle Formen oder auf zeitlich und personell beschränkte Projekte, in denen ForscherInnen unterschiedlicher Disziplinen an einer gemeinsamen Fragestellung

² Vgl. unter anderem Mittelstrass, Jürgen: Die Häuser des Wissens. Wissenschaftstheoretische Studien, Frankfurt a. M: Suhrkamp 1998; Ders.: Transdisziplinarität – wissenschaftliche Zukunft und institutionelle Wirklichkeit, Konstanz: UVK 2003; Maasen, Sabine: Wissenssoziologie, Bielefeld: transcript 1999; Leigh Star, Susan/Griesemer, James R.: »Institutional Ecology, Translations and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907–39«, in: *Social Studies of Science* 19:3 (1989), S. 387–420. Aus aktueller Perspektive vgl. von Sass, Hartmut (Hg.): Between/Beyond/Hybrid. New Essays on Transdisciplinarity, Zürich/Berlin: Diaphanes 2019. Grundlegend zur Wissensproduktion vgl. Knorr Cetina, Karin: The Manufacture of Knowledge. An Essay on the Constructivist and Contextual Nature of Science, Oxford: Pergamon Press 1981.

³ Exemplarisch sei das DFG-Projekt »Volkskundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer: zur Produktion kultureller Wissensformate im 20. Jahrhundert« genannt, in dem aus fachgeschichtlicher Perspektive Themen wie Stadt-, Erzähl- oder Gemeindeforschung untersucht worden sind, vgl. Davidovic-Walther, Antonia/Fenske, Michaela/Keller-Drescher, Lioba (Hg.): Akteure und Praktiken. Explorations volkskundlicher Wissensproduktion, Berlin: Panama Verlag 2009.

arbeiten. Sie umfasst auch stärker institutionalisierte und längerfristige Formen der Zusammenarbeit, die im gegenwärtigen Wissenschaftssystem und darüber hinaus auch mit Akteuren aus anderen Bereichen oftmals in organisatorischen Settings stattfinden, und die aufgrund ihres Anspruchs auf Exzellenz und Innovation gerne als »Leuchttürme« der Forschung angesehen werden. *Institutes for Advanced Studies* wie im deutschsprachigen Raum das *Freiburg Institute for Advanced Studies* (FRIAS), das *Zentrum für interdisziplinäre Forschung* (ZiF) in Bielefeld, das Zürcher *Collegium Helveticum* oder auch Einrichtungen wie die *Leibniz- und Max-Planck-Institute* sind in ihrer Konzeption auf disziplinenübergreifende Zusammenarbeit angelegt und dabei auch darauf angewiesen, Bedingungen für Kollaborationsprozesse so zu gestalten, dass diese nach anerkannten, aber vielfach kontingenzen Sets an Kriterien als »erfolgreich« gelten. Die (partielle) Befreiung von Lehrbetrieb und von Verwaltungsaufgaben sowie eine entsprechende materielle und infrastrukturelle Ausstattung – Räume, Geräte, Gelder – sind dabei Wege, um Freiräume für kollaborative Forschungszusammenhänge außerhalb der Strukturen des wissenschaftlichen Tagesgeschäfts zu schaffen. Die institutionellen und auch politischen Bemühungen, die mit solchen Einrichtungen verbunden sind, verweisen auf die Annahme, dass das Umfeld für »gelungene« Zusammenarbeit einer besonderen Aufmerksamkeit bedarf und so zu modellieren ist, dass Austausch und gemeinsame Wissensproduktion möglichst gut gelingen und dass Frictionen zwischen Akteuren und Disziplinen fruchtbar gemacht werden können.

Die Beseitigung von strukturellen Faktoren, die für konventionelle interdisziplinäre Forschung der Einzelprojektförderungen oft als hinderlich moniert werden – etwa räumliche Distanz der Forschenden, zusätzliche Koordinationsherausforderungen, Eingebundenheit in reguläre Aufgaben der Forschung, Lehre und Verwaltung, kurze Zeithorizonte oder auch das Verhaftetbleiben in disziplinären Logiken der Publikation und Arbeitsweisen –, ist für diese Umfeldoptimierung nur ein Teil. Über die Abmilderung negativer Faktoren wird auch in die positive Gestaltung der sozialen Umgebung investiert. Dass dafür oft

auch Elemente der Konvivialität und Atmosphäre eingesetzt werden, zeigt auf, dass »weichen« Faktoren der Zusammenarbeit entsprechendes Gewicht beigemessen wird.

Neben stark institutionalisierten interdisziplinären Forschungseinrichtungen finden sich auf europäischer Ebene unterschiedlich skalierte Förderinstrumente, die interdisziplinäre wie auch disziplinäre Zusammenarbeit als förderungswürdigen Modus wissenschaftlicher Forschung rahmen. Die Zielsetzungen der verschiedenen Förderprogramme überschneiden sich vielfach, zeichnen sich jedoch durch spezifische Fokusse aus. So sind die – inzwischen in *Forschungsgruppen* umbenannten – Forschergruppen der *Deutschen Forschungsgemeinschaft* (DFG) auf die Etablierung neuer Arbeitsrichtungen ausgerichtet, die nicht zwangsläufig auch zwischen unterschiedlichen Disziplinen angesiedelt werden müssen. Das *Sinergia*-Programm des *Schweizerischen Nationalfonds* hingegen ist interdisziplinär konzipiert und soll drei bis vier unterschiedliche Forschungsrichtungen und Institutionen über einen kürzeren Zeitraum zusammenbringen, um »bahnbrechende Erkenntnisse« zu produzieren. Mit Instrumenten wie *Horizon 2020* der Europäischen Kommission sollen deutlich über die Wissenschaft hinausreichende Ziele erreicht werden: »The goal is to ensure Europe produces world-class science, removes barriers to innovation and makes it easier for the public and private sectors to work together in delivering innovation.⁴ Mit den *Sonderforschungsbereichen* der DFG bestehen Forschungsschwerpunkte über längere Zeithorizonte, die Expertise an einzelnen Standorten fördern und Forschungsstrukturen entwickeln sollen. Eine »Strukturförderung« der anderen Art findet sich in den auf insgesamt zwölf Jahre angelegten *Käte-Hamburger-Kollegs*: Mit dem Programm soll explizit geisteswissenschaftliche Forschung gestärkt und international vernetzt werden.

⁴ <https://ec.europa.eu/programmes/horizon2020/en/what-horizon-2020 vom 15.12.2018>.

Zusammen arbeiten: Modalitäten

Eine wichtige Gemeinsamkeit der Förderinstrumente besteht darin, dass sie zum einen den Austausch zwischen ForscherInnen oder Institutionen intensivieren und zum anderen die Bedingungen für Forschung dahingehend verbessern wollen, dass strukturelle Erschwerisse, wenn nicht beseitigt, dann zumindest abgeschwächt werden. Exemplarisch hierfür steht die Zielformulierung für die Käte-Hamburger-Kollegs, »durch weitgehende Freistellung von universitären Verpflichtungen herausragenden Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftlern persönlichen Freiraum zu gewähren, um selbst gewählten Forschungsfragen nachgehen zu können« sowie »eine Lerngemeinschaft zu ermöglichen, die durch systematische Konfrontation mit anderen Wissenskulturen die eigenen, meist unhinterfragten Selbstverständlichkeiten auf den Prüfstand stellt«⁵. Die äußeren Bedingungen der Zusammenarbeit wie räumliche Kopräsenz und teilweise Entbindung von universitären Pflichten gehen einher mit dem Versprechen der produktiven Auseinandersetzung im interdisziplinären Dialog. Über das Zusammenbringen von WissenschaftlerInnen, die zu ähnlichen Themen arbeiten, wird dabei auch eine Verfestigung positiver Elemente angestrebt: nicht nur für den Zeitraum der Förderung sollen »Wissenskulturen« implizit oder explizit hinterfragt werden, sondern es sollen »Selbstverständlichkeiten« auch darüber hinaus zum Reflexionsthema gemacht werden. Zwar geht es zunächst um die Beantwortung konkreter Fragestellungen, zudem aber auch um die Entwicklung und Etablierung von Netzwerken und Strukturen, die über spezifische Projektzusammenhänge hinausreichen. In dieser Perspektive ist Zusammenarbeit nicht lediglich ein zeitlich beschränkter Modus der Interaktion mit anderen ForscherInnen oder Disziplinen, sondern kann als Forderung nach einer grundsätzlichen reflexiven Haltung verstanden werden.

⁵ <https://www.kaete-hamburger-kollegs.de/de/Foerdermassnahme.php> vom 15.12.2018.

In eine ähnliche Richtung lassen sich die Bestrebungen verstehen, die wissenschaftliche Zusammenarbeit nicht auf universitäre ForscherInnen beschränkt, sondern die zivilgesellschaftliche Akteure einbindet. Unter Schlagwörtern wie partizipative Wissenschaft, *Community Based Research* oder *Citizen Science* versammeln sich Ansätze, um wissenschaftliche Forschung systematisch mit außeruniversitären Öffentlichkeiten zu verknüpfen und für die Erarbeitung von Wissen produktiv zu machen. Die Formen der Zusammenarbeit mit interessierten *Citizen Scientists* sind dabei vielfältig: Sie beinhalten ebenso die Übernahme einfacher Transkriptionsarbeiten über das Zurverfügungstellen von Rechenleistung, das Spenden von per Smartwatch erhobenen Gesundheitsdaten, die Erfassung von Pflanzen- oder Tierarten wie die Suche und Klassifizierung von neuen Himmelskörpern vom heimischen Computer aus.

Auch hier lässt sich eine Institutionalisierung der Zusammenarbeit beobachten, so etwa mit der im November 2018 eröffneten *Partizipativen Wissenschaftsakademie* (PWA) der Universität Zürich und der ETH Zürich.⁶ Mit der Annahme, dass »jeder von uns [...] eine Forscherin oder ein Forscher sein«⁷ kann und ein »Dialog mit der Gesellschaft« auf Augenhöhe gesucht wird, sind Bemühungen verbunden, Qualitätsstandards zu gewährleisten und besonders bei räumlich verteilter Forschung (z. B. Messungen an unterschiedlichen Standorten) oder großen Datenmengen (z. B. handschriftliche Datensätze oder Fotografien) einfache Aufgaben⁸ auf viele Akteure zu verteilen, so dass eine Entlastung der analytisch arbeitenden WissenschaftlerInnen erreicht wird.⁹

6 <https://www.pwa.uzh.ch/de.html> vom 15.12.2018.

7 <https://www.news.uzh.ch/de/articles/2018/partizipative-wissenschaftsakademie.html> vom 15.12.2018.

8 Deutlich ambitioniertere Formen außeruniversitärer Forschung finden sich etwa in der Naturforschung der Schweiz um 1900, vgl. Scheidegger, Tobias: »Petite Science.« Außeruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900, Göttingen: Wallstein 2017.

9 Entsprechende Vorläufer sind etwa die unterschiedlichen volkskundlichen Atlasprojekte, in denen nach dem Gewährsmannprinzip regionale Ausprägungen von Ritualen, Sitten und Praktiken durch lokale Personen (oftmals Lehrer) gesammelt

Auch in diesem Bereich lassen sich Paradigmen der Inklusion und Transparenz als Ermöglicher partizipativer Wissenschaft beobachten – wie aber das Zusammenarbeiten über konkrete Verfahrensanweisungen hinaus abläuft, bleibt bislang wenig beleuchtet. Dazu gehört insbesondere auch die »social form¹⁰ des Zusammenarbeitens, also die vielfältigen interaktionalen, subjektiven und sozialen Aspekte von Kollaborationen. Während finanzielle, räumliche und administrative Fragen bezüglich der Rahmenbedingungen für funktionierende Zusammenarbeit einen hohen Rang in den Zuschnitten von Förderprogrammen, wissenschaftlichen Institutionen und weiteren kollaborativen Arrangements einnehmen, sind diese ›weichen‹ Faktoren ungleich kontingenter und schwerer zu steuern: sie sind abhängig von Vertrauen, individuellen Erfahrungen und Vorannahmen wie auch von unterschiedlichen Zielvorstellungen der beteiligten Akteure, die nicht immer zusammenzubringen sind. Bendix, Bizer und Noyes betonen entsprechend, dass Raum für »social interaction« geschaffen werden muss, beispielsweise über Team Building-Maßnahmen, gemeinsame Retreats oder auch einfach über die Anschaffung von Kaffeemaschinen, um einen Ort der Interaktion für die ForscherIn-

und an WissenschaftlerInnen zur Auswertung weitergeleitet worden sind, vgl. etwa Schmoll, Friedemann: Die Vermessung der Kultur. Der »Atlas der deutschen Volkskunde« und die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1920–1980. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2009; Simon, Michael: »Volksmedizin« im frühen 20. Jahrhundert. Zum Quellenwert des Atlas der deutschen Volkskunde. Mainz: Gesellschaft für Volkskunde Rheinland-Pfalz 2003. Die damit verbundenen Probleme sind durch den Zuschnitt neuerer Projekte wie auch durch die grundsätzliche Reflexion solch früher Formen heute zwar nicht gänzlich ausräumbar, aber deutlich abgemildert, vgl. für eine frühe Diskussion dieser Thematik Bausinger, Hermann: »The Renascence of Soft Methods: Being ahead by Waiting«, in: Folklore Forum 10 (1977), S. 1–8, hier S. 2.

¹⁰ Bendix, Regina F./Bizer, Kilian/Noyes, Dorothy: Sustaining Interdisciplinary Collaboration. A Guide for the Academy, Chicago: University of Illinois Press 2017. Stefan Groth war als Doktorand und Post-Doktorand an der interdisziplinären Forschergruppe, die den Ausgangspunkt für die Reflexionen von Bendix, Bizer und Noyes bildet, beteiligt.

nen zu erzeugen. Ein Garant sind solche und andere Vorschläge für nachhaltige Kollaboration wohlgemerkt nicht, da disziplinäre Eigenlogiken, hochschul- und wissenschaftspolitische Elemente oder auch Misstrauen Hindernisse darstellen können.¹¹ Hinzu kommen die zum Teil unterschiedlichen Laufbahnstationen, an denen sich die Forschenden befinden und die damit verbundene (versteckte) Agenda in Bezug auf Repräsentation und Networking. Nicht zuletzt entstehen Missverständnisse und Konflikte in kollaborativen Prozessen auch durch kaum hintergehbar Differenzen in Bezug auf Habitus und Rollenverständnis der beteiligten Forschenden.¹²

Es sind also nicht alleine die äußereren Bedingungen, sondern ebenso interpersonelle Prozesse, Wissensordnungen oder Kommunikationsprobleme, die für das (Nicht-)Gelingen von Zusammenarbeiten konstitutiv sind. Die Reflexionen über die Herausforderungen interdisziplinärer Forschung, partizipativer Wissenschaft oder institutionelle Formen müssen zudem vor dem Hintergrund verstanden werden, dass Zusammenarbeit auch disziplinär stattfindet. Die dazugehörigen Modalitäten der Teamarbeit in der Wissenschaft, aber auch in anderen Bereichen, sind in Arbeitssoziologie und -psychologie, Organisationsforschung sowie in den Science and Technology Studies dezidiert thematisiert worden. Zum einen liegen damit Anknüpfungspunkte vor für Forschungen über offene oder versteckte Strukturen und Bedingungen, unter denen sich kollaborative Prozesse konstituieren und unter denen Akteure diese durchführen, modifizieren oder bewerten. Zum anderen können Perspektiven auf gegenwärtige Prozesse des Zusammenarbeitens jenseits von Versuchen der Optimierung oder Evaluation dazu bei-

¹¹ Ebd., vgl. zudem die Ratschläge für ForscherInnen, die hier formuliert werden, um forschungspragmatischen Problemen entgegenzutreten.

¹² Vgl. dazu u. a. Ritter, Christian: »Die Ästhetisierung der Sozialwelt als Gegenstand von Kunst und Ethnografie. Methodische Überlegungen zu transdisziplinärer Forschung«, in: Hofhelder, Ute/Schönberger, Klaus/Hengartner, Thomas/Schenker, Christoph (Hg.): Kunst und Ethnografie – zwischen Kooperation und Ko-Produktion? Anziehung–Abstossung–Verwicklung: Epistemische und methodologische Perspektiven, Zürich: Chronos 2018. S. 57–82.

tragen, die Komplexität auch von disziplinären oder innerorganisatorischen kollaborativen Formen im Wandel aufzuzeigen.

Zusammen arbeiten: Settings

Die Grundlagen der im vorliegenden Band versammelten Beiträge entstanden im Rahmen einer im Oktober 2017 durchgeführten Tagung. Unter dem Titel »Zusammenarbeit(en): Praktiken der Koordination, Kooperation und Repräsentation in kollaborativen Prozessen« berichteten die TeilnehmerInnen über Arbeitsformen und Erfahrungen innerhalb inter- und transdisziplinärer Kollaborationsprojekte. Organisiert wurde die Tagung gemeinsam vom *Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft ISEK* der Universität Zürich und dem *Collegium Heleticum*.

Die interdisziplinär angelegte Tagung brachte nicht nur BeiträgerInnen aus dem Kern der Empirischen Kulturwissenschaft und Europäischen Ethnologie zusammen, sondern konnte über die Zusammensetzung ein breites Spektrum an Themen, Zugängen und disziplinären Perspektiven abdecken. Es ging dabei in erster Linie nicht um die Präsentation von fallspezifischen Erkenntnissen im Sinne einer Ergebnispräsentation, sondern darum, wie sich der Weg zu diesen gestaltet. Vereinfacht formuliert: Wie werden Formen der Zusammenarbeit ausgehandelt, organisiert und repräsentiert? Mit dieser Frage verbunden war auch das Anliegen, nicht nur über Formen der Repräsentation zu sprechen, sondern diese auch in ihrer Ästhetik und Medialität präsent zu haben. Während des Zeitraums gastierte in den Räumen des *Collegium Heleticum* die Ausstellung »Mit Kopfhörern unterwegs« (Ute Holfelder, Florian Wegelin), die aus einem künstlerisch-ethnografischen Forschungsprojekt des ISEK und der *Zürcher Hochschule der Künste* entstanden ist.¹³ Gezeigt wurde zudem der Dokumentarfilm

¹³ Vgl. van Eck, Cathy/Frahm, Ole/Holfelder, Ute/Hüners, Michael/Michaelsen, Torsten/Wegelin, Florian: *Mit Kopfhörern unterwegs. Ein ethnografisch-künstlerisches For-*

SCHLEUDERTRAUMA¹⁴, für welchen die Filmemacher die Entstehung des 2014 im *Jungen Theater* in Göttingen uraufgeführten Dokumentartheaterstücks »Schön, dass ihr da seid« begleitet haben. Der Film erzählt von der konflikthaften Entwicklung des Stücks auf Grundlage einer Kooperation zwischen einem studentischen Forschungsprojekt am *Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie* der Universität Göttingen mit dem *Jungen Theater*.

Das Tagungsthema – Zusammenarbeit(en) – wie auch die thematische und mediale Vielgestaltigkeit der Beiträge verweisen auch auf die institutionelle Rahmung der Veranstaltung, die selbst eine Koproduktion zwischen dem ISEK und dem *Collegium Helveticum* war. Die disziplinenübergreifende Zusammenarbeit ist programmatisch am *Collegium Helveticum* verankert: Das von den drei Zürcher Hochschulen ETH Zürich, Universität Zürich und Zürcher Hochschule der Künste getragene *Institute for Advanced Studies* ist spezialisiert auf die Entwicklung, Durchführung und Reflexion von kollaborativen und transdisziplinären Forschungsprojekten. Dafür werden für einen Zeitraum von vier Jahren sieben ProfessorInnen aus den drei Trägerhochschulen als Fellows an das *Collegium Helveticum* gewählt und dafür zu zwanzig Prozent von ihren Lehrstuhltätigkeit befreit. In unterschiedlichen Konstellationen arbeiten die Fellows und ihre MitarbeiterInnen zu einem jeweils zu Beginn der Forschungsperiode festgelegten Thema, aktuell zu Digital Societies (2016–2020). Die derzeitigen Fellows stammen aus der Ökonomie, der Psychologie, den Geschichtswissenschaften, den Computational Sciences, der künstlerischen Forschung sowie der Ethik, hinzukommen als assoziierte Fellows gewählte ProfessorInnen aus den Bereichen Information Science and Engineering, Informations- und Kommunikationsrecht und Geografie. Begleitet wird die Arbeit an und der interne Austausch über die gemeinsamen Forschungsprojekte durch ein öffentliches Veranstaltungsprogramm

schungsprojekt, online verfügbar unter: https://www.isek.uzh.ch/dam/jcr:30dbe6a6-d6cb-428a-892c-5a0b6f54b8a3/reader_kopfhoerer.pdf vom 15.12.2018.

¹⁴ SCHLEUDERTRAUMA (Deutschland 2018, R: Oliver Becker/Torsten Näser).

mit WissenschaftlerInnen und Stakeholdern aus Zivilgesellschaft, Politik und Wirtschaft.¹⁵ Spezifische Veranstaltungen beschäftigen sich dezidiert mit epistemischen¹⁶ wie auch organisatorischen oder forschungspolitischen Aspekten des Themas Transdisziplinarität. Die Tagung »Zusammenarbeit(en)« ist Teil einer Reihe solcher Formate.¹⁷

Innerhalb dieses Zusammenhangs kam der Tagung »Zusammenarbeit(en)« eine besondere Rolle zu, weil sie die theoriegeleitete Diskussion und Reflexion um die in wissenschaftlichen Debatten oft vernachlässigte *praktische Dimension* inter- und transdisziplinärer Forschung erweitert hat. Dass selten und oft nur ungern über konkrete Herausforderungen des Zusammenarbeitens gesprochen wird, ist einerseits nachvollziehbar, insofern Einblicke in die ›Problemzonen‹ der eigenen Arbeit immer auch persönliche Erwartungen und Ambitionen, Machtverhältnisse und Strategien spiegeln. Andererseits versprechen solche Einblicke wichtige Hinweise für die Planung, Begleitung und Steuerung inter- und transdisziplinärer Kooperationsprojekte.

Das Tagesgeschäft an auf inter- und transdisziplinäre Gruppenforschung ausgerichteten Forschungseinrichtungen ist vielfach bestimmt durch organisatorische und operationelle, aber auch durch soziale und soziokulturelle Probleme, die das ›zusammen Arbeiten‹ von AkteurInnen unterschiedlicher disziplinärer Herkunft mit sich bringen: Das Spektrum der Herausforderungen reicht von der Aushandlung gemeinsamer Ziele über methodologische Fragen bis zu der Entwicklung administrativer Lösungen, etwa im Human Resources

¹⁵ Für weiter Informationen vgl. www.collegium.ethz.ch.

¹⁶ Ebenfalls am Collegium Helveticum ist das *Ludwik-Fleck-Zentrum für Wissenschaftstheorie* beheimatet, dass sich schwerpunktmäßig mit der theoretischen Beschreibung und Analyse wissenschaftlicher Praxis an den Schnittpunkten der Disziplinen und ›Denkstilen‹ beschäftigt.

¹⁷ Bereits im Jahr zuvor fand eine internationale Tagung statt mit dem Titel »Not only between, but even beyond. Oder: Transdisziplinarität – eine Bestandsaufnahme«. Die Beiträge dazu sowie ein zusätzlicher Essay von Jürgen Mittelstrass sind versammelt in H. von Sass: Between/Beyond/Hybrid.

Management (wie wird z. B. eine KünstlerIn lohntechnisch eingestuft im Vergleich zu einer WissenschaftlerIn?).

Das Beschreiben und Analysieren der in kollaborativen Prozessen gemachten Erfahrungen trägt zudem dazu bei, das persistente Narrativ des ›Immer-von-Neuem-beginnen-Müssens‹ zu relativieren, dass inter- und transdisziplinären Kollaborationsprojekten vielmals zugeschrieben wird. Auch wenn solche Forschungsvorhaben oft nur bedingt auf einen etablierten modus operandi aufgesetzt werden können, ist längst nicht jedes Projekt ein Sonderfall. Die strukturellen und methodischen Probleme, die sich von der Planung über die Umsetzung bis zur Kommunikation kollaborativer und disziplinenübergreifender Forschungsprojekte ergeben, gleichen sich oftmals. Eine systematische Auseinandersetzung mit dem Modus des eigenen Zusammenarbeitens wird jedoch meist durch fehlende Kapazitäten für eine projektinterne Begleitforschung erschwert, sofern entsprechende Ressourcen nicht bereits von Beginn her eingeplant und durch die Förderagenturen bewilligt werden.¹⁸ Insofern verweist das Interesse auf die *konkreten* Praktiken und Prozesse kollaborativer Forschung auch auf ein förderpolitisches Anliegen.

18 Wie eine solche Anlage aussehen könnte, wurde in zwei gemeinsam von dem ISEK und der ZHdK durchgeführten SNF-Projekten elaboriert. Das erste Projekt fand von 2012 bis 2014 unter dem Titel »Handyfilme – Künstlerische und ethnographische Zugänge zu Repräsentationen jugendlicher Alltagswelten« statt. Das dran anschließende, zweite Vorhaben trug die Überschrift »Mit Kopfhörern unterwegs – Wahrnehmung, Aneignung und diskursive Konstitution von öffentlichem Raum. Künstlerische und ethnografische Verfahren im Dialog«. In beiden Projekten wurden alltagsethnografische Methoden mit künstlerisch-forschenden Zugängen in den Dialog gebracht und die Kooperationen der beteiligten KünstlerInnen und KulturwissenschaftlerInnen beobachtet, analysiert und interpretiert. Vgl. C. Ritter: Die Ästhetisierung der Sozialwelt, sowie Holfelder, Ute: »Blickwechsel, Perspektivenerweiterungen und Bedeutungsverschiebungen. Ein Praxisbericht zum Potenzial künstlerisch-ethnografischer Forschungsprojekte«, in: Holfelder, Ute/Schöninger, Klaus/Hengartner, Thomas/Schenker, Christoph (Hg.): Kunst und Ethnografie – zwischen Kooperation und Ko-Produktion? Anziehung – Abstossung – Verwicklung: Epistemische und methodologische Perspektiven, Zürich: Chronos 2018, S. 83–96.

Zusammen arbeiten: Perspektiven

Der vorliegende Band versammelte Perspektiven aus der Empirischen Kulturwissenschaft/Europäischen Ethnologie und benachbarten Disziplinen, die sich mit kollaborativen Prozessen innerhalb der Wissenschaft sowie zwischen wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Akteuren befassen.¹⁹ Im Zentrum stehen Beiträge, welche die eigenen Arbeitsformen und Erfahrungen in Bezug auf inter- und transdisziplinäre Kollaboration (Niewöhner; Schneider), aber auch die Zusammenarbeit zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern – Wissenschaft und Kunst (Laister; Müller und Näser; Cuny, Färber und Preissing), Kunst und Gesellschaft (Hedinger; Caviezel), universitäre Qualifizierung (Vögeli und Müller) – und Institutionen (Grigo) reflektieren, wie auch solche, die sich mit der Erforschung von Formen der Kollaboration befassen (Hälker; Paul; Wolf und Wysling).

Diese breite Perspektive beschränkt sich nicht auf die in den inzwischen letzten Jahrzehnten prominent gewordene Sozial- und Arbeitsform wissenschaftlicher Interdisziplinarität, sondern greift auch nicht-wissenschaftliche Konstellationen auf, um Modi und Aspekte des Zusammenarbeitens zu untersuchen. Den Ausgangspunkt für die Beiträge bilden Fragen nach der spontanen oder gerichteten Emergenz und Aushandlung von Koordinations- und Kollaborationsformen, nach den Schnittstellen zwischen künstlerischem und wissenschaftlichem Arbeiten oder zwischen Wissenschaft und Zivilgesellschaft. Beleuchtet werden dabei die konkreten Aushandlungsprozesse, in denen Modi der Zusammenarbeit, Wissenshierarchien, Begrifflichkeiten und Definitionen, Arbeitsteilungen, Koordinations- und Abstimmungsmecha-

¹⁹ Video-Aufzeichnungen der beiden Keynotes von Jörg Niewöhner (»Ko-laboration als disziplinäre Forschung«) und Klaus Schönberger (»Von der Kooperation zur Ko-Produktion. Über die Herausforderung des ›Trans‹ in gemeinsamen Forschungsprojekten von Kunst und Ethnografie«) sind online verfügbar unter <https://www.video.ethz.ch/play/5ee01ee2-ed3-4fd1-9311-6b6b5b2e4f71.html> vom 15.12.2018.

nismen, die Teilung von Profiten und Prestige, Zieldefinitionen und anderen Elementen ausgearbeitet und umgesetzt werden.

Die darin anlegte Thematik betrifft zwei miteinander verzahnte Komplexe. Der erste betrifft inter- und transdisziplinäre Formen der Zusammenarbeit. In der Empirischen Kulturwissenschaft/Europäischen Ethnologie und ihren benachbarten Disziplinen und Arbeitsfeldern sind Kollaborationen dieser Art alles andere als ungewöhnlich, sei dies in der transdisziplinären Stadtforschung (Hälker; Cuny, Färber und Preissing), in der Zusammenarbeit mit KünstlerInnen und KuratorInnen, im Kontext von Vermittlung und Museum (Grigo), in *Citizen Science*-Projekten oder auch in der Kollaboration mit ExpertInnen aus den Naturwissenschaften (Niewöhner), der Politik oder der Wirtschaft. Fachgeschichtlich betrachtet ist hier auch die Zusammenarbeit mit Gewährpersonen als weiterer Modus der Kollaboration zu nennen. Feldforschung und Ethnografie *als* Kollaboration, also ethnografische Wissensproduktion als kollaborative Forschung, sind in diesem Kontext in den letzten Jahren verstärkt hinsichtlich spezifischer Vorgehensweisen diskutiert worden. Im Anschluss an die *Writing Culture*-Debatte²⁰ wird dabei ontologisch und forschungsethisch unter anderem für die Notwendigkeit epistemischer Partnerschaften²¹, modifizierter ethnografischer Methoden oder experimenteller kollaborativer Orte in der Feldforschung²² argumentiert. Im Rahmen dieses Bandes werden solche Aspekte empirisch-kulturwissenschaftlich diskutiert, wobei ein besonderes Interesse dabei auf den versteckten oder auch offenen Strukturen und Bedingungen gelegt wird, unter denen sich kollaborative Prozesse konstituieren und durchgeführt werden. Angesprochen sind damit im Besonderen die verinnerlichten Regel-

²⁰ Zenker, Olaf: *Writing Culture*. Oxford Bibliographies Anthropology, www.oxfordbibliographies.com/view/document/obo-9780199766567/obo-9780199766567-0030.xml vom 15.12.2018.

²¹ Vgl. etwa Marcus, George E.: »Collaborative Imaginaries«, in: *Taiwan Journal of Anthropology* 5/1 (2007), S. 1–17.

²² Marcus, George E.: »Introduction«, in: George E. Marcus (Hg.), *Para-sites: A Case-book against Cynical Reason*, Chicago: University of Chicago Press 2001, S. 1–13.

systeme, symbolischen Ordnungen, Wissenshierarchien und Objektivationen, die innerhalb von Kollaborationen implizit oder explizit affiniert und weiter ausgehandelt werden.

Der zweite Komplex betrifft Feldforschung und Ethnografie über Kollaborationen jenseits wissenschaftlicher Kontexte oder in Arrangements, in denen die kulturanthropologische Forscherin oder der kulturanthropologische Forscher sich primär als BeobachterInnen positionieren und nicht explizit als KollaborateurInnen mitwirken (Wolf und Wysling, Paul). In diesem Bereich hat insbesondere auch die empirisch-kulturwissenschaftliche Wissensforschung Beiträge für eine besseres Verständnis der konkreten Praktiken und Prozesse geleistet, die beim Zustandekommen, der Durchführung aber auch bei der Repräsentation von kollaborativen Arrangements eine Rolle spielen.²³ Daran möchten wir mit diesem Band ansetzen, indem wir Erkenntnisse über und Erfahrungen mit Praktiken der Koordination, Kooperation und Repräsentation in kollaborativen Prozessen zusammenzuführen und vor dem Hintergrund unterschiedlicher Fallstudien zur Darstellung bringen.

Angesichts der Idealisierung und Ästhetisierung von kollaborativen Prozessen in universitäter Forschung und Lehre wird es in künftigen Debatten auch darum gehen müssen, Formen und Rahmungen des Zusammenarbeitens mit Blick auf die institutionellen Zwänge zu diskutieren. Für die ethnografische Einzelfeldforschung ist der Einfluss von Optimierungsdebatten bereits diskutiert worden²⁴, in deren Rahmen eine Verbesserung oder Perfektionierung von Forschungsprozessen angestrebt wird. Eine Ausweitung der Diskussion, die ebenso die Sozialform der Interdisziplinarität zum Thema macht, scheint hier

²³ Koch, Getraud/Warneken, Bernd-Jürgen (Hg.): Wissensarbeit und Arbeitswissen. Zur Ethnografie des kognitiven Kapitalismus, Frankfurt a. M.: Campus 2012.

²⁴ Färber, Alexa: »Das unternehmerische ethnografische Selbst. Aspekte der Intensivierung von Arbeit im ethnologisch-ethnografischen Feldforschungsparadigma«, in: Ina Dietzsch/Wolfgang Kaschuba/Leonore Scholze-Irrlitz (Hg.): Horizonte ethnografischen Wissens. Eine Bestandsaufnahme, Köln: Böhlau Verlag 2009, S. 178–202.

ratsam zu sein, um auch mögliche Zwänge zur Zusammenarbeit unter diesem Gesichtspunkt beleuchten zu können. In dem Sinne, dass ein inter- oder transdisziplinäres Arbeiten besondere Herausforderungen insbesondere für junge ForscherInnen-Karrieren darstellen kann²⁵, wäre darüber hinaus auch zu fragen, welche Rolle akademische Prekarität²⁶ in kollaborativen Konstellationen mit unterschiedlichen Leistungs-, aber auch Beschäftigungslogiken spielen kann. Und schließlich sind auch verschiedene Formen der Verweigerung der Zusammenarbeit in dem Moment, in dem diese zum Zwang wird, genauer in den Blick zu nehmen.

25 Zu nennen wären hier beispielsweise der erhöhte Arbeitsaufwand durch kollaborative Formate, unterschiedliche disziplinäre Bewertungs- und Publikationslogiken oder auch thematische Fokussierungen, die durch den interdisziplinären Zuschnitt nicht der ›konventionellen‹ fachlichen Themenpolitik entsprechen müssen.

26 Vgl. etwa die Online-Ausgabe des Journals »Cultural Anthropology« vom Mai 2018, in der eine Sammlung an Beiträgen zum Thema »Academic Precarity in American Anthropology: A Forum« veröffentlicht worden ist: <https://culanth.org/fieldsights/1321-academic-precarity-in-american-anthropology-a-forum> vom 15.12.2018.

Situierter Modellierung

Ethnografische Ko-Laboration in der Mensch-Umwelt-Forschung

Jörg Niewöhner

Kollaboration: Risiken eines Imperativs

Das Feld der kollaborativen Forschung in der Anthropologie hat sich in den letzten Jahren rasch geweitet und ausdifferenziert.¹ Es wird viel zusammengearbeitet in den verschiedenen Bereichen des Fachs: mit Informanten verschiedenster Couleur, mit akademischen Disziplinen in den Sozial- und Geisteswissenschaften und darüber hinaus, mit Museen und vielen anderen an Wissen und Wissensproduktion interessierten Institutionen. Michi Knecht spricht sogar vom Imperativ der Kollaboration, um zu markieren, dass Zusammenarbeit nicht immer und nicht nur eine von Anthropologen/Anthropologinnen selbst gewählte Arbeitsform darstellt.² Vielmehr stellt sie auch eine Reaktion auf verschiedene Erwartungshaltungen dar: Erwartungen seitens der

¹ Marcus, George E.: »Contemporary Fieldwork Aesthetics in Art and Anthropology: Experiments in Collaboration and Intervention«, in: Visual Anthropology 23:4 (2010), S. 263–277; Stavrianakis, Anthony/Rabinow, Paul/Mygind Korsby, Trine: »In the Workshop: Anthropology in a Collaborative Zone of Inquiry«, in: Morten Nielsen/Nigel Rapport (Hg.), *The Composition of Anthropology: How Anthropological Texts Are Written*, Abingdon: Routledge 2017, Kapitel 11.

² Knecht, Michi: *Collaborate! Wie ein vielstimmiger, wandernder Imperativ die ethnografische Wissensproduktion verändert*. Unveröffentlichter Vortrag im Institutskolloquium des Instituts für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin, 20.6.2017.

Forschungsförderer, sich zu vernetzen und in Konsortien umfassendere empirische Zugriffe zu entwickeln oder breitere, vergleichende Forschungsdesigns anzulegen; Erwartungen von Informanten, die sich nicht mehr (nur) über die Schulter schauen lassen, sondern die sich aus vielen Gründen den Forschenden zuwenden möchten; Erwartungen auch gespeist aus politisch-moralischen Diskursen, in denen Kollaboration als Reaktion auf Machtasymmetrien, als Intervention und als Form von Solidarität gefordert wird. In einer vernetzten und dynamischen Welt sollen Anthropologen/Anthropologinnen zusammenarbeiten, um Komplexitäten und Konflikten gerecht zu werden.

Ich teile diese Analyse und möchte gerade deswegen in diesem Beitrag eine Lanze brechen für Kollaboration als *disziplinäres* Programm. Ich möchte dies erstens tun, um dem Feld kollaborativen Forschens eine weitere Facette hinzuzufügen. Ich möchte dies aber zweitens auch tun, um eine Zentripetalkraft zu entwickeln, die die Fliehkräfte der Kollaboration ein wenig ausgleicht. Mit Fliehkräften meine ich hier, dass problemorientiertes oder engagiertes Forschen immer auch das Risiko birgt, die Pflege und Entwicklung der eigenen Disziplin zu vernachlässigen. Mehr noch als die soziale Interaktion und persönliche Feldinvolviertheit der etablierten ethnografischen Forschung, verleitet kollaboratives Forschen dazu, rasch entlang von Themen und Feldbelangen voranzuschreiten. Es entstehen allzu schnell tiefe Verpflichtungen, deren Einhaltung geboten ist und die damit disziplinäres oder fachliches Denken erschweren. Nimmt man dann noch ernst, dass in der Forschungspraxis meist sowieso wenig Zeit für ruhige und reflektierte Projektabschlüsse bleibt, weil zunehmend allgegenwärtige Drittmitteldynamiken zu einem *Frontloading* von Forschung führen, dann scheint es geboten, mit einer gewissen Skepsis zu fragen, ob kollaboratives Forschen nicht die Gefahr erhöht, Fachentwicklung zur Nebenfolge zu degradieren – eine Entwicklung, die für ein kleines Fach mittelfristig nur in eine Sackgasse führen kann.

Natürlich muss man dieser Sorge sogleich entgegenhalten, dass sich kollaboratives Forschen und Fachentwicklung nicht entgegenstellen müssen. Vielmehr ist diese Weiterung oder Verschiebung hin zu

mehr Zusammenarbeit eine selbstverständliche und produktive Entwicklung ethnografischer Forschung. Das Fach wird kollaborativer, nicht: Kollaboration gefährdet fachliche Kernbereiche. Ethnografie war schon immer kollaborativ und was sich nun ändert in der Interaktion mit einer sich verändernden Welt, sind die Modi dieses Zusammenarbeitens.³ Diese Sicht teile ich theoretisch wie wissenschaftspolitisch.⁴ Ich möchte keinesfalls für eine intellektuelle oder strategische Schließung des Fachs plädieren oder für die Konzentration auf einen wie auch immer gearteten, gewissermaßen vor-kollaborativen Kern methodischer und theoretischer Kompetenz. Das Gegenteil ist mein Ziel. Gleichzeitig lässt sich nicht leugnen, dass kollaboratives Forschen Auswirkungen hat auf die Auswahl von Feldern, auf Partnerschaften im und am Rande des Fachs, auf Qualifikationspfade und -profile von Forschenden, auf Berufswege und die gesellschaftliche Rolle des Fachs. Ich möchte auf diese Veränderungen hier nicht näher eingehen und vermute, dass sie sich von verschiedenen Standpunkten aus auch sehr unterschiedlich darstellen. Eine systematische Erfassung dieser Verschiebungen in einer Art Facharchiv der Gegenwart scheint daher als empirisches Projekt geboten.

Ich halte die meisten dieser Entwicklungen für positiv und generativ für das Fach wie für Wissensproduktion allgemein. Mir scheint allerdings auch, dass der Enthusiasmus, der sich häufig in Kollaborationen beobachten lässt, eher nicht auf Fächertwicklung gerichtet ist – zumindest dann nicht, wenn Kollaboration als Weiterentwicklung einer *Public Anthropology* verstanden wird.⁵ »Theorie« als wichtiges Element fachlicher Identifizierung und generative Ressource erscheint hier häufig eher als etwas Altbackenes aus dem Elfenbeinturm,

³ Lassiter, Luke Eric: »Collaborative Ethnography and Public Anthropology«, in Current Anthropology 46:1 (2005), S. 83–106.

⁴ Niewöhner, Jörg: »Co-laborative Anthropology: Crafting Reflexivities Experimentally«, in: Jukka Jouhki/Tytti Steel (Hg.), Etnologinen tulkinta ja analyysi. Kohti avoimempaa tutkimusprosessia, Helsinki: Ethnos 2016, S. 81–124.

⁵ Lassiter, Luke Eric: »Moving Past Public Anthropology and Doing Collaborative Research«, in: NAPA Bulletin 29:1 (2008), S. 70–86.

das zur Lösung des gemeinsam identifizierten Problems nur wenig beitragen kann: zu weit weg von den akuten Relevanzen, zu sperrig, zu selbstbezogen.⁶ Zwar spielt Konzeptentwicklung in Kollaborationen häufig eine Rolle, oft erlebe ich diese aber im Modus des »radikal neu Denkens«, d. h. als bewusst nicht fachgeschichtlich orientierte Suchbewegung. Solchen Prozessen wohnt zweifelsohne enorme Kreativität inne. Um dazu beizutragen, dass das Fach von dieser Kreativität lernen kann, möchte ich im Folgenden eine Form der Kollaboration näher ausführen, die darauf abzielt, Zusammenarbeit zu nutzen, um anthropologische Reflexivität zu stärken und zu erweitern.⁷ Ko-Laboration – wie ich diese Facette nennen möchte – verfolgt damit disziplinäre, gewissermaßen »eigene« Ziele, obgleich sie sich mit den Wissenspraktiken »der Anderen« auseinandersetzt.

Ko-Laboration: Felder, Voraussetzungen, Praktiken

Betenen möchte ich gleich zu Beginn, dass Ko-Laboration etablierte Formen des ethnografischen Forschens und die zentrale Stellung teilnehmender Beobachtung darin nicht ablösen oder ersetzen möchte. Es ist eine Ergänzung, die in spezifischen Feldern und Kontexten zum Einsatz kommen kann; die auf etablierter ethnografischer Forschung aufbaut; und die ihre eigenen Probleme mit sich bringt. Ko-Laboration soll einen Beitrag leisten zum fachlichen Nachdenken über Modi des Reflektierens im Kontext anthropologisch-ethnografischer For-

⁶ Boyer, Dominic: »Reflexivity Reloaded. From Anthropology of Intellectuals to Critique of Method to Studying Sideways«, in: Thomas Hylland Eriksen/Christina Garsten/Shalini Randeria (Hg.), *Anthropology Now and Next*, New York: Berghahn Books 2015, S. 91–110.

⁷ Vgl. Lynch, Michael: »Against Reflexivity as an Academic Virtue and Source of Privileged Knowledge«, in: *Theory, Culture & Society* 17:3 (2000), S. 26–54.; Marcus, George E.: »Reflexivity in Anthropology«, in: Neil J. Smelser/Paul B. Baltes (Hg.), *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences*, Amsterdam: Elsevier Science 2001, S. 12877–12881; D. Boyer, *Reflexivity*.

schung. Sie soll eine mögliche Antwort auf zunehmende epistemische und phänomenologische Kontingenzen innerhalb von Forschungsfeldern und intellektuellen Kulturen insgesamt geben.⁸

Ko-Laboration bezeichnet das zeitlich begrenzte und ergebnisoffene, gemeinsame epistemische Arbeiten über verschiedene wissenschaftspraktische Gemeinschaften hinweg.⁹ Ziel ko-laborativer Forschung ist die Irritation der beteiligten Denkstile, zuvorderst des anthropologischen Denkstils, durch ein Widerstandsaviso.¹⁰ Anders formuliert: Ko-Laboration soll dabei helfen, ethnografische Forschung zum Stutzen zu bringen und damit lieb gewonnene Denkgewohnheiten immer wieder zu durchbrechen.¹¹ Ko-Laboration kann sich dabei in verschiedenen Praktiken ausprägen. Allen gemein ist die experimentelle Arbeit mit den versammelten Methoden und Konzepten.

Felder

Ein Gutteil der Arbeiten zu verschiedenen Formen der Ko-Laboration oder des experimentellen ethnografischen Arbeits¹² stammt aus Kontexten, die thematisch von den *Science and Technology Studies* beeinflusst sind. Im Kern handelt es sich hier also häufig um Felder, die sehr stark durch spezialisierte Wissenschaftspraktiken bzw. komplizierte

⁸ Vgl. D. Boyer, Reflexivity.

⁹ J. Niewöhner, Co-laborative Anthropology.

¹⁰ Fleck, Ludwig: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1935/1980.

¹¹ Niewöhner, Jörg: »Ökologien der Stadt. Zur Ethnografie bio- und geopolitischer Praxis«, in: Zeitschrift für Volkskunde 110:2 (2014), S. 185–214.

¹² Niewöhner, Jörg: »Epigenetics: Localizing Biology through Co-laboration«, in: New Genetics and Society 34:2 (2015), S. 219–242; Fitzgerald, Des/Callard, Felicity: »Social Science and Neuroscience Beyond Interdisciplinarity: Experimental Entanglements«, in: Theory, Culture & Society 32:1 (2014), S. 3–32; Roepstorff, Andreas/Frith, Chris: »Neuroanthropology or Simply Anthropology? Going Experimental as Method, as Object of Study, and as Research Aesthetic«, in: Anthropological Theory 12:1 (2012), S. 101–111; G. E. Marcus, Contemporary Fieldwork Aesthetics.

Technologien geprägt sind. Zuvorderst zu nennen sind sicherlich Wissenschaft selbst, Technologie- und Infrastrukturentwicklung, Medizin wie auch Gesetzgebung, Regulierungspraktiken und Märkte. Dass hier ein Teil der Wurzeln ko-laborativen Arbeitens liegt, bedeutet allerdings nicht, dass Ko-Laboration auf solche Felder beschränkt wäre. Vielmehr lässt sich unter noch genauer zu bestimmenden Voraussetzungen in den meisten Feldern ko-laborativ agieren. Kategorisch ausgenommen werden müssen nur illegale und verfassungsfeindliche Praktiken. Hier gilt sicherlich ein eigenes ethisches wie rechtliches Regelwerk, das an dieser Stelle nicht näher beleuchtet werden soll.¹³

Der US-amerikanische Kulturanthropologe Paul Rabinow gibt mit seiner *Anthropology of the Contemporary* den Anspruch vor¹⁴: Alltagsgefüge werden ständig von den Vektoren der Moderne geformt und zugerichtet. Wo dies auf signifikante und bleibende Art geschieht, sollte die Anthropologie ihre »Inquiries« ansetzen. Diese Zurichtungsprozesse in und von Gefügen berühren Menschen in verschiedenster Weise, so dass auch der »Guy across the Street« zu einem solchen anthropologischen Programm beitragen kann, in dem er bereit ist, nicht nur als Experte des eigenen Alltags und damit Informant zu agieren, sondern als »Technician of General Ideas«, d. h. als Mitdenkender bei der Erarbeitung von Konzepten, die die Signifikanz gegenwärtiger Veränderungen zu fassen helfen. Bevor ich damit zu den Voraussetzungen für eine solche Forschung komme, möchte ich betonen, dass sich für ethnografische Forschung in ihrer Gesamtheit die Auswahl von Forschungsfeldern nach vermuteten signifikanten Verschiebungen in der von Rabinow diskutierten Art richten muss. Da in einer Anthropologie

¹³ Ich betone diesen Aspekt, weil in Diskussionen um ko(l)laboratives Forschen rasch die Frage auftaucht, ob dies bspw. in rechtsradikalen Bewegungen auch möglich sein sollte. Diese Frage ist berechtigt. Jedoch bewegt sich die Mehrheit ethnografischer Forschungsprojekte innerhalb etablierter rechtsstaatlicher Grenzen. Ko-Laboration mit Akteuren und Kontexten außerhalb dieser Grenzen markiert daher einen Sonderfall, der gesondert diskutiert werden muss.

¹⁴ Rabinow, Paul et al. (Hg.): *Designs for an Anthropology of the Contemporary*, Durham: Duke University Press 2008.

der Gegenwart nicht die Möglichkeit der diachronen oder archäologischen Analyse besteht – anders als Foucault in seinen Analysen von Dispositiven –, muss die Suche nach signifikanten gesellschaftlichen Veränderungen über den weiten und differenzierten Kontakt in gesellschaftlichen Alltag erfolgen, über Nähe zu den vermuteten Produktionsstätten sozio-materiellen Wandels. Nur so, über den Vergleich von gesellschaftlichen Dynamiken, lässt sich ermessen, inwiefern das eigene Feld Dynamiken entfaltet, die eine Archäologie des Wissens in der Zukunft als signifikante Verschiebungen wird identifizieren können.

Solche Impulsgeber sozio-materiellen Wandels können zu Beginn des 21. Jahrhunderts die Labore der synthetischen Biologie in Kalifornien sein, in denen daran gearbeitet wird, die Existenzformen menschlichen Lebens grundlegend zu verändern.¹⁵ Es können aber auch neue zivilgesellschaftlich organisierte Formen der wirtschaftlichen Vergemeinschaftung in urbanen Räumen oder landwirtschaftlichen Produktionskontexten sein oder die Entwicklung von Algorithmen von Ratingagenturen in der Finanzwirtschaft. Die Suchbewegung in der Feldkonstruktion muss offen gestaltet sein und darf sich weder in einfacher Weise von Zugangsmöglichkeiten, noch von politisch-gesellschaftlichen Affinitäten lenken lassen. Die Aussicht auf intensive gemeinsame Arbeit kann allzu rasch dazu verleiten, Fehler zu ko-konstruieren, deren Akteure und Logiken von den eigenen intellektuellen und politischen Positionen nicht weit entfernt sind. Zusammenarbeit wird so in vielerlei Hinsicht einfacher. Der Preis einer solchen Vorgehensweise für eine Disziplin, die sich der Erforschung des *Wie* menschlichen Zusammenlebens widmet, ist allerdings hoch. Denn sie führt zu einer systematischen Ausblendung oder zumindest zu einer anderen – tendenziell asymmetrischen – ethnografischen Behandlung von gesellschaftlichen Feldern, die vielleicht nicht ganz irrelevant sind, wenn es um Veränderungen menschlichen Zusam-

¹⁵ Rabinow, Paul/Bennett, Gaymon: *Designing Human Practices: An Experiment with Synthetic Biology*, Chicago: The University of Chicago Press 2012.

menlebens geht. Dies ist in vielerlei Hinsicht eine alte Diskussion im Fach. Sie wird aber durch die Konjunktur kollaborativen Forschens verschärft und in Teilen neu gerahmt.

Voraussetzungen für ko-laboratives Forschen

Vor allem die Soziologin Felicity Callard und der Soziologe Des Fitzgerald haben darauf hingewiesen, dass man sich in experimentelle und kollaborative Forschung niemals naiv begeben dürfe.¹⁶ Institutionelle und epistemische Machtasymmetrien seien real und sehr stabil und würden nicht einfach in einigen wohlmeinenden experimentellen Interaktionen zwischen Einzelpersonen verschwinden. Ihre Auswirkungen seien daher in Bezug auf die Ergebnisse aus solch experimentellen Projekten zu reflektieren, wie auch ihre Effekte auf die langfristige Entwicklung sozialwissenschaftlicher Denkstile und Förderschienen. Dies kann ich nur unterstreichen.

Eine erste Voraussetzung für ko-laborative Forschung ist also eine allzeit reflektierte Position in der Forschung im Sinne Bourdieus¹⁷, die in den konkreten Forschungsinteraktionen immer die sozialen Felder und ihre Dynamiken mitliest – inklusive des wissenschaftlichen Feldes selbst.

Zweitens kann ko-laboratives Forschen nur gelingen, wenn bei allen Beteiligten der Wille, das Interesse und die Ressourcen vorhanden sind, sich auf ein solches Unterfangen einzulassen. Neben der Bereitschaft ist sicherlich Zeit hier der wichtigste Faktor. Ko-Laborieren benötigt nach meiner Erfahrung kontinuierlichen Austausch über einen langen Zeitraum von eher Jahren als Monaten. Die vielfältigen Lernprozesse, die von allen Beteiligten gemeistert werden müssen, Gewöh-

¹⁶ Callard, Felicity/Fitzgerald, Des: *Rethinking Interdisciplinarity across the Social Sciences and Neurosciences*, New York: Palgrave Macmillan 2015.

¹⁷ Bourdieu, Pierre: »Narzistische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität«, in: Martin Fuchs/Eberhard Berg (Hg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993, S. 365–374.

nungs- und Anpassungsprozesse und eben die experimentelle Arbeit selbst, brauchen Planungssicherheit.

Drittens muss in einem ko-laborativen Prozess Vertrauen aufgebaut werden. Gemeinsame epistemische Arbeit verlangt einen offenen Umgang miteinander, der nicht von strategischen Überlegungen verstellt sein darf, egal ob wissenschaftspolitischer oder persönlicher Natur. Nur wer das Gefühl hat, dass das Gegenüber selbst in notwendigen dekonstruktiven Momenten um eine generative Auseinandersetzung bemüht ist, lässt sich wirklich auf ergebnisoffene Arbeit ein. Anders formuliert: Wer Angst vor »entlarvender« Kritik haben muss, scheut das ko-laborative Format. Hier wird deutlich, dass das Abgleiten in die Kollaborateururrolle prinzipiell immer eine Bedrohung darstellt. Allerdings füge ich auch hinzu, dass mir in den verschiedenen Projekten, auf deren Basis ich diesen Beitrag verfasse, keine Situationen begegnet sind, in denen sich diese Gefahr realisiert hätte. Dies liegt keinesfalls daran, dass sich in oder nach ko-laborativer Zusammenarbeit eine fundamentale Kritik oder dialektische Auseinandersetzung mit dem Forschungsfeld verbiete. Es ist vielmehr so, dass die Menschen, die sich in ko-laborative Prozesse begeben, ihre eigenen Arbeitskontexte in aller Regel bereits persönlich wie institutionell reflektiert haben und die gängigen Kritikansätze – fundamental wie gemäßigt – bereits sehr gut kennen. Dies wird in der Zusammenarbeit sehr schnell deutlich und verstellt diesen analytischen Pfad insoweit, als entlang dieser Route keine neuen Erkenntnisse zu erwarten sind. Selbstverständlich verliert diese Kritik damit nicht ihren Wert. Sie ist nur in der Zusammenarbeit bereits allen bekannt und damit innerhalb dieses Projekts schlicht uninteressant. »Knowledge like itself¹⁸ zu produzieren, ist nicht das Ziel von ko-laborativer Forschung. Vielmehr kann es ein gemeinsames Ziel des experimentellen Arbeitens werden, über diese etablierte Kritik hinauszugehen und eine andere Lesart des Forschungsfeldes zu entwickeln.

¹⁸ Strathern, Marilyn: »Not Giving the Game Away«, in Andre Gingrich/Richard G. Fox (Hg.), *Anthropology by Comparison*, London: Routledge 2002, S. xiii–xvii, hier S. xv.

Dies bringt mich zur vierten, gleichsam negativen Voraussetzung. Gemeinsame Arbeitsziele sind gerade keine notwendige Voraussetzung für ko-laborative Forschung. Hier unterscheidet sich Ko-Laboration von Kollaboration, wie sie in der US-amerikanischen Kulturanthropologie und anderswo entwickelt wird.¹⁹ Kollaboration basiert auf einer von den Kollaborierenden geteilten Problematisierung des Arbeitsfeldes und damit auch häufig auf einer gemeinsamen Lösungsstrategie. Diese Gemeinsamkeiten stellen die Basis dar für den Einsatz fachlicher Methoden als Beitrag zur Lösungsstrategie. Diese Form der kollaborativen Ethnografie wird als Weiterentwicklung einer *Public Anthropology* verstanden. Ko-Laboration hingegen, als gemeinsame epistemische Arbeit, kommt prinzipiell ohne gemeinsame Ziele aus, auch wenn sich diese in der Zusammenarbeit ergeben können. Die jeweils Beteiligten können ohne Weiteres unterschiedliche spezifische Ziele verfolgen. Ko-Laboration stellt gewissermaßen die prozessuale Variante eines *Boundary Objects* dar.²⁰ Menschen tun unterschiedliche Dinge durch denselben Prozess. Ob man dies dann als *gemeinsamen* Prozess bezeichnen sollte, ist eine relevante Frage. Mir scheint die Unterscheidung wichtig zu sein zwischen einem Bekenntnis der Beteiligten zu einem Prozess und einem Bekenntnis der Beteiligten zu einem Ziel. Das Bekenntnis zu einem gemeinsamen Ziel stellt die Kollaborierenden häufig in ein unterstützendes Verhältnis zueinander. Man strebt mit und durch Wissenschaft eine ähnliche Welt an bzw. einen ähnlichen Prozess des *Worlding*.²¹ Das Bekenntnis zu einem Prozess hingegen gestaltet das Verhältnis der Ko-Laborierenden offener.

¹⁹ L. E. Lassiter, Collaborative Ethnography; L. E. Lassiter, Moving Past Public Anthropology.

²⁰ Star, Susan Leigh: »This is Not a Boundary Object: Reflections on the Origin of a Concept«, in: Science Technology & Human Values 35:5 (2010), S. 601–617; Star, Susan Leigh/Griesemer, James R.: »Institutional Ecology, Translations and Boundary Objects – Amateurs and Professionals in Berkeleys Museum of Vertebrate-Zoology, 1907–39«, in: Social Studies of Science 19:3 (1989), S. 387–420.

²¹ Tsing, Anna: »Worlding the Matsutake Diaspora«, in: Ton Otto/Nils Bubandt (Hg.), Experiments in Holism, Malden: Wiley-Blackwell 2010, S. 47–66.

Es ist möglich mit Menschen in Experimenten zu denken, die gänzlich andere Ziele verfolgen als man selbst, die eine gänzlich andere Welt anstreben oder für die die Fragen nach »der Welt« überhaupt keine Relevanz besitzen. Diese Offenheit erhöht die Wahlmöglichkeiten bei der Auswahl der Ko-Laborationspartner und schafft Freiheitsgrade in der Zusammenarbeit. Dieser Aspekt ist wichtig für Ko-Laboration, denn nur so kann man sich ko-laborativ anthropologischer Fachentwicklung widmen ohne dabei die Partner im Prozess zu enttäuschen. Gleichzeitig ist die Praxis des Ko-Laborierens niemals so trennscharf gegliedert, wie es hier erscheinen mag. Meist verfolgen die Beteiligten mehrere Ziele oder ihre Ziele verändern sich im Prozess. Einige dieser Ziele werden von Anderen geteilt, andere sind vielen Beteiligten egal. Auch kommt es vor, dass das Ziel des Einen der Anderen missfällt. Wirkliche Zielkonflikte hingegen sind selten. Sechste und letzte Voraussetzung bereits für die Anbahnung eines ko-laborativen Prozesses ist die sehr gute Kenntnis des einzubehandelnden Feldes. Nur so lassen sich die potentiellen Relevanzen ethnografischen Arbeitens aufzeigen, die Menschen im Feld dazu bewegen können, sich auf eine solche zusätzliche Belastung im Alltag einzulassen.

Praktiken

In aller Regel beginnt ko-laboratives Forschen daher mit »klassischem« ethnografischem Arbeiten, d. h. mit der Konstruktion des Feldes, teilnehmender Beobachtung, Gesprächen und beständiger, reflektierter Mobilität zwischen empirischem Material und theoriegeleiteter Interpretation.²² Ein solches Vorgehen führt meist zu einem genauen Verständnis der Alltagslogiken des Feldes. Man lernt zentrale Akteure kennen, es entwickeln sich zumindest in Ansätzen stetige soziale Be-

²² Hirschauer, Stefan: »Die Empiriegeladenheit von Theorien und der Erfindungsreichum der Praxis«, in: Herbert Kalthoff/Stefan Hirschauer/Gesa Lindemann (Hg.), Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008, S. 165–187.

ziehungen. In den meisten Fällen schreitet die Forschung von diesem Punkt ab in eine von zwei Richtungen voran: In der kollaborativen Variante entwickeln Forschende mit den Akteuren des Feldes eine gemeinsame Problematisierung ausgewählter Aspekte des Feldes. Eine Vorgehensweise wird abgestimmt, diese Problematisierungen zu bearbeiten. Inwieweit hierbei ethnografische Methoden und Theoriebestände des Faches zum Einsatz kommen, wird in allen Fällen und Projekten unterschiedlich sein. Der Erfolg einer solchen Kollaboration bemisst sich meines Erachtens in der überwiegenden Zahl der Fälle nach feldimmanenten bzw. feldnahen Kriterien. Dies muss nicht zwingend die Lösung eines konkreten Problems im Feld sein. Dies wäre zu eng bemessen. Formen von Sichtbarkeit und Aufmerksamkeit, Solidarität und Vernetzung, alternativer Repräsentation oder neuer Bewertung sind ebenso von Relevanz, ohne dass aus ihnen unmittelbar eine »Verbesserung« einer konkreten Alltagssituation folgen würde. Es geht also weniger um angewandte Forschung als um eine Spielart von *Mode 2* Wissensproduktion²³, nämlich meist um eine politisch-ethische Verpflichtung, die eigenen Kenntnisse und Fähigkeiten im Angesicht sozialer Problemlagen nicht zuvorderst für rein akademische Ziele einzusetzen, sondern sich in den Dienst gesellschaftlicher Veränderung zu stellen. Anthropologie verfährt hier deutlich im Modus des *Public Understanding of Human Kind in all its Dimensions*, wie es zuletzt wieder 2010 in der Debatte um die Satzung der American Anthropological Association hieß.²⁴

Die zweite, dekonstruktive Variante setzt auf kritische Distanz zum Feld und sieht die Dekonstruktion dominanter Kategorien und Machtverhältnisse als ihre zentrale Aufgabe. Auch hier speist sich die Legitimation der Arbeit des Offenlegens aus einem Wissenschaftsverständnis, das kritisches Bewusstsein und gesellschaftliche Verant-

²³ Nowotny, Helga/Scott, Peter/Gibbons, Michael: »Mode 2 Revisited: The New Production of Knowledge«, in: *Minerva* 41 (2003), S. 179–194.

²⁴ Z. B. D'Andrade, Roy/Scheper-Hughes, Nancy: »Objectivity and Militancy: A Debate«, in: *Current Anthropology* 36:3 (1995), S. 399–440.

wortung zentral stellt. Eine dialektische Fortführung der Dekonstruktion in eine neue Synthese kann, muss aber nicht folgen. Kollaboriert wird hier nicht, wenn man von einer geistigen Nähe der Forschenden zu denjenigen im Feld absieht, deren Leben von den dominanten Diskursen und Akteuren des Feldes auf oft problematische Art und Weise mitgeformt werden. Im Gegenteil: Der im Grundsatz dialektisch kritischen Haltung wohnt die Überzeugung inne, Kritikfähigkeit könne vor allem aus der kritischen Distanz zum Untersuchungsgegenstand entwickelt werden.

Ich möchte hier eine dritte mögliche Vorgehensweise neben Kollaboration und Dekonstruktion skizzieren. Für diesen Schritt von einer Phase ethnografischer Arbeit in die ko-laborative Ethnografie sind zwei Ausgangszweifel wichtig. Erstens – und dies hat der US-amerikanische Kulturanthropologe Dominic Boyer trefflich herausgearbeitet²⁵ – arbeitet anthropologische Ethnografie heutzutage häufig in Feldern, die ihrerseits bereits einen hohen Reflexionsgrad aufweisen und in denen die Kontingenz von Expertise allgegenwärtig ist. Dies gilt sowohl aufgrund gut ausgebildeter Akteure wie institutionalisierter Formen des Nachdenkens über das eigene Tun und seine Konsequenzen. Es ist also keineswegs offensichtlich, wie man aus ethnografischer Präsenz und Interaktion heraus in diesen Konstellationen Wissen produzieren kann, das in signifikanter Weise von dem der Akteure des Feldes abweicht oder über dieses hinausgeht. Man könnte eine dritte Angst der Forschenden vor dem Feld konstatieren: Nicht akzeptiert oder toleriert zu werden, ist nicht die Sorge, sondern vielmehr am Ende mit leeren Händen vor den Informanten zu stehen.²⁶ An diese Sorge schließt der zweite Zweifel an. Liegt das epistemische Moment ethnografischer Forschung wirklich zwingend in der kritischen

²⁵ D. Boyer, Reflexivity.

²⁶ Lindner, Rolf: »Die Angst des Forschers vor dem Feld«, in: Zeitschrift für Volkskunde 7 (1981), S. 51–66; Warneken, Bernd Jürgen/Wittel, Andreas: »Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches Research Up am Beispiel der Unternehmensforschung«, in: Zeitschrift für Volkskunde 93 (1987), S. 1–16; J. Niewöhner, Co-laborative Anthropology.

Distanz zum Feld? Oder ist es nicht vielmehr so, wie die feministische Wissenschaftsforscherin Annemarie Mol einmal lakonisch auf einer Konferenz bemerkte: Aus der kritischen Distanz sieht man häufig weniger, weil man weiter weg ist. Details verschwinden, die eigene Rolle wird unklarer, die Analyse deshalb nicht schärfer.²⁷ Eine Alternative zur Distanzierung vom Feld läge dann im gezielten *Comparative Involvement*, d. h. im vergleichenden Involviertsein in strategisch gewählten Feldern bzw. in einer »modest witnessness«²⁸. Die kritische Distanz würde hier ersetzt durch den Vergleich – immer situiert im praktischen Moment des involvierten Vergleichens. Kritisches Wissen als Praxis würde damit auf eine andere Form von Reflexivität zielen.²⁹

Es ist nicht produktiv, diese beiden Facetten kritischer Wissensproduktion gegeneinander auszuspielen. Sie haben beide ihre eigene Daseinsberechtigung und operieren häufig parallel. Ko-Laboration sieht sich allerdings eher dem *Comparative Involvement* verpflichtet. Statt nun aber in einer Form der *Multi-Sited Comparisons*³⁰ teilnehmende Beobachtung strategisch in Bewegung zu setzen, setzt Ko-Laboration auf die Schaffung eines neuen Denkraumes, der symmetrischer zwischen Feld und Forschung angesiedelt ist. Der US-amerikanische Kulturanthropologe George Marcus hat in diesem Kontext den Begriff der *Para-Site* entwickelt als Modus des »doing theory in continuous

27 Ausführlicher zu dieser Haltung gegenüber dialektischer Kritik: Mol, Annemarie: *The Body Multiple: Ontology in Medical Practice*, Durham: Duke University Press 2002.

28 Sørensen, Estrid: *The Materiality of Learning: Technology and Knowledge in Educational Practice, Learning in Doing*, Cambridge: Cambridge University Press 2009.

29 Niewöhner, Jörg: »Reflexion als gefügte Praxis«, in: *Berliner Blätter*, erscheint Winter 2018/19.

30 Sørensen, Estrid: »Producing Multi-sited Comparability«, in: Thomas Scheffer/ Jörg Niewöhner (Hg), *Thick Comparison: Reviving an Ethnographic Aspiration*, Leiden: Brill 2010, S. 43–78.

relation to the distinctly non->meta< immersive quality of thinking during fieldwork«³¹. Boyer entwickelt diesen Ansatz weiter:

»The para-site is thus a kind of deliberate experimental interruption or >disruption< in the field research process with the intent of staging a reflexive (and potentially collaborative) encounter between research partners: It embraces the opportunity to deal in unsettled working concepts, analytic strategies, and ethnographic ways of thinking that the fieldworker may appropriate critically for her own eventual individual purposes.«³²

Hier wird die Idee des epistemischen Arbeitens als gemeinsamer Feldpraxis deutlich. Das gemeinsame Denken im Moment des *Field Encounters* produziert Reflexivität in einer ganz anders situierten und mobilen Form. Statt des Nachdenkens über die eigene systemisch verstandene Position im Feld³³, wird hier gemeinsam im Modus der Feldforschung an Konzepten gearbeitet.

Gerade von den europäischen Kolleginnen und Kollegen ist das Experimentelle dieses Prozesses weiter ausdifferenziert worden. Der dänische Anthropologe Andreas Roepstorff definiert es im Kontext einer durch Wissenschaftsforschung informierten Ethnografie in dreifacher Weise als Forschungsobjekt, als Methode und als Ästhetik.³⁴ Das Experimentelle wird damit sowohl naturwissenschaftlicher Forschungsort und -modus, als auch ausprobierende ethnografische Vorgehensweise, die sich nicht scheut, einen Forschungsapparat aufzubauen, einzusetzen und mit ihm zu denken³⁵, und eine Haltung gegenüber Methode

31 Deeb, Hadi Nicholas/Marcus, George E.: »In the Green Room: An Experiment in Ethnographic Method at the WTO«, in: PoLAR: Political and Legal Anthropology Review 34:1 (2011), S. 51–76.

32 D. Boyer, Reflexivity, S. 104.

33 S. Hirschauer, Empiriegeladenheit.

34 A. Roepstorff/C. Frith, Neuroanthropology or Simply Anthropology.

35 Roepstorff, Andreas: »Thinking with Animals«, in: Sign Systems Studies 29:1 (2001), S. 203–217.

und Feld, die durch eine tastende Offenheit und Unabgeschlossenheit gekennzeichnet ist und sich der einen transzendenten oder kritischen Wahrheit verweigert. Tanja Bogusz hat diese Elemente der experimentellen Wissensproduktion im Pragmatismus John Deweys' und William James' situiert und der Soziologie anempfohlen als einen Modus des Weltgegenübertritts, der sich sowohl von Theorie-geleiteter Deduktion als auch Feld-geleiteter Induktion absetzt, um in pragmatistischer Manier mit den Unsicherheiten von Feld und Welt generativ umzugehen.³⁶

Während Marcus und Boyer diese experimentellen Vorgehensweisen noch im klassischen mise-en-scène der Feldforschung denken, möchte ich mit dem Begriff der Ko-Laboration einen Schritt weiter gehen und gemeinsame epistemische Arbeit von der Interaktion im Feld lösen. Ich sehe keinen Grund, warum gemeinsame epistemische Arbeit auf spezifische Interaktionsformen und -kontakte reduziert sein sollte. Es geht meines Erachtens vielmehr um einen Prozess, der viel gemein hat mit dem, was Paul Rabinow und Anthony Stavrianakis als das Kuratieren von Konzepten bezeichnet haben.³⁷ Im Vordergrund stehen also unterschiedliche Wissenspraktiken, mit denen experimentiert wird, um so ein Widerstandsaviso gegen die eigenen Gewissheiten und stilgemäßen Denkzwänge zu errichten. Konkret kann dies heißen, die Methoden der Ko-Laborationspartner auszuprobieren; zu lernen, mit ihnen die Welt lesbar zu machen und zu problematisieren. Diese Form des experimentellen *Worldings*³⁸ ermöglicht im Erfolgsfall ein zeitlich begrenztes anderes In-der-Welt-Sein. Der eigene Zugriff, das *Seeing*

36 Bogusz, Tanja: »Experimentalismus statt Explanans? Zur Aktualität der pragmatistischen Forschungsphilosophie John Deweys«, in: Zeitschrift für theoretische Soziologie 2:2 (2013), S. 239–252.

37 Rabinow, Paul/Stavrianakis, Anthony: *Demands of the Day: On the Logic of Anthropological Inquiry*, University of Chicago Press 2013; Dies.: *Designs on the Contemporary: Anthropological Tests*, University of Chicago Press 2014.

38 A. Tsing, *Worlding the Matsutake Diaspora*.

*like an Ethnographer*³⁹, bekommt damit eine phänomenologisch und im zweiten Schritt auch epistemisch andere Dimension. Experimentiert wird also in Ko-Laborationen mit unterschiedlichen Formen, Welt zu problematisieren, wissend in der Welt zu sein oder eben unterschiedlichen Formen des *Worldings*.⁴⁰

In vielerlei Hinsicht ist diese Art des phänomenologisch gründierten Vergleichs seit jeher der zentrale Modus anthropologischer Wissensproduktion. Was sich in der Ko-Laboration in erster Linie ändert, ist zum einen die zentrale Stellung der Rolle von Wissen und wissendem In-der-Welt-Sein als sozio-technischer Praxis. Forschung als Prozess des Zusammenfügens von unterschiedlichen Elementen spielt eine wichtige Rolle. Ethnografische Arbeit wird gerne als direkte zwischenmenschliche Interaktion verstanden. Zwar spielen Aufnahmegeräte und Analysesoftware eine Rolle, aber die Methoden ethnografischer Forschung leben nicht von Technik. Dies gilt für viele andere Kontexte selbstverständlich nicht. Die Methoden der »Anderen« sind häufig stark geprägt durch Technik. Man denke an die Wissenschaften und ihre hochtechnisierten Zugriffe auf Welt, zum Beispiel Fernerkundung, Neurowissenschaft, Klimamodelle oder Ökonometrik, oder an die zahlreichen organisationsgebundenen Forschungsfelder, zum Beispiel Verwaltung und Regulierung, Lieferketten oder Stadtentwicklung, in denen die praktische Verfügbarkeit und Prozessierung von Daten über Welt ein wichtiges Element in der Logik der Alltagspraxis darstellt. Zum anderen verändern sich durch und in Ko-Laboration die Beziehungen, Rollen und Machtverhältnisse zwischen den Beteiligten. Klare Rollen werden aufgelöst. So steht sicherlich

39 Scott, James C.: *Seeing like a State: How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed*, Yale Agrarian Studies, New Haven: Yale University Press 1998.

40 Niewöhner, Jörg/Beck, Stefan: »Phänomenographie: Sinn-volle Ethnographie jenseits des menschlichen Maßstabs«, in: Karl Braun et al. (Hg.), *Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der Sozialen Welt*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2017, S. 78–96; Niewöhner, Jörg et al.: »Phenomenography. Relational Investigations into Modes of Being-in-the-World«, in: *Cyprus Review* 28:1 (2016), S. 67–84.

nicht mehr die bekannte Konstellation Forschende – Informierende im Vordergrund. Gleichzeitig ergibt sich aber auch keine stabile Symmetrie oder ein Verbünden in gemeinsamer Sache. Vielmehr geht es auch hier um ein Experimentieren im Sinne eines flexiblen und reflexiven Umgangs miteinander; ein ständiges Verschieben von Rollen: Mal ist man in einer anleitenden und erklärenden Rolle, dann in der des Lernenden oder der Probierenden. Es entstehen unklare und schwankende Momente.

Reflexivität: Von Poiesis zu gefügter Praxis

Es ist vielleicht gar nicht nötig, Ko-Laboration als eigenständige methodische Form zu markieren. Zu fließend sind die Übergänge zu verwandten Formen der ethnografischen Arbeit. Hinzukommt, dass die Entwicklungsgeschichte ethnografischer Forschung geprägt ist von ko(l)laborativen Momenten, die zumindest bis zu den politischen Unabhängigkeitsbewegungen der Kolonien und der fachlichen *Writing-Culture*-Debatte oft systematisch aus den Ethnografien herausgeschrieben worden sind.⁴¹ Mir geht es nicht um die Etablierung einer fest gefügten methodischen Form, sondern letztlich um Verfahren, die die Pluralisierung von Reflexivität befördern. Reflexivität ist ein, vielleicht *das entscheidende Kennzeichen ethnografischer Wissensproduktion*. Ethnografische Forschung in zunehmend (selbst-)reflexiven Forschungsfeldern und in einer zunehmend pluralen Wissenswelt kann allerdings nicht mehr auf einfache Weise eine spezifische Reflexivität für sich reklamieren.⁴² Ethnografische Reflexivität hat sich bisher hauptsächlich aus zwei Quellen gespeist: der immer wieder kritischen Distanz zum Feld und damit dem Zugriff auf einen dem Feld externen politisch-moralischen Maßstab einerseits und andererseits

41 L. E. Lassiter, Collaborative Ethnography.

42 Lynch, Michael: »Ontography: Investigating the Production of Things, Deflating Ontology«, in: Social Studies of Science 43:3 (2013), S. 444–462.

der Praxis der Selbstreflexion, d. h. der Situierung der Wissensproduktion in der eigenen Biografie, den konkreten sozialen Situationen der Materialerhebung und ihren dahinterliegenden sozialen Felddynamiken samt ihren Machtverhältnissen. Beide Reflexivitätsformen speisen sich aus der *Agency* der Forschenden. Zwar gründet die ethnografische Theorieentwicklung und Interpretation immer auch in den (Ver-)Störungen ethnografischer Interaktion. Gerade das reflexive Element bleibt davor aber geschützt. Es bleibt abgeschirmt von der Verstörung, gewissermaßen als fundamentale Kernkompetenz des/der Ethnografen/Ethnografin und als Garant für die Produktion neuen Wissens.⁴³

Dieser Form individueller Reflexivität möchte ich eine Form der interaktiven Reflexivität hinzufügen, besser vielleicht sogar der *gefügten Reflexivität*. Denn es geht nicht, oder zumindest nicht nur, wie deutlich geworden sein sollte, um Intersubjektivität oder Dialog. Ich möchte Reflexivität als Gefüge epistemischer Praxis begreifen im Sinne von *Assemblage* und damit unter Einbeziehung der technischen Apparaturen, materiellen Artefakte und Umwelten wie auch der beteiligten Körper der Forschungsfelder, also mit einem Verständnis des Sozialen als sich sozio-materiell kontinuierlich Fügendes.⁴⁴ Das ko-laborative Ausprobieren von »anderen« Wissenspraktiken im experimentellen Kontext soll also dazu dienen, Reflexivität zusammenzufügen. Gefügte Reflexivität stellt somit eine geteilte Praxis dar und wird als solche auf vielfältige Weise generativ. Ich möchte hier den disziplinären Aspekt betonen. Gefügte Reflexivität erweitert den Modus ethnografischer Wissensproduktion in Feldern, die bereits durch einen hohen Reflexionsgrad gekennzeichnet sind. Einerseits entlastet sie die Ethnografen/Ethnografinnen, weil das Erkenntnismoment

43 J. Niewöhner, Reflexion als gefügte Praxis.

44 Farias, Ignacio/Bender, Thomas: *Urban Assemblages: How Actor-Network Theory Changes Urban Studies, Questioning Cities*, London: Routledge 2010; Latour, Bruno: *Wir sind nie modern gewesen: Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008.

nicht mehr nur alleine auf ihren Schultern lastet, sondern in einen verteilten Prozess gegeben wird. Andererseits verlangt sie von ihnen eine Ergebnisoffenheit, die sehr unangenehm werden kann.

Das Arbeiten mit und das Aushalten von epistemischen Differenzen ist oberstes Gebot praktischer Reflexivität. Das Vorhandensein eines gemeinsamen Ziels als konstitutivem Element von Kollaboration kann hier stark einschränken. Denn allzu häufig gerät Forschung in derartigen Konstellationen in die Rolle, auf der Basis bekannter Unterscheidungen und bekannten Wissens politisch zu agieren, d. h. Stellung zu beziehen. Das Fügen von praktischer Reflexivität in Ko-Laboration hingegen ist in erster Linie am Prozess der Auseinandersetzung interessiert. Die Wirkungen solcher Prozesse können dann verschiedenartig sein und hängen eben auch von der Wahl der Kooperationspartner ab. Von besonderem Interesse sind dann meines Erachtens eben solche Ko-Laborationen, die anthropologische Denkstile stören und die Ethnografen/Ethnografinnen zwingen, eigene Vorannahmen, Konzepte und Gewissheiten zu überdenken. In anderen Worten, Ko-Laborationen sollten vor allem auch dann und in solchen *Para-Sites* und Experimentalräumen weiterbetrieben werden, in denen sich herausstellt, dass praktische Reflexivität die Ethnografen/Ethnografinnen auf neue Gedanken zu der Frage bringt, wie Menschen zusammenleben, d. h. zu Kultur als Alltagspraxis. Dies müssen keineswegs die Ko-Laborationen sein, die derzeit das Fach prägen und die auch in diesem Band die zentrale Rolle spielen.

Ko-Laboration in der Mensch-Umwelt-Forschung

Innerhalb des weiten Felds der Mensch-Umwelt-Forschung spielt die *Global-Environmental-Change*-Forschung eine wichtige Rolle. Ihr geht es um die Beschreibung und Analyse der rasanten und zum Teil hochproblematischen sozialen und ökologischen Transformationsprozesse, die sich derzeit durch massive Umweltveränderungen ergeben, sowie ihre historischen Bedingtheiten und möglichen Zukünfte. Die

ökologische Krise, und weiter gefasst: die Krise des demokratischen Kapitalismus, verändern rasch die Lebensbedingungen und die Alltage der Menschen weltweit.⁴⁵ Gleichzeitig zeigt die quantifizierende globale Umweltforschung einen klaren Handlungsbedarf an, in dem sie die Grenzen planetarer Belastbarkeit zunehmend präzise darzustellen vermag.⁴⁶ Im Anthropozän wird »Natur« wieder signifikante Triebkraft gesellschaftlicher Entwicklung. Es leiten Forschende aus diesem Wissen einen klaren normativen Handlungsauftrag ab hin zur Veränderung von Ressourcennutzungs- und -verteilungsmustern. Nichts weniger als die grundlegende Transformation der menschlichen Lebens- und Wirtschaftsweisen hin zu nachhaltigeren Formen wird gefordert. Mensch-Umwelt-Beziehungen sind daher in rasanter Dynamik begriffen. Diese Dynamik muss gestaltet werden, so die fast einhellige Meinung der internationalen Forschungsgemeinschaft, will man brutale Transformationen unter katastrophalem Druck verhindern.

Wissenspraktiken spielen in diesem Feld eine konstitutive Rolle. Die globale bzw. planetare Dimension von Dynamiken – Klimawandel, Lieferketten, Landnutzungskonflikte – führt dazu, dass diese von Menschen immer nur in Teilen direkt erfahren werden: als Meeresspiegelanstieg, Dürre oder Überschwemmungen. Die globale Dimension dieser Ereignisse jedoch wird niemals direkt und unvermittelt erfahren als Naturereignis, sondern immer durch Forschung gewusst. Das Phänomen Globaler Klimawandel gibt es also in dieser spezifischen Form nur, weil es Klimaforschung gibt. Damit soll nicht gesagt sein, dass sich die Erde nicht zum Teil unabhängig von unseren Erkenntnismöglichkeiten erwärmt. Zu globalem Klimawandel in seiner konkreten Form aber wird dieses Phänomen erst durch die heu-

45 Z.B. WBCU: Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation, Berlin: Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderung 2011.

46 Steffen, Will et al.: »Planetary Boundaries: Guiding Human Development on a Changing Planet«, in: Science 347:6223 (2015).

tige Klimaforschung. Die Zusammenhänge von globalen Lieferketten werden nur in ihrer Gesamtdynamik sichtbar, weil sich die Ökonomie um ihre statistische Erfassung bemüht. Es handelt sich also im offensichtlichsten Sinne um Phänomene im Barad'schen Sinne, d. h. Ausschnitte von Welt, die immer schon über eine spezifische Methode auf eine spezifische Art gestaltet sind. Sie sind so, wie sie gewusst werden.⁴⁷

Wissenspraktiken stehen daher auch im Zentrum der ethnografischen Forschung in diesem Kontext. Was nun bedeuten Kollaboration und Ko-Laboration konkret in diesem Kontext? Beide spielen eine wichtige Rolle. Kollaboration geht meist von klassischer ethnografischer Feldforschung mit Menschen oder Gruppen aus, die in der einen oder anderen Weise von globalem Umweltwandel betroffen sind. In zunehmend symmetrischer Weise werden Effekte von Umweltwandel dokumentiert, auf einer häufig politisch-ökologisch inspirierten Basis interpretiert und dann gemeinsam mit den »Betroffenen« in die weltweite Diskussion um Transformationsprozesse eingespeist. Im Vordergrund dieser Arbeit steht eine von Forschenden und Betroffenen geteilte Problematisierung von sozial-ökologischem Wandel und das gemeinsame Ziel, Abhilfe in der konkreten Situation zu schaffen. Der fachliche Erkenntnisgewinn ist hier häufig von nachgeordnetem Interesse und beschränkt sich oft auf die Falldokumentation. Oft schließt sich an diese Arbeit ein zweiter Schritt an, in dem die dominanten Kategorien der globalen Transformationsforschung dekonstruiert werden. Dies kann die zentralen Begriffe in Debatten betreffen, zum Beispiel Konzepte wie Entwicklung, Wachstum oder *Indigeneity*, es kann aber auch globale Klima- oder Landnutzungsmodelle betreffen. In den meisten Fällen zeigt die häufig von den *Science and Technology Studies* inspirierte Dekonstruktion, wie hegemoniale Wissensformen verhindern, dass die in der lokalen Feldforschung erhobenen Dinge von Belang zur Geltung kommen. Kollaboration und Dekonstruktion

47 Barad, Karen Michelle: *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*, Durham: Duke University Press 2007.

arbeiten hier Hand in Hand. Dabei wird mit »Betroffenen« kollabiert, wohingegen die vermeintlich hegemonialen epistemischen Kulturen und Infrastrukturen globalen Wandels aus kritischer Distanz dekonstruiert werden.

Ko-Laboration gestaltet diese Herangehensweise symmetrischer und versucht, mit eben diesen epistemischen Kulturen und Infrastrukturen zu experimentieren und fachlich zu denken. Dies basiert nicht auf gemeinsamen Zielen. Ko-Laboration kann zum Ziel haben, die Instrumente globalen Wandels zu verändern. Sie tut dies aber nicht direkt, sondern über den Umweg des disziplinären Erkenntnisgewinns. Die ethnografische Arbeit in und mit der globalen Klima- und Umweltforschung, der Agrarökonomie oder dem Völkerrecht könnte selbstverständlich erst einmal einfacher als interdisziplinäre Forschung gefasst werden. Andrew Barry und Georgina Born schlagen dafür drei Vorgehensweisen vor, für die sich in der Mensch-Umwelt-Forschung leicht Beispiele identifizieren lassen⁴⁸:

- a) Ethnografie und Gegenüber jeweils als Hilfswissenschaft: Die Validierung fernerkundlicher Analysen durch so genanntes *Ground Truthing*, d. h. der Vor-Ort-Begehung zur Bestätigung einer aus Satellitendaten abgeleiteten spezifischen Landnutzung, bietet eine einfache Möglichkeit der ethnografischen Zuarbeit, in dem das *Ground Truthing* eben mit ethnografischer Kompetenz aufgewertet wird und so nicht nur das Pixel validiert, sondern nebenbei noch Kontextdaten erhoben werden, die in der Weiterentwicklung von Attributen oder Fragestellungen zum Einsatz kommen können.
- b) Ethnografie und Gegenüber vereint in Synthese: In den letzten zehn Jahren hat sich in der *Global-Environmental-Change*-Forschung das Feld der *Land System Science* etabliert, d. h. der Beforschung der globalen Zusammenhänge zwischen regionalen und lokalen Landnutzungsmustern. Dieses ursprünglich geografisch und fernerkundlich

48 Barry, Andrew/Born, Georgina: *Interdisciplinarity: Reconfigurations of the Social and Natural Sciences*, London: Routledge 2013.

geprägte Feld, hat zunächst enorm von einer neoklassisch-ökonomischen Erweiterung profitiert, und ist jetzt bemüht, sowohl neue Institutionenökonomie als auch anthropologisch-ethnografische Erkenntnisse aufzunehmen.⁴⁹ Wissen über die soziale Konstruktion von Raum und Distanz wie auch über die Dynamiken globaler oder transnationaler *Scapes* spielt bei der Analyse der Austauschprozesse zwischen Landnutzungsmustern und -systemen eine zunehmend wichtige Rolle. *Land System Science* erwächst also aus der Synthese verschiedener disziplinärer Ansätze, einschließlich der (Umwelt-)Anthropologie.

- c) Ethnografie und Gegenüber im agonistisch-antagonistischen Austausch: Der Streit um den ontologischen Status des Forschungsobjekts trägt immer wieder auch dekonstruierende Züge. Im Zentrum steht hier die fundamentale Frage, ob es sich bei den Problemen, die die *Global-Environmental-Change*-Forschung derzeit bearbeitet, im Kern um Folgen des Umweltwandels handelt oder um Folgen zunehmender sozialer Ungleichheit und demokratisch-kapitalistischer Krise. Dass beide Dimensionen eine Rolle spielen, mag zwar im Prinzip Konsens sein. Dies führt aber nicht zu einem einvernehmlichen Vorgehen, sondern perpetuiert nur die Diskussion um politisch-ökonomische (Kultur) oder materielle (Natur) Ursachen. Daraus folgt dann direkt eine Diskussion über mögliche Interventionen und Problemlösungsstrategien. Im agonistischen Sinne wäre es, den Streit um den grundlegenden »ontologischen« Status produktiv zu gestalten, d. h. die Kontingenz des Problems sichtbar zu machen und Umgangsformen mit ihr zu finden.

49 Z. B. Friis, Cecilie et al.: »From Teleconnection to Telecoupling: Taking Stock of an Emerging Framework in Land System Science«, in: *Journal of Land Use Science* 11:2 (2015), S. 131–153; Niewöhner, Jörg et al. (Hg.): *Land Use Competition: Ecological, Economic and Social Perspectives*, Dordrecht: Springer 2016.

Situierter Modellierung

Diese Form des agonistisch-antagonistischen Austauschs kommt ko-laborativem Forschen schon sehr nahe. Mir geht es allerdings um disziplinären Erkenntnisgewinn. Werfen wir beispielhaft einen kurzen Blick auf die Zusammenarbeit mit Modellierern im Alltag der Mensch-Umwelt-Forschung. Aus anthropologischer Sicht steht hier meist die Dekonstruktion im Vordergrund. Vorannahmen und methodisch-theoretische Verengungen werden aufgedeckt, ontologischer Kontingenzereduktion nachgespürt. Dies geschieht meist aus einer Halbdistanz. Lässt man sich mit der Modellierergemeinde näher ein, gerät man rasch in agonistisch-antagonistische Interdisziplinarität, d. h. Anthropologen versuchen, die Modellierer davon zu überzeugen, dass ihre Modelle zu einfach gestrickt sind und beispielsweise »das Soziale« nicht in seiner gesamten Kompliziertheit abbilden können.

Hier möchte ich mit Ko-Laboration zwei Schritte weiter gehen: Erstens müssen wir in dieser Zusammenarbeit die Kontingenzer unserer eigenen Position anerkennen. Die Anthropologie fühlt sich sehr wohl damit, die eigene Reflexivität zu betonen und damit die eigene Herangehensweise über die der vermeintlich unreflektierteren Anderen zu stellen – vor allem, wenn die Anderen quantifizierend arbeiten. Selbstverständlich ist es richtig, dass Modell X Lebenswirklichkeit Y nicht umfassend abbildet. Nur: Das tut erstens die Ethnografie auch nicht und zweitens sind sich Modellierer der Kontingenzer ihrer Reduktionen bewusst – vor allem, wenn es darum geht, soziale Phänomene zu modellieren.

Ich schlage daher das Programm der situierten Modellierung für die globale Mensch-Umwelt-Forschung vor. Dabei geht es darum, numerische Modellierung und kritische Reflexion prozessual miteinander zu verschränken. Der Kontextualisierung und konzeptuellen Dekonstruktion bspw. eines integrierten Landnutzungsmodells folgt dann die ko-laborative Rekonstruktion eines Modells, das auf die Kritik reagiert. In einem solchen zyklischen Forschungsprogramm über-

nehmen die Sozialwissenschaften Verantwortung für die Rekonstruktion von Modellen und damit die Herstellung positiven, numerischen Wissens, während die Modellierer sich darauf einlassen, in eine sozialwissenschaftlich begleitete Reflexion der eigenen Arbeit einzusteigen. Agonismus wird hier bis zu einem gewissen Grad prozessual aufgelöst. Einerseits kann man auf diese Weise kollaborativ zusammenarbeiten, d. h. mit dem gemeinsamen Ziel bessere Modelle zu entwickeln bzw. abseits von Modellen produktivere Repräsentationsformen von globalen sozial-ökologischen Transformationen zu entwerfen. Andererseits – und darum geht es mir in diesem Beitrag – trägt diese Form der situierten Modellierung auch ko-laborative Züge. Denn die Zusammenarbeit an Modellen, die soziale Phänomene abbilden und simulieren sollen, kann wichtige Fragen an die Sozialanthropologie aufwerfen, wenn man sich denn darauf einlässt. Als kurzes Beispiel mag der Begriff der Kontingenz gelten: Viele Modelle in der globalen Umweltforschung heutzutage sind nicht-lineare dynamische Modelle, d. h. *Input* und *Output* stehen nicht in einem linear festgelegten Verhältnis. Vielmehr wird das Verhältnis mittels Gleichungen höherer Ordnung beschrieben. Eine Simulation eines spezifischen sozial-ökologischen Systems, zum Beispiel eines Ökosystems mit verschiedenen Nutzungen, nimmt daher nicht die Form einer genauen Vorhersage einer Entwicklung an. Vielmehr werden ausgehend von systematisch varierten Ausgangsbedingungen Modelle »laufen gelassen«, in denen bspw. Mensch-Umwelt-Interaktionen bestimmten Regeln folgen, die sich wiederum innerhalb der Modellläufe entwickeln, d. h. »lernen«. Die Ergebnisse solcher Modellläufe – Simulationen – bilden daher mögliche Zukünfte von Systemen ab. Sie dienen im Sinne einer Heuristik der Bestimmung von Handlungsoptionen bzw. der Auswirkungen von Interventionen. Dabei käme wohl kein Modellierer auf die Idee zu meinen, ihre Modelle repräsentierten Realität und Zukunft akkurat. Vielmehr geht es darum, numerische Gedankenspiele durchzuführen, um Entscheidungsparameter zu identifizieren, die dann auf Plausibilität und Legitimität in der realen Welt überprüft werden können und müssen. Eine ausführliche sozialwissenschaftliche Kritik

dieser Prozesse liegt vor.⁵⁰ Nicht diskutiert worden ist dagegen, was uns dieser Ansatz über die Kontingenzen sozialer Praxis sagen kann. Genauso in den qualitativen Sozial- und Kulturwissenschaften überwiegt die Skepsis gegenüber numerischen Behandlungen von Alltag derart, dass man diese Ansätze einfach nicht ernst nimmt. Dabei bietet sich hier die Möglichkeit, Kontingenzen und ihre Behandlung in den Sozialwissenschaften näher zu beleuchten. Spätestens seit Luhmann ist gesetzt, dass das »Soziale« »etwas [ist], was weder notwendig ist noch unmöglich ist; was also so, wie es ist (war, sein wird), sein kann, aber auch anders möglich ist.«⁵¹ In der ethnografischen Forschung ist die Kontingenzen sozialer Praxis epistemologisch gesetzt. Mögliche Anderssein wird meist im Sinne eines Imaginierten aus den Wünschen, Vorstellungen und Fantasien von Informanten entwickelt. Dies verbleibt aber häufig im Modus des Versprechens. Alternativen zu Gegebenem werden selten bis zu Ende durchdacht, Stellschrauben nicht benannt. Die diesen Alternativen möglicherweise eigenen Probleme werden daher nicht analysiert und diskutiert. Aussagen über die Wahrscheinlichkeit zukünftiger Entwicklungen werden sowieso ungern getroffen. Eine antizipatorische Anthropologie agiert dann doch eher im Modus der Dekonstruktion der Szenarien der »Anderen«.

Die Ko-Laboration mit Modellierern zwingt uns jedoch, an den Problemen möglicher Zukünfte »dranzubleiben«.⁵² Die Diskussion über und durch Modelle nötigt die Anthropologie, Verantwortung zu übernehmen und bindet sie an konkrete Entscheidungsprozesse, in denen weder der Verweis auf Kontingenzen noch der Rückzug auf Komplexität als Ausrede funktionieren. In einem Prozess des situierten Modellierens ist Raum für distanzierte und dialektische Kritik. Es besteht

⁵⁰ Vgl. Shackley, Simon/Wynne, Brian: »Representing Uncertainty in Global Climate Change Science and Policy: Boundary-Ordering Devices and Authority«, in: *Science, Technology, & Human Values* 21:3 (1996), S. 275–302.

⁵¹ Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme: Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1984, hier S. 152.

⁵² Vgl. Haraway, Donna J.: *Staying with the Trouble: Making Kin in the Chthulucene*. Durham: Duke University Press 2016.

aber auch der Druck, Verantwortung zu übernehmen für Wissensproduktion und für die Entwicklung von dichteren Vereinfachungen.⁵³ Ko-Laboration produziert damit eben auch eine spezifische fachliche Reflexivität – nicht verstanden als methodische Tugend, sondern verstanden als notwendige Anerkennung der Kontingenz verschiedener Wissensbestände im Feld der Mensch-Umwelt-Forschung.⁵⁴ Neben Kollaboration und Dekonstruktion tritt dann Ko-Laboration als interdisziplinäres Projekt, aber immer auch als Aufforderung, disziplinäre Denkgewohnheiten und liebgewonne Gewissheiten zu befragen, zu differenzieren oder gar über Bord zu werfen. Situierte Modellierung ist ein Beispiel für eine ko-laborative Forschungspraxis. Andere sollten entwickelt werden – immer mit dem Blick auf die vorsichtige und strategische Auswahl der Ko-Laborationsfelder.

53 J.C. Scott, *Seeing like a State*.

54 M. Lynch, *Ontography*.

Autonomie und Zusammenarbeit

Zur zeitlichen Dimensionierung kooperativer Fotografie- und Stadtforschung

Cécile Cuny, Alexa Färber, Sonja Preissing

»I would be happy to take all of the credit myself, but the truth is, all the time I've had dozens of academics who read what I publish and came to hear what I had to say. I have friends at Columbia and I would say, ›Look, I am working on this‹, and three months later I am in an auditorium talking about my research interests.«¹

Wie weit reicht unser Verständnis von Zusammenarbeit oder Kooperation? Ist der freundschaftliche Austausch, den der Fotograf Camilo José Vergara rückblickend auf sein fast fünf Jahrzehnte umfassendes Arbeitsleben schildert, auch als Zusammenarbeit zu verstehen? Wir möchten in diesem Beitrag den Versuch unternehmen, Zusammenarbeit als situative Alltagspraxis zu beleuchten. Damit hinterfragen wir zunächst einmal eine Auffassung, die Zusammenarbeit als

¹ Färber, Alexa/Niemann, Kerstin: »Tracking the Transformation of Detroit's Cultural Heritage. Interview with the Photographer Camilo José Vergara«, in: *dérive – Zeitschrift für Stadtforschung* 70 (2018), S. 19–26, hier S. 25. Camilo Vergara (*1944) fotografiert seit den 1970er Jahren vor allem nordamerikanische Städte. Seine fotografischen Langzeitprojekte dokumentieren minutios die postindustrielle Transformation urbaner Lebenszusammenhänge in u. a. New York, Detroit, Chicago, LA.

eine Raum, Zeit und Gegenstand betreffende explizite Abmachung begreift und damit in ihrer Bedeutung einschränkt. In der Wissenschaftsforschung ist deutlich geworden, dass Teamarbeit kontingenter als die Umsetzung einer Abmachung ist (beispielsweise in den so genannten Laborstudien, die seit der richtungweisenden Studie *Laboratory Life* von Bruno Latour und Steven Woolgar 1979 in naturwissenschaftlichen Arbeitszusammenhängen durchgeführt wurden²). Zusammenarbeit beinhaltet zudem ein Surplus, denn allein der Verweis auf kollektives Arbeiten verspricht ein zumindest besonderes, wenn nicht gar besseres Forschungsergebnis. Der Mythos des Forschungskollektivs wird dadurch einer Alltagserfahrung von Hierarchie, genderspezifisch ungleicher Teilhabe und Auseinandersetzung über Autorenschaft gegenübergestellt.³

Von der Alltagspraxis auszugehen erweitert deshalb zum einen das Spektrum dessen, was als Zusammenarbeit deklariert und organisiert wird. So gesehen kann dann als Zusammenarbeit gelten, was Vergara als sporadischen Austausch zwischen freundschaftlich verbundenen, und in unterschiedlichen professionellen Feldern arbeitenden Menschen beschreibt, deren Interessen sich für einen kurzen Zeitpunkt treffen und in die weitere Arbeit einfließen. Zum anderen verschiebt die Perspektive auf die Alltagspraxis auch die Auffassung davon, was alles in explizit als Zusammenarbeit deklarierten Arbeitszusammenhängen stattfinden kann und wie beispielsweise Autonomie innerhalb von Kooperationen möglich oder sogar notwendig ist.

Dabei ist das, was wir über Alltag in ethnografischen Gesprächen erfahren – eine unserer Quellen in diesem Beitrag –, immer ein Ausschnitt des tatsächlich Erlebten. Abhängig davon, in welcher Situation Alltag als Thema zur Sprache kommt, werden Akzente gesetzt

² Latour, Bruno/Woolgar, Steve: *Laboratory Life: The Construction of Scientific Facts*, Los Angeles: Sage Publications 1979.

³ Vgl. Rosenthal, Paul-André: »Introduction: modèles, usages, effets du collectif dans les sciences sociales«, in: *Les Cahiers du Centre de Recherches Historiques* 36 (2005), S. 1–19., hier S. 9f.

und damit Dinge betont, die ein anderes Mal für unwichtig erachtet werden oder schon vergessen sind. Über *Arbeit* als Alltagspraxis zu erzählen, bildet in dieser Hinsicht keine Ausnahme.⁴ Noch stärker zeigt sich diese Ausschnitthaftigkeit, wenn es um Zusammenarbeit in ihren Alltagsdimensionen geht. Denn indem wir über uns als mit anderen zusammenarbeitend sprechen, treffen wir gleichzeitig eine Aussage über eine Beziehung zu anderen und damit über andere Personen und uns selbst. Akzente setzen und Dinge auslassen beruht dann nicht nur auf einem Abwägen, welchen Mehrwert das Resultat der Zusammenarbeit hat, sondern auch, wie die Beziehung zwischen den involvierten Personen bewertet werden könnte. Über das Zusammenarbeiten zu sprechen, ist deshalb mindestens ebenso delikat wie das Zusammenarbeiten selbst.

Dieser Vielschichtigkeit von Zusammenarbeiten gehen wir in diesem Beitrag am Beispiel von Kooperationen im Bereich der Fotografie und Stadtforschung nach. Die eingangs zitierte Schilderung des Fotografen und Soziologen Vergara steht dabei für die Arbeitserfahrungen vieler anderer im Bereich dieser seit Beginn der Fotografie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eng miteinander verbundenen Arbeitsfelder.⁵ Dabei ist die Fotografie einerseits nur ein visueller Zugang neben anderen (Kartografie, Diagrammatik), der die Stadtentwicklung als forschende Praxis und Regierungspraxis begleitet hat.⁶ Gleichzeitig hat das Sujet Stadt und Urbanität die unterschiedlichen Verortungen von Fotografie in den Arbeits- und Praxisfeldern Journalismus, Kunst, Aktivismus, Planung, Verwaltung und Forschung erst ermöglicht. Das

4 Vgl. Scholl, Dominik: *Arbeit anders denken. Ethnografische Perspektiven auf Narrative der Arbeit*, Berlin: Panama Verlag 2015; Sutter, Ove: *Erzählte Prekarität. Autobiographische Verhandlungen von Arbeit und Leben im Postfordismus*, Frankfurt a. M.: Campus 2013.

5 Vgl. Cuny, Cécile/Färber, Alexa/Hägele, Ulrich (Hg.): »Themenheft Fotografie und städtischer Wandel«, in: *Fotogeschichte. Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie* 34: 131 (2014).

6 Vgl. Söderström, Ola: *Des images pour agir. Le visuel en urbanisme*, Lausanne: Payot 2001.

Spektrum der aus diesen Feldern hervorgehenden Zusammenarbeit in Fotografie und Stadtentwicklung ist deshalb besonders breit und aufschlussreich.

Ausgehend von dieser besonderen Situation des Visuellen in der Stadtentwicklung und damit auch in der Stadtforschung orientiert sich unsere Perspektive an einem wissensanthropologischen Zugang zu Repräsentationsarbeit als Alltagspraxis.⁷ Eine solche Perspektive bringt eine Aufmerksamkeit für Kontingenz und für die Bedeutung materieller Akteure in dieser Wirklichkeit mit sich. Das besondere Augenmerk liegt dabei auf der Prozesshaftigkeit, d. h. auf einer zeitlichen Dimensionierung von Zusammenarbeit als Alltagspraxis. Diese zeitliche Dimensionierung von Zusammenarbeit als kooperativem Prozess ermöglicht es z. B., Vergaras Hinweis auf das sporadische Aufeinandertreffen und den kollegialen, interdisziplinären Austausch als einen für das Voranbringen der jeweils eigenen Arbeiten wichtigen Modus der Zusammenarbeit zu erkennen. Diese Beobachtung schärft den Blick für andere Arbeitskonstellationen, in denen Zeit ein Faktor ist, der Zusammenarbeit als vielschichtige Alltagspraxis ausgestaltet.

Die empirische Grundlage für diese Überlegungen, auf der auch dieser Beitrag beruht, ist unsere langjährige Zusammenarbeit im Forschungsnetzwerk *Penser l'urbain par l'image*. Im Zentrum des von uns im Herbst 2014 veranstalteten Workshops *Learning from Hamburg by Visualisation* stand die Untersuchung visueller Praxis und Repräsentation in Kooperationszusammenhängen (z. B. in der Stadtentwicklung, aber auch in der künstlerischen Forschung). In diesem Workshop haben drei Gruppen aus Forschung, Fotografie und Filmproduktion an unterschiedlichen Orten in Hamburg und mit verschiedenen visuellen Forschungsmethoden die Praxis der Zusammenarbeit zum Thema ge-

⁷ Zur Repräsentationsarbeit als Forschungsfeld siehe Färber, Alexa: Wissensmodus Weltausstellung. Ethnographie einer Repräsentationsarbeit, Münster: Lit Verlag 2006.

macht.⁸ Im Rahmen dieses Workshops haben wir, Cécile Cuny, Alexa Färber und Sonja Preissing, selbst ein kooperatives Projekt, *Itinéraire HafenCity* (2014), durchgeführt. Gegenstand dieses Projekts war die Rekonstruktion einer (anderen) fotografischen Teamforschung zum Stadtteil HafenCity, die dort 2007 stattgefunden hatte und 2010 in eine Buchpublikation über »Neue öffentliche Begegnungsorte zwischen Metropole und Nachbarschaft« gemündet war.⁹ In Foto-Spaziergang-Interviews mit einer Fotografin und einem Fotografen dieser zum Zeitpunkt unseres Workshops bereits sieben Jahre zurückliegenden Teamforschung haben wir die damaligen Arbeitsweisen und Bildproduktionen rekonstruiert und gleichzeitig unsere eigene Zusammenarbeit zum Forschungsgegenstand gemacht.

Wie bei Vergara war die zeitliche »Dehnbarkeit« von Zusammenarbeiten als Alltagspraxis eine prägnante Beobachtung: Zum einen ließ sich beobachten, dass die in Zusammenarbeit verbrachte Zeit auch für andere Dinge genutzt wurde, sowohl von den Interviewten als auch von uns selbst. Wir sprechen in diesem Fall von einer »Verdopplung« von Zeit. Zum anderen ergibt sich daraus eine »Ausdehnung« von Zeit, d. h. eine Vorwegnahme von Projekten, die für einen Zeitraum nach der gerade stattfindenden Zusammenarbeit anvisiert werden. Diese spezifischen Ausformungen der zeitlichen Dimensionierung von Zusammenarbeit zeigen, dass eine Vorstellung von Kooperation, die beispielsweise ausschließlich auf zeitlicher »Engmaschigkeit« und Konzentration auf das gemeinsame »Projekt« beruht, an der vielschichtigen Alltagsrealität vorbeigeht. Was mit einer solchen Öffnung aus der Perspektive der Alltagskulturforschung gewonnen ist, werden wir abschließend diskutieren.

8 Das Gesamtprojekt sowie die Gruppenarbeiten sind auf der Homepage weiter bearbeitet worden (vgl. www.researchingacity.com/#Accueil vom 23. September 2018). Die Umarbeitung der Foto- bzw. Videoarbeiten in das Format »webdocumentaire« werden wir in diesem Beitrag nicht näher ausleuchten.

9 Bruns-Berentelg, Jürgen et al.: *HafenCity Hamburg. Neue öffentliche Begegnungs-orte zwischen Metropole und Nachbarschaft*, Berlin: Springer Verlag 2010.

Zunächst gehen wir in unserem Beitrag auf unser Projekt *Itinéraire HafenCity* ein, wobei wir unser methodisches Vorgehen näher vorstellen, insbesondere den methodologischen Ansatz des *Itinéraires* nach Jean-Yves Petiteau. Hieran anschließend geht es um die konkrete Zusammenarbeit/Teamforschung im Kontext fotografischer Stadt- forschung. In diesem Teil stellen wir den *Itinéraire* mit Martin Kohler und Maria Nifi Xerisoti (beide Fotografie) zur Hafencity Hamburg vor. Unser Verständnis von Zusammenarbeiten machen wir zum einen anhand der Zusammenarbeit im Projekt von Kohler und Nifi Xerisoti deutlich. Zum anderen zeigen wir dies anhand unserer eigenen Zusammenarbeit auf. Hier sind wir in Form von Wartezeiten oder Momenten der Langeweile zwei Zeitmodi der Zusammenarbeit begegnet, nämlich der Verdopplung und Ausdehnung von Zeit in Kooperationszusammenhängen. Das Spannungsverhältnis zwischen Zusammenarbeit und Autonomie, das wir beobachten konnten und das mit den wissensanthropologischen Ansätzen der »trading zones« und »boundary objects« erfasst werden kann, lässt sich mit den beiden Zeitmodi präzisieren. Sie stellen schließlich Ressourcen für nicht-konsensuelles Arbeiten in multidisziplinären Zusammenhängen dar.

Itinéraire als kooperativer Zugang zur Erkundung von Zusammenarbeit in Fotografie und Stadtforschung

Im *Itinéraire HafenCity* überschriebenen Projekt haben wir Kooperation als Alltagspraxis auf doppelte Weise zum Gegenstand gemacht: Zum einen haben wir eine sieben Jahre zurückliegende, fotografische Teamforschung über den Stadtteil HafenCity aus dem Jahr 2007 untersucht. Zum anderen haben wir unsere eigene Zusammenarbeit während dieser Rekonstruktion zum Gegenstand gemacht. Die Methode, die uns diesen doppelten Zugang ermöglichte, war der *Itinéraire*. *Itinéraires* sind nach Jean-Yves Petiteau Foto-Spaziergang-Interviews, in denen ein im Gehen stattfindendes Interview fotografisch festgehal-

ten und als eine teils sehr poetische Komposition aus Text und Bild vorgetragen oder publiziert wird.¹⁰

Seit den 1980er Jahren ist der *Itinéraire* unter verschiedenen Bezeichnungen in der Stadtforschung formalisiert worden und gilt heute als Methode, die sich besonders zur Erforschung von städtischer Raumproduktion eignet.¹¹ Ob die vom Soziologen Lucius Burckhardt in den 1980er Jahren entworfenen »Promenadologie« oder das in den vergangenen Jahren häufig aufgegriffene Konzept der von Margarethe Kusenbach in den USA erprobten »go alongs«¹²: Die unterschiedlichen Bezeichnungen, wissenschaftlichen Kontexte und im Detail auch die Sensibilitäten und Ziele dieser Zugänge zur kulturellen Raumforschung sind zum einen von den gleichen raumtheoretischen Ansätzen inspiriert (wie z. B. dem zwischen Ort und Raum unterscheidenden Ansatz von Michel de Certeau); sie stimmen zum anderen darin überein, dass das Gehen nicht nur ein alltagsrelevanter Modus der Raumproduktion ist, sondern genau deshalb auch ein

¹⁰ Vgl. Petiteau, Jean-Yves/Renoux, Bernard: »Le grand Desbois, itinéraire d'un docker à Nantes«, in: Annales de la recherche urbaine 55–56 (1993), S. 126–139.

¹¹ Voraussetzung dafür ist wiederum ein verändertes Raumverständnis, das vor allem unter Bezug auf die Arbeiten von Henri Lefèvre und Michel de Certeau davon ausgeht, dass Raum nicht vorhanden ist, sondern aus dem Zusammenspiel von Repräsentation, Wahrnehmung und Praxis erst gesellschaftlich hervorgebracht wird. Vgl. Lefebvre, Henri: *The Production of Space*, Oxford: John Wiley & Sons 1991; de Certeau, Michel: »Gehen in der Stadt«, in: Ders., *Kunst des Handelns*, Berlin: Merve 1988, S. 179–208.

¹² Kusenbach, Margarethe: »Street Phenomenology: The Go-Along as Ethnographic Research Tool«, in: *Ethnography* 4 (2003), S. 449–479. Gehen, wie es im »Go-along« angelegt ist, unterscheidet sich vom explorativeren Ansatz des »randonnée« bei Michel Serres, der, ähnlich wie der situationistische »dérive« eher auf den bewussten Verlust räumlicher Orientierung angelegt ist. Siehe Michaelis, Tabea: *Showtime Willhelmsburg: A Randonnée of Possibilities*, Leipzig: Spector 2015. Gehen als Methode in der Sozialanthropologie geht selbstverständlich weit über den städtischen Kontext hinaus. Siehe Ingold, Tim/Vergunst, Jo Lee (Hg.): *Ways of Walking: Ethnography and Practice on Foot*, Farnham: Ashgate 2008 und Winkler, Justin (Hg.): *Gehen in der Stadt. Ein Lesebuch zur Poetik und Rhetorik des städtischen Gehens*, Kromsdorf: Jonas Verlag 2017.

erzählgenerierender Forschungsmodus eingesetzt werden kann, der eine kritische Analyse von Raumaneignung ermöglicht: »Zahlreiche empirische Einzelbeobachtungen weisen die Bewegung im Stadtraum als eine im Grunde konfliktuelle Praxis aus, die sich zur harmonisierenden Funktionalität und Ästhetik des Gebauten in Widerspruch stellt.«¹³

Der *Itinéraire* verweist als Methode zudem auf die von Theorien des Erinnerns gestützte These, dass Raumerfahrung und Erinnerungsvermögen sich gegenseitig begünstigen. Die Verbindung von Gespräch und Gehen soll bei der interviewten Person raumgebundene Erinnerungen auslösen und das artikulierbar machen, was in einem stationären Interview nicht zur Sprache kommen würde. Auf diese Weise wird das Gehen eine Erinnerungstechnik, die auf der Erfahrung der Materialität von durchquerten Orten beruht und das Erzählte um symbolische und imaginäre Ebenen bereichert. Dass wir uns innerhalb dieses Spektrums an methodisch-konzeptionellen Zugängen zu Gehen und Erzählen in erster Linie auf Jean-Yves Petiteaus Ausarbeitung des *Itinéraire* beziehen, ist u. a. darin begründet, dass hier die fotografische Dokumentation dieser Gespräche ein grundlegender Bestandteil der Zusammenarbeit ist.¹⁴ Zudem hatte er uns in einem früheren Workshop mit der Vorstellung seines wohl bekanntesten, die

13 Rolshoven, Johanna: »Gehen in der Stadt«, in: Siegfried Becker et al. (Hg.), Volkskundliche Tableaus. Festschrift für Martin Scharfe, Münster: Waxmann 2001, S. 11–27, hier S. 22. Tschofen, Bernhard: »Vom Gehen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf eine elementare Raumpraxis«, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 109 (2013), S. 58–79. Vgl. auch den jüngsten von Justin Winkler herausgegebenen Sammelband mit u. a. Augoyard, Jean-François: »Eine Rhetorik des Wohnens: Gehfiguren«, in: J. Winkler, Gehen in der Stadt (2017), S. 26–62.

14 Gehen mit Fotografieren in der Stadt zu verbinden (ohne dabei das Gespräch zu suchen und Erinnern zu thematisieren) sind selbstverständlich auch künstlerische Strategien. An dieser Stelle sei die Arbeit von Sophie Calle genannt, deren »filature« das nachforschende Hinterhergehen zum Gegenstand hat: Calle, Sophie: *A suivre ...*, Arles: Actes Sud 1998. Oder Francis Alÿs', der in seiner fotografischen Langzeitstudie »Pushing and Pulling« die alltägliche Produktion von Raum in Mexico

Hafenarbeit in Nantes erforschenden *Itinéraire* »Dany Rose« in einer Weise gefesselt, dass wir diese kooperative Arbeitsweise selbst ausprobieren wollten.¹⁵ Die Arbeitsweise von Petiteau hat sich im Laufe der langjährigen Zusammenarbeit mit dem Fotografen Bernard Renoux zwischen 1975 und 2012 herausgebildet. Sie besteht darin, dass sich im Durchqueren der Stadt ein Gespräch realisiert, wobei die interviewte Person ihren Gesprächspartner Petiteau und den Fotografen Renoux zu Orten führt, die für sie bedeutsam sind. Diese Orte provozieren die mit ihnen verbundenen Assoziationen. Die auf diesem Weg entstandenen Gespräche nahm Jean-Yves Petiteau auf, während der Fotograf Bernard Renoux die Beziehungen der interviewten Person zu den durchquerten Orten fotografisch festhielt. Es handelte sich um eine »tiefen« Kooperation, wie der Fotograf Bernard Renoux rückblickend die Zusammenarbeit beschreibt, die sich von Forschung zu Forschung weiterentwickelte, präziser wurde und gleichzeitig von einer Sensibilität für Zufälle geprägt war.¹⁶

Die Foto-Spaziergang-Interviews, so Renoux weiter, die rückblickend besonders gelungen sind, beruhten auf langjähriger Bekanntschaft und Zusammenarbeit (auch in anderen Forschungskontexten) von Petiteau und seinen Gesprächspartnern/Gesprächspartnerinnen

City beobachtet. Vgl. Alÿs, Francis: Walking Distance from the Studio, Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz 2004.

¹⁵ Interessanterweise sind die von ihm in Form von Artikeln und Büchern veröffentlichten *Itinéraires* weniger überzeugend als die Vorträge, in denen Petiteau die auf knappe Dialoge komprimierten Interviews vorgetragen hat, begleitet von einer genau abgestimmten Abfolge von Fotografien. Petiteau, Jean-Yves: »Dany Rose: itinéraire«, in: Patrimoine Maritime. Revue 303: Arts, Recherches et Créations 32 (1992), S. 140–153; Petiteau, Jean-Yves: »Itinéraire de Serge Eliard, alias Belmondo«, in: Judith Barry/Pascal Convert/Rainer Pfnür (Hg.), Génies Loci, Paris: La Différence 1993; J.-Y. Petiteau/B. Renoux: Le Grand Desbois, docker à Nantes, S. 126–139.

¹⁶ Cuny, Cécile: »itinéraire(s) d'une collaboration. Entretien avec Bernard Renoux«, in: Dies./Anne Jarrigeon/Alexa Färber (Hg.), Penser l'urbain par l'image: les enjeux des collaborations entre artistes et sciences sociales?, Paris: Créaphis (im Erscheinen).

*Abbildung 1:
Petiteau, Jean-Yves/
Renoux, Bernard:
»Le grand Desbois,
itinéraire d'un docker
à Nantes«, in: Annales
de la recherche urbaine
55/56 (1993), S. 136.*



*Abbildung 2:
Petiteau, Jean-Yves/
Renoux, Bernard:
Nantes, récit d'une
traversée. Madeleine/
Champ de Mars,
Paris: Dominique
Carré éditeur 2013,
S. 126–127.*



sowie Renoux. Die Verbindungen zwischen diesen drei Personen waren demnach vielfältig, aber auch die Zusammenarbeit gründete sich auf unterschiedliche, genau verteilte Formen der Interaktion und Aufgaben. So ist die interviewte Person »Drehbuchautor, Schauspieler und Regisseur in einem, weil sie die Erzählung beträgt, die bevorzugten Orte und Kulissen aussucht«¹⁷; die interviewende Person, die diesen verräumlichten Erzählimpulsen folgt, unterstützt die Ausführungen durch ihre Fragen; die fotografierende Person folgt schließlich in mehr oder weniger großer Distanz den Wegen, die von den Gesprächspartnern/Gesprächspartnerinnen eingeschlagen werden. Diese Zusammenarbeit setzt sich in eine Choreografie um, die erst im Zusammenspiel der materiellen Bedingungen und Atmosphären der durchquerten Orte, der Stimmungen vor Ort und der Zusammenarbeitenden – sowie dem Funktionieren der Aufnahmegeräte zustande kommt. Der Mehrwert dieser Konstellation liegt gerade im Greifbarmachen einer urbanen »ambiance«, die das Teilen von Erinnerung erst ermöglicht und sich gleichzeitig situativ im Zusammenspiel von Akteuren und Aktanten des *Itinéraires* manifestiert.¹⁸

Die besondere sowohl narrative als auch poetische Form einer Reihe der von Petiteau initiierten *Itinéraires* beruht auf dem genauen Ausleuchten der Beziehung zwischen den fotografierten Orten und den Worten der Interviewten. Die dafür notwendige ethnografische Aufmerksamkeit, die textliche Bearbeitung der Unterhaltung und die Auswahl und Zuordnung der Fotografien hat in den besten Fällen dazu geführt, dass die Anordnung aus Fotografie und Text weder illustrativ noch generalisierend ausgefallen ist.

¹⁷ Original: »à la fois scénariste, acteur et metteur en scène, puisqu'il constitue un récit, choisit les lieux et décors privilégiés«. J.-Y. Petiteau/B. Renoux: *Le grand Desbois*, docker à Nantes, S. 138.

¹⁸ Das an der Universität Grenoble angesiedelte Stadtforschungslabor CRESSON, dem Petiteau sich besonders verbunden gefühlt hat, beschäftigt sich seit langem mit der multisensualen und -disziplinären Erforschung von »ambiances«: Vgl. Thibaud, Jean-Paul: *En quête d'ambiances: éprouver la ville en passant*, Genève: Métis Presses 2015.

Davon angeregt haben wir die von uns durchgeführten *Hafen-City-Itinéraires* jedoch um die Position der Ethnografin ergänzt. Als Interviewerin, Fotografin und teilnehmend beobachtende Ethnografin haben wir mit dem Fotografen Martin Kohler und der Fotografin Maria Nifi Xerisoti vom HafenCity-Projekt zu Begegnungsorten von 2007 sieben Jahre später jeweils einen *Itinéraire* durchgeführt. Entlang der im HafenCity-Projekt relevanten Wegstrecken, auf denen der öffentliche Raum auf seine Aneignungskapazität untersucht worden war, führten wir Gespräche über die damalige kooperative Arbeitsweise und die Bedingungen für die gemeinsame Bildproduktion. Die Gespräche wurden geführt und auditiv aufgezeichnet (Alexa Färber), fotografisch dokumentiert (Cécile Cuny oder Sonja Preissing) sowie ethnografisch beobachtet und textlich notiert (Cécile Cuny oder Sonja Preissing).

Ziel war nicht eine Konkurrenz der unterschiedlichen Forschungsmethoden (Interview, Fotografie, Feldnotizen von teilnehmender Beobachtung). Vielmehr sollte ein gemeinsamer interdisziplinärer und multimedialer Zugang zu Kooperation und eine darauf aufbauende Repräsentationsform gefunden werden. So haben wir vor allem in der Auswertung, die bis heute anhält, die geringfügig unterschiedlichen Referenzen beachtet, in die jede Forscherin qua ihrer Aufgabe eingeschrieben ist. Die Choreografie der *Itinéraires* geht in dieser Perspektive zwar auch auf das vorher festgelegte »Protokoll« zurück, den geplanten und in Abmachungen festgehaltenen Ablauf. Sie speist sich aber auch aus den während des *Itinéraires* erst deutlich werdenen Kompetenzen und Wünschen der Forscherinnen hinsichtlich der Aufgaben, die sie übernehmen. Alexa Färber, Anthropologin, hat an einem groben Leitfaden orientierte Interviews geführt (was eine weitere Abweichung vom Vorgehen von Petiteau darstellt, der sehr viel offener und explorativer vorgegangen ist). Sonja Preissing, Soziologin, ist für die Zeit eines *Itinéraires* Fotografin geworden, obwohl sie keinerlei professionelle, künstlerische Ausbildung in diesem Bereich hat. Cécile Cuny, ausgebildete Fotografin und Soziologin, hat im Wechsel mit Sonja Preissing sowohl die Position der Fotografin

als auch der Ethnografin übernommen. Beide haben in ihrer Aufgabe als Fotografin die technische Möglichkeit des Abstandnehmens »entdeckt« und auskostet, während Alexa Färber sich für die Nähe und »Konzentration« der Gruppe verantwortlich gefühlt hat.

In dieser Konstellation und mit diesen drei unterschiedlichen Zugängen wollten wir mit dem Fotografen und der Fotografin in Dialog treten, um zum einen die den professionellen Ansätzen geschuldete verschiedenartige Greifbarkeit des von ihnen wie des von uns durchquerten Ortes herauszuarbeiten und zum anderen die damit einhergehende Zusammenarbeit zu untersuchen und möglichst komplex darzustellen. Auch wenn in der Kürze der Zeit nicht die Möglichkeit bestand, Material für eine im Geertz'schen Sinne der Bedeutungstiefe verpflichtete »dichte Beschreibung«¹⁹ zu erheben, haben wir mit dieser quasi gesteigerten multiperspektivischen und -medialen Zusammenarbeit auf die Intensivierung des *Itinéraires* und damit der Erfahrung gesetzt. Zudem sind wir während der Forschung und besonders in der Auswertung den unerwarteten Ausformungen von Zusammenarbeit nachgegangenen.²⁰ Alltagskulturelle Abweichungen von Erwartungen an Zusammenarbeit geben Aufschluss über normative Vorstellungen wie Praktiken. Alltagsleben im »mode mineur« (»in Moll«), wie Cathérine Remy und Laurent Denizeau es treffend auf Französisch nennen, ergibt sich aus den Praktiken, die fast unbemerkt eine Verschiebung der Regeln herbeiführen, ein Spiel mit den Routinen oder eine ironische Haltung gegenüber dem Geschehen artikulieren. Mit Blick auf unsere eigenen abweichenden Forschungspraktiken äußerte sich Zusammenarbeit »in Moll« zuallererst in der Dokumentation durch die Ethnografin und Fotografin (Cécile Cuny oder Sonja Preissing), aber auch die Interviewten rekonstruierten ihre

¹⁹ Geertz, Clifford: »Thick Description: Toward an Interpretative Theory of Culture«, in: Ders., *The Interpretation of Cultures*, New York: Basic Books 1973, S. 3–30.

²⁰ Rémy, Cathérine/Denizeau, Laurent: »Introduction«, in: Dies. (Hg.), *La vie, mode mineur*, Paris: Presses des Mines 2015, S. 7–15.

Zusammenarbeit kritisch und distanzierten sich von Ziel und Ansatz des kooperativen Projekts.

Deshalb konzentrieren wir uns auf die Darstellung dessen, was sich im *Itinéraire* als Überraschung manifestieren konnte, auf Dissonanzen, Modifikationen von Abmachungen, auf Praktiken, die »Pausen« von der Zusammenarbeit ermöglichten, oder das Thema Lange-weile, das eine gewisse Haltung zur Aufgabe zum Ausdruck bringt. Letzteres wurde von der Interviewpartnerin in einem der *Itinéraires* angesprochen und konnte deshalb in der Auseinandersetzung mit dem Material, so unsere Interpretation, überhaupt erst hinsichtlich unserer eigenen Zusammenarbeit benannt werden. Im Anschluss an das auditive, fotografische und textliche Durchkämmen des Terrains haben wir deshalb unsere eigene Zusammenarbeit vor allem hinsichtlich des Prozesses der Rollenfindung und Positionierungen als Fotografin, Ethnografin und Interviewerin reflektiert. Dabei ist ein Aspekt besonders deutlich geworden: das starke Autonomiestreben von Fotografin und Ethnografin, das im Spannungsverhältnis zu einer als übereinstimmend vorausgesetzten Vorstellung von angemessener Zusammenarbeit stand. Beides blieb im Voraus unausgesprochen und zeigte sich erst in der genauen Analyse des Interviewmaterials im Zusammenspiel mit der Bildproduktion. Ein Spannungsverhältnis, das sich mit einem praxeologischen Blick auf die zeitliche Dimensionierung von Kollaboration zeigt.

Teamforschungen planen, umsetzen und unterlaufen: Zum doppelten Spannungsverhältnis von Protokoll und Autonomie im *Itinéraire HafenCity*

Die oben geschilderte doppelte Perspektive auf Kooperation zwischen einem Team von Fotografinnen und Fotografen (2007, 2010) und unserer Arbeitsgruppe (2014) betrifft Arbeitszusammenhänge, die sich von den eingangs zitierten weitestgehend unterscheiden: Es sind explizit gemeinsam unternommene Aufträge bzw. Forschungsprojekte; sie

haben deshalb ein gemeinsames thematisches und in diesem Fall auch räumliches Forschungsfeld sowie einen für die Kooperierenden explizit festgelegten geteilten Zeitrahmen. Diese Gemeinsamkeiten gehen mit einer expliziten Planung und Koordination einher. Und dennoch ist Zusammenarbeit auch stark von implizit gehaltenen Vorstellungen gelungener Kooperation begleitet.

Ein Blick in Methodenbücher zu Zusammenarbeit in wissenschaftlichen Kontexten zeigt, dass sich die Überlegungen dazu aus *expliziten* und *impliziten Vorstellungen* von gelingender Kooperation zusammensetzen. Vordergründig geht es um eine Klärung dessen, wie die beteiligten Akteure miteinander arbeiten sollen und welchen Unterschied das Ergebnis einer Zusammenarbeit im Vergleich zu Arbeiten haben sollte, die in »Alleinregie« entstanden sind.²¹ Ob diese Anforderung allein auf die im Vergleich schlechtere Qualität von z. B. Ethnografien einzelner Forschender oder die nicht angemessene monodisziplinäre Ausbildung zurückgeht²², ist sicherlich im Einzelfall zu untersuchen. In der heutigen Forschungsförderung kollaborativer Projekte zählen im Forschungsteam erzielte Ergebnisse zu den »normalisierten« und explizit zu benennenden Mehrwerten.²³ Diese Anforderung trifft in anthropologischen Arbeitszusammenhängen auf eine lange Zeit nur selten explizit gemachte Vorstellung von »kollaborativer Ethnografie«, die in moralisch angemessener Weise den Forschungsbeitrag der ethnografischen Gegenüber anerkennt.²⁴ Dieses erweiterte Verständnis

21 Vgl. Amiotte-Suchet, Laurent et al.: »Enquêtes collectives: histoires et pratiques contemporaines«, in: ethnographiques.org/32 (2016), www.ethnographiques.org/2016/Amiotte-Suchet-Laferte-Lauriere-Renahy, vom 29.10.2018.

22 Rabinow, Paul et al.: *Designs for an Anthropology of the Contemporary*, Durham: Duke University Press 2008.

23 Vgl. P. A. Rosenthal, Introduction, S. 10.

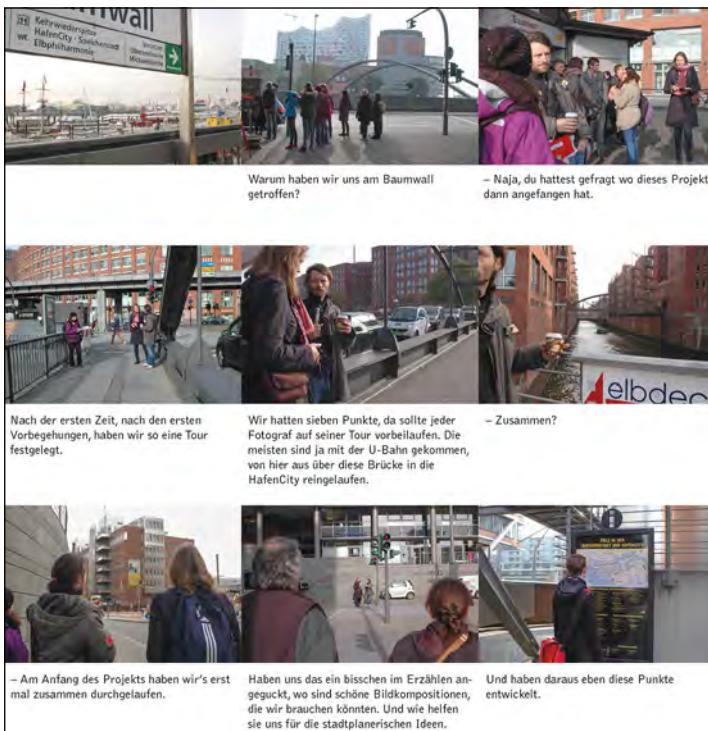
24 Vgl. mit Bezug auf Scheper-Hughes: Rappaport, Joanne: »Beyond Participant Observation: Collaborative Ethnography as Theoretical Innovation«, in: *Collaborative Anthropologies* 1 (2008), S. 1–31, hier S. 2. In dieser Hinsicht sind die sich im Laufe der Zeit ändernden Bezeichnungen von Forschenden und Gegenüber interessant. Vgl. u. a. L'Estoile, Benoît de: »Une petite armée de travailleurs auxiliaires. La divi-

von Zusammenarbeit wird deshalb in neuerer Methodenliteratur als einer der Ansätze benannt, der, »without veiling it«, in allen Stadien der Zusammenarbeit aufgezeigt werden müsse.²⁵ Das Ziel sei es, zu einer Ko-Produktion von Theorie zu gelangen, die mehr als »good ethnography« sei: »It shifts control of the research process out of the hands of the anthropologist and into the collective sphere of the anthropologist working on an equal basis with community researchers«.²⁶ Manchmal werden diese Vorstellungen in ein detailliertes Regelwerk übersetzt, das die Teamarbeit explizit anleiten und zum Erfolg führen soll²⁷; in diesem Fall können wir von Skripten oder Protokollen sprechen, die Rollen, Aufgaben, aber vor allem Austausch und Übersetzung von unterschiedlichen Zugängen ermöglichen sollen.

Eine solche »Protokollisierung« der Zusammenarbeit zeichnet sich auch in der folgenden Text-Fotosequenz aus dem *Itinéraire* mit dem Leiter des HafenCity-Foto-Projekts Martin Kohler ab:

-
- sion du travail et ses enjeux dans l'ethnologie française de l'entre-deux-guerres«, <http://ccrh.revues.org/3037> vom 30. September 2016 und Färber, Alexa: »Das unternehmerische ethnografische Selbst. Aspekte der Intensivierung von Arbeit im ethnologisch-ethnografischen Feldforschungsparadigma«, in: Ina Dietzsch/Wolfgang Kaschuba/Leonore Scholze-Irrlitz (Hg.), *Horizonte ethnografischen Wissens. Eine Bestandsaufnahme (=Alltag & Kultur, Band 12)*, Köln: Böhlau 2009, S. 178–202. Sánchez Criado und Estalella verweisen ebenfalls auf die Idealisierung von Zusammenarbeit in der Kultur-/Sozialanthropologie. Vgl. Sánchez Criado, Tomás/Estalella, Adolfo: »Introduction: Experimental Collaboration«, in: Dies. (Hg.), *Experimental Collaboration: Ethnography through Fieldwork Devices*, New York/Oxford: Berghahn 2018, S. 1–30.
- 25 Lassiter, Luke Eric: *The Chicago Guide to Collaborative Ethnography*, Chicago: University of Chicago Press 2005, hier S. 16.
- 26 J. Rappaport: *Beyond Participant Observation*, hier S. 5. Rappaport verweist hier auf die Vorreiterrolle der lateinamerikanischen Ethnografie. Die nicht in diesem Sinne transdisziplinäre Forschung, sondern die inter-/disziplinäre Teamforschung hat in der französischen ethnografischen Forschung ebenfalls einen festen Platz. Vgl. L. Amiotte-Suchet: *Enquêtes collectives*.
- 27 Vgl. Weber, Florence: »Une pédagogie collective de l'enquête de terrain«, in: *Études rurales*, 107/108 (1987), S. 243–250; L. E. Lassiter: *Chicago Guide*.

Abbildung 3: Itinéraire mit dem Leiter des HafenCity-Foto-Projekts Martin Kohler.



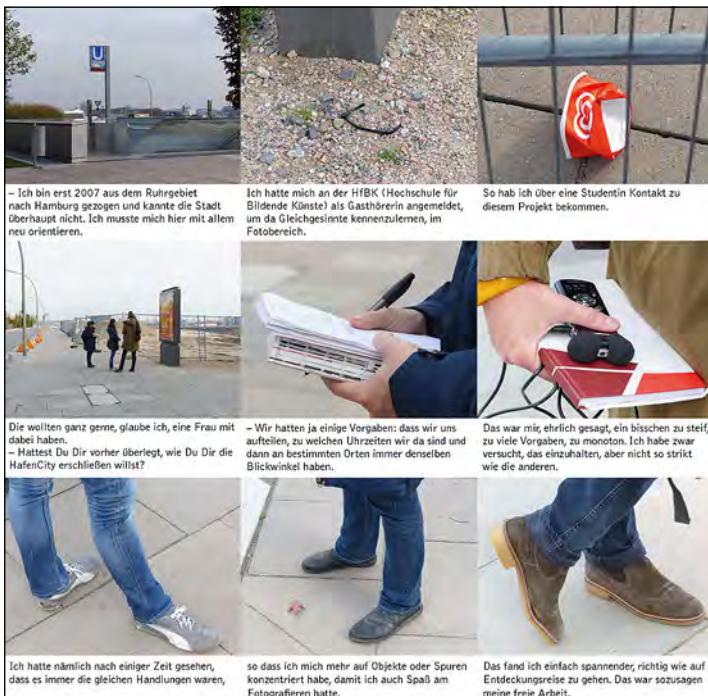
Unser Interviewpartner erläutert hier, wie er die Zusammenarbeit der Fotografinnen und Fotografen für das Projekt und die spätere Publikation zu Begegnungsorten in der HafenCity geplant und gemeinsam mit ihnen entwickelt hat. Dazu zählten die Einigung auf für alle gleichermaßen gültige räumliche und zeitliche Fixpunkte (Orte und Zeitpunkte für die Aufnahmen), thematische Motive (Begegnungen als Zeichen für die Nutzung des öffentlichen Raums) sowie eine Dokumentationsform (Protokoll) und Austauschformate (regelmäßige Treffen). Die Interviewerin, Alexa Färber, erfragt im Laufe des Gesprächs diese Regeln, die Martin Kohler als Leiter des Projekts zur Grundlage der Zusammen-

arbeit gemacht hatte. Der geschilderte Arbeitsprozess erscheint dabei recht fließend, als hätte sich alles wie geplant, d. h. wie im Voraus explizit geregelt, vollzogen. Aus Sicht des für den Arbeitsprozess Verantwortlichen ist dies eine durchaus naheliegende Rekonstruktion, die ihn als erfolgreichen Koordinator der uns interessierenden Zusammenarbeit darstellt und ein ebenso erfolgreiches Produkt verspricht.

In der Text-Foto-Sequenz mit dem Fotografen und Projektleiter scheint sich auch unsere Kooperation problemlos zu vollziehen und den vorher grob festgelegten Regeln reibungslos zu folgen: Der Interviewte steht im Zentrum und leitet uns durch die HafenCity, während die Fragen der Interviewerin nur vertiefend eingreifen. Zwischen dem Team besteht eine räumliche Nähe, die Fotografin und Ethnografin konzentrieren sich auf ihre doppelte Dokumentationsaufgabe. Nur wenige Fotos zu Beginn und am Ende des *Itinéraires* werden aus einer größeren Distanz aufgenommen, um den räumlichen Kontext der Kooperation ins Bild zu rücken. Diese Perspektivierung im »weiteren Winkel« oder im größeren Maßstab zählte jedoch ebenfalls explizit zu den Aufgaben der Fotografin.

Erst mit dem zweiten *Itinéraire*, den wir am Folgetag mit der Fotografin Maria Nifi Xerisoti durchgeführt haben, werden rückblickend im HafenCity-Foto-Projekt von 2007 Spannungen hinsichtlich des Zusammenarbeitens thematisiert. Sie hatte ebenfalls am Buchprojekt zur HafenCity teilgenommen und schildert ihre Einschätzung der Zusammenarbeit wie folgt: Maria Nifi Xerisoti hat sich zwar an die expliziten Regeln gehalten; parallel dazu hat sie aber eine eigene Fotoarbeit entwickelt. Diese individuelle Fotoarbeit (zu Abfall und in ihren Augen kuriosen materiellen Konstellationen) inspirierte wiederum die Fotos, die unsere Fotografin (in diesem Fall Sonja Preissing) während des *Itinéraires* aufgenommen hat: Sie konzentrierte sich ebenfalls auf Details und Spuren im umgebenden Raum, auf die technische Ausrüstung oder unsere Körperhaltung. Diese Fotos entsprechen einem anderen abweichenden Arbeitsmodus, der in der geplanten fotografischen Dokumentation im Rahmen des *Itinéraires* nicht vorgesehen war. Auf den ersten Blick haben wir es mit einer Kettenreaktion zu tun: Als hätte die Thematisierung von fotografischem Autonomiebe-

Abbildung 4: Itinéraire mit der Fotografin Maria Nifi Xerisoti



streben von Seiten unserer Interviewpartnerin auch in unserer eigenen Teamforschung mehr Abstand zum Geschehen und das heißt zu den verabredeten Regeln eröffnet. In der Auseinandersetzung mit unserem Material wird aber deutlich, dass Sonja Preissing vor allem dann einem eigenen fotografischen Interesse während des *Itinéraires* nachgegangen ist, wenn sie sich langweilte.²⁸ Sie hat die Regeln unserer

²⁸ Und auch in Cécile Cunys fotografischer Arbeit am Vortag fielen uns Sequenzen auf, die aus diesem Grund entstanden waren. Hier beruhte die Langeweile auch auf der Ahnung, dass der *Itinéraire* genau diejenigen Orte und Perspektiven aufsuchen würde, die zu den etablierten Bildern der HafenCity zählten. Siehe Minute 10:10 in http://researchingacity.com/#Hafen_City vom 29.10.2018.

Zusammenarbeit anders interpretiert, um sich dadurch Freiraum für eigene Interessen zu schaffen. Thematisch inspiriert wurde sie dabei von den Inhalten, über die unsere Interviewpartnerin begeistert erzählte.

Dieses Beispiel zeigt zunächst einmal, dass sich Teamarbeit parallel zu den expliziten Regeln auch aus sozial eingebütem Verhalten ergibt. Denn Langeweile innerhalb des verabredeten Rahmens direkt zu thematisieren, war weder für unsere Interviewpartnerin in ihrem Arbeitskontext noch für uns innerhalb unserer Teamforschung eine Option. Die Erwartung, trotz bspw. Langeweile »am Ball zu bleiben« und die Zusammenarbeit weiterzuführen, ist mit Verweis auf »soziale Kompetenz« oder »Verlässlichkeit« eine eher implizite Anforderung innerhalb von Teamforschungen.

Darüber hinaus zeigen beide Beispiele, dass das Arbeitsprotokoll, d. h. die Arbeitsvorgaben, aus fotografischer Sicht als eher »uninteressant« gelten mussten. Die mit dem Auftrag des systematischen Dokumentierens verbundene Haltung konnte nicht als eigenständig und so gesehen anspruchsvolle fotografische Position gelten. Damit ging eine ebenfalls unausgesprochene Hierarchie einher, nämlich die Zu- oder Unterordnung der Fotografie (und der ethnografischen Dokumentation) unter das Gespräch. Diese implizite Haltung, die auf Seiten der Fotografin und Ethnografin in Langeweile umgeschlagen ist, wurde in der Suche nach eigenen Themen aufgefangen. In dieser Gemengelage von expliziten und impliziten Vorstellungen des gemeinsamen Forschens stellt Autonomie/Alleinregie das Andere dar, das in den Griff zu bekommen ist: entweder durch eine »verlässliche« Teampartnerin, durch ein Regelwerk ohne Spielräume – oder aber durch einen kreativen Umgang mit Zeit.

Verdopplung und Ausdehnung von Zeit in Kooperationen

Das Beispiel der rekonstruierten Foto-Teamforschung zeigt, dass Marias Suche nach individueller Autonomie jenseits des vorhandenen Protokolls in der Zusammenarbeit eine besondere Rolle spielt. Und

auch in unserer eigenen Zusammenarbeit haben die beiden Fotografierenden die expliziten und impliziten Regeln des *Itinéraires* in ein Spannungsverhältnis zu davon unabhängigen Perspektiven gesetzt. Die »ostentative Langeweile« der beiden hatte zur Folge, dass die Interviewerin (in beiden Fällen Alexa Färber) kommunikativ nicht nur stärker auf das Inhaltliche bedacht sein musste (vielleicht langweilte die beiden Kolleginnen ja der Inhalt des Gesprächs?), sondern auch auf den räumlichen Zusammenhalt der kleinen Gruppe achten musste.

Über das anekdotische hinaus scheint das oben beschriebene Spannungsverhältnis empirisch keine zufällige Beobachtung zu sein. Auch für unsere Kollegen/Kolleginnen, die im gemeinsamen Workshop andere kooperative Projekte durchgeführt hatten, war das Nicht-einhalten von Regeln, der Wunsch und die Suche nach autonomen Einstellungen innerhalb der gemeinsamen Forschung ein zentrales Thema. In unserem Fall hat sich dies am deutlichsten in der beigeordneten, quasi auf das Illustrieren beschränkten Rolle der Fotografie manifestiert. Wir möchten aber noch grundsätzlicher argumentieren und auf die Bedingungen für die Ermöglichung dieses Spannungsverhältnisses verweisen. Dafür erscheint uns ein genauer Blick auf die zeitlichen Dimensionierungen produktiv.

Der Blick auf die Qualitäten von Zeit in den beiden Kooperationssituationen verdeutlicht: Autonomie von der Zusammenarbeit wird erst durch spezifische zeitliche Dimensionierungen des Kooperierens ermöglicht. Diese Dimensionierungen möchten wir zum einen als eine »Verdopplung« von Zeit und zum anderen als eine darauf beruhende »Ausdehnung« von Zeit bezeichnen.

Die Verdopplung von Zeit besteht darin, dass die von uns im *Itinéraire* befragte Fotografin Maria Nifi Xerisoti die in der Zusammenarbeit verbrachte Teamwork-Zeit *gleichzeitig* für individuelles Arbeiten genutzt hat. Sie hat diese Spannung in Bezug auf die gleichzeitige Einhaltung des buchstäblichen Protokolls ausgehandelt und nicht etwa in direkter Auseinandersetzung mit den anderen im Team. Sie konnte sich ganz einfach, ungesehen, die Freiheit für gleichzeitig entwickelte eigene visuelle Themen nehmen, hat vielleicht auch Wartezeiten in-

nerhalb des Projekts genutzt, um etwas Individuelles zu entwickeln. In unserer Teamforschung haben wir dagegen zeitgleich zusammen-gearbeitet. Hier hat es einen räumlichen Abstand gebraucht, um eine als langweilig empfundene Bei- und Unterordnung des Fotografischen gleichzeitig individuell interessant zu machen.

Die Ausdehnung von Zeit äußerte sich darin, dass sich aus den Ver-dopplungsmomenten, d. h. das Arbeiten in Eigenregie innerhalb der Zusammenarbeit, zukünftige Projekte entwickeln ließen, die dann über den Zeitrahmen des gemeinsamen Projekts hinausreichten. Das gilt wiederum für die Arbeit der Fotografin im HafenCity-Projekt, de-ren aus »Langeweile« entwickelte Bildstrecke dazu geführt hat, dass es schließlich für alle beteiligten Fotografinnen und Fotografen die Mög-llichkeit für solche Arbeiten gab, die im Buch separat abgedruckt sind. Im Fall unserer Zusammenarbeit ist die Ausdehnung von Zeit aus dem Projekt heraus weniger direkt an die Fotoarbeit gebunden, wenngleich Cécile Cuny als professionelle Fotografin ihre Arbeit sehr wohl in an-dere Zusammenhänge einbringen kann.²⁹ Dennoch finden sich Aus-dehnungen der Zusammenarbeitszeit: Wir versuchen Erkenntnisse zu konzeptualisieren, die wir, wie in diesem Beitrag, gemeinsam oder individuell weiterbearbeiten; wir arbeiten an unterschiedlichen Pu-blikationsformaten, und – ein wichtiges Mittel zur Ausdehnung von Zeit – wir suchen und finden Förderungen, um diese Ausdehnungen in Form eines kontinuierlichen Austauschs finanziell zu ermöglichen.

Diese selbstreflexiven Beobachtungen eröffnen den Blick auf Ko-operation als »trading zone« im Sinne von Peter Gallison (1999): Diese Perspektive zeigt, dass in kollaborativen Prozessen zwar Konzepte und Begriffe gefunden werden, die als Grundlagen der Zusam-menarbeit gelten – im Fall des HafenCity-Buchs z. B. der öffentliche Raum. Diese gemeinsamen Grundlagen wirken aber eher als leere Verbin-dungsformeln, als dass sich alle tatsächlich über ihren Inhalt und ihre Konsequenzen einig wären. Etwas, wie Maria sagt, »einzuhal-

²⁹ Für die Ausdehnung ist deshalb der Zugang zu unterschiedlichen professionellen Arbeitskontexten notwendig.

ten, aber nicht so strikt wie die anderen« ist eine alltägliche Haltung und Abgrenzungspraxis in diesen Aushandlungszonen. Der Gedanke der »boundary objects«, wie ihn Susan Leigh Star und John Griesemer schon 1989 formuliert haben, kann hier auf die Dokumentationsprotokolle innerhalb der Foto-Teamforschung übertragen werden: Sie sind verbindlich und flexibel genug, um unterschiedliche soziale Welten (hier die Arbeit an einem Auftrag im Team und die selbstgestellte, künstlerische individuelle Arbeit) miteinander zu verbinden. Die im Protokoll festgelegten Orte, Zeiten und Blickwinkel haben die Teamarbeit zusammengehalten und gleichzeitig autonome visuelle Praktiken provoziert. Sie haben damit möglicherweise überhaupt das Interesse an der Teamarbeit aufrechterhalten (dies wäre eine weitere zeitliche Dimensionierung).

Ein solches wissensanthropologisches Augenmerk auf »trading zones« und »boundary objects« innerhalb multidisziplinärer Arbeitszusammenhänge betont jene Aspekte von Arbeitssituationen, die im Verhältnis zum Regelwerk oder Forschungsdesign entstehen und inkommensurabel bleiben. »Boundary objects« ermöglichen nicht-konsensuelles Zusammenarbeiten, innerhalb dessen man gelangweilt oder auch »genervt« sein kann aber trotzdem »am Ball bleibt«.³⁰ Mit Paul Rabinow könnten wir sogar sagen, dass die Langeweile eine notwendige Form des Ausblendens von differenten Standpunkten ist, das die gemeinsame Sache erst ermöglicht.³¹ Das von uns beobachtete Autonomiestreben und die von den Interviewten geäußerte Notwendigkeit, sich in Relation zum Regelwerk des Teams Autonomie zu verschaffen, sind Ausdruck nicht-konsensuellen Zusammenarbeitens. Die Verdopplung und Ausdehnung von Zeit verstehen wir so gesehen als eine Bedingung für nicht-konsensuelles Zusammenarbeiten.

³⁰ Als Überblick und Diskussion des Werks von Susan Leigh Star siehe Gießmann, Sebastian/Taha, Nadine (Hg.): Susan Leigh Star. Grenzobjekte und Medienforschung. Bielefeld: transcript 2017.

³¹ Rabinow, Paul: »American Moderns. On Sciences and Scientists«, in: Ders., Essays on the Anthropology of Reason, Princeton: Princeton University Press 1996, S. 162–188.

Ermöglichen nicht-konsensueller Zusammenarbeit: Zur De-Normalisierung von Zusammenarbeit

Die Verdopplung von Zeit bedeutet, dass gleichzeitig innerhalb und außerhalb des Regelwerkes gearbeitet wird, dass sie protokollierbar und nicht-protokollierbar ist. Sie führt damit auch aus der Zusammenarbeit heraus, was in der Bezeichnung einer ausgedehnten Zeit angesprochen ist. Die Ausdehnung von Zeit führt wiederum in andere Teamkonstellationen hinein oder zu individuellen Arbeitsprojekten.

Die damit einhergehende und dafür grundlegende Ermöglichung nicht-konsensuellen Zusammenarbeitens oder gar das Einverständnis darüber ist eine herausfordernde Vorstellung, gerade wenn wir über das Feld multidisziplinärer oder transdisziplinärer Zusammenarbeit hinausdenken. Um diese Möglichkeitsbedingungen von Zusammenarbeit analytisch greifbar zu machen, haben wir auf die Rolle der zeitlichen Dimensionierung hingewiesen, die das Aufrechterhalten zwischen Autonomie und Zusammenarbeit erst ermöglicht. Wohin verweisen nun diese Beobachtungen der zeitlichen Dimensionierung von Zusammenarbeit als Alltagspraxis? Drei Aspekte möchten wir abschließend hervorheben, die sich aus der Verortung unserer Beobachtungen im weiteren Feld der Repräsentationsarbeit/Arbeit ergeben.

In dem von uns gewählten Feld der inter- und transdisziplinären Stadtforschung als Praxis der Zusammenarbeit eröffnet erstens die Frage nach einer solchen zeitlichen Dimensionierung neue Perspektiven auf die Analyse des Visuellen.³² In diesem Forschungsbereich haben seit dem 19. Jahrhundert Visualisierungen in Form von Kartografien und Zeichnungen eine zentrale Rolle in der Wissens- und Raumproduktion gespielt. In diesem Zusammenhang sind standariserte Prozesse der Bildproduktion entstanden, die eine professionelle Enkodierung von Bildern bzw. Medien mit sich brachten. Die fotografische Luftaufnahme beispielsweise, deren technologische Entwicklung eng an militärische Zwecke gekoppelt war, ist nach dem

³² O. Söderström: Des images pour agir.

Zweiten Weltkrieg sowohl in den USA als auch in Westeuropa ein zentrales Medium der Stadt- und Regionalplanung.³³

Das Protokollieren der beiden Arbeitsprozesse, das wir empirisch und reflexiv dokumentiert haben, gliedert sich also in diesen Verweishorizont von Bildern in der Stadtforschung ein. In solchen standardisierten Arbeitsprozessen, die auf einer technischen Kompetenzzuweisung der Produzierenden beruhen, wird zweitens der zeitlichen Dimension wenig Aufmerksamkeit geschenkt, da sie in den individuellen Verantwortungsbereich fällt. Die zeitliche Dimension artikuliert sich aber in dem, was wir als implizite Vorstellungen oder ironische Distanzierung von »normalen« Erwartungen geschildert haben. Dies zeigt, dass die Verdoppelung der Zeit oder das Autonomiestreben in solchen Verfahren bisher nicht als Ressourcen für die Repräsentationsarbeit erkannt worden sind, obwohl sich beide Prozesse sowohl für die Forschenden als auch für die Bildproduzierenden als produktiv erwiesen haben: Sie gehen zwar auf ein Gefühl von Desorientierung und möglicherweise sogar Unterlegenheit zurück, daraus generieren sie aber die Möglichkeit, Arbeitsroutinen, etablierte disziplinäre Perspektiven, gesellschaftliche Arbeitsteilung infrage zu stellen und zu konterkarieren. Sie entsprechen also dem erst einmal unsichtbaren Teil eines Forschungsprozesses.

Die Vorstellung einer »ausgedehnten Zeit« kann drittens als Kontrapunkt zum Ausdehnen sozialer, kultureller, ökonomischer Beziehungen verstanden werden, wie es zum Ende des 20. Jahrhunderts in den Analysen einer beschleunigten Globalisierung thematisiert wurde. Doreen Massey hat früh mit dem Begriff der Ausdehnung gearbeitet, um die spezifische und bedeutungsvolle Raum-Zeit-Realität der Globalisierung zu beschreiben:

³³ Chombart de Lauwe, Paul-Henry: *Photographies aériennes*, Paris: Armand Colin 1951; Zitzewitz, Jutta von: *Die Stadt, der Highway und die Kamera. Fotografie und Urbanisierung in New York zwischen 1945 und 1965*, Berlin: Deutscher Kunstverlag 2014; Haffner, Jeanne: *The View from Above: Science of Social Space*, Cambridge: MIT Press 2013.

»This time, however, imagine not just all the physical movement, nor even all the often invisible communications, but also and especially all the social relations, all the links between people. Fill it in with all those different experiences of time-space compression. For what is happening is that the geography of social relations is changing. In many cases such relations are increasingly stretched out over space. Economic, political and cultural social relations, each full of power and with internal structures of domination and subordination, stretched out over the planet at every different level, from the household to the local area to the international.«³⁴

Diese Zeitdiagnose zeigt, dass die machtvolle, technologisch ermöglichte Raum-Zeit-Kompression »Globalisierung« mit ausgedehnten, Maßstäbe verbindenden sozialen Beziehungen einhergeht. In einer heutigen Arbeitswelt, die wie in dem von uns beschriebenen Fall auf Zusammenarbeit in Form von befristeten Projekten beruht, sind diese ausgedehnten Beziehungen ebenfalls wirksam und komprimiert in Zeit und Raum (in Form der Verfügbarkeit von Technologie, der Flexibilität gegenüber Aufträgen und Arbeitsorten usw.). Der befristete Rahmen der Arbeit erfordert aber im Gegenzug eine Ausdehnung von Zeit, wie wir sie oben herausgearbeitet haben. Beide Formen, die Verdopplung und die Ausdehnung von Zeit als Arbeitsmodus innerhalb von Zusammenarbeit kapitalisiert eine grundsätzlich eng bemessene finanzierte Arbeitszeit. Eine gesteigerte Aufmerksamkeit für diese Zwänge der eigenen Projektarbeit von Seiten der Forschenden mag auf der anderen Seite auch die Sensibilität für den über ein Projekt hinausgehenden »Gewinn« der Zusammenarbeit für das Gegenüber befördert haben. Zumindest deutet die Beschreibung der lateinamerikanischen Erfahrung kollaborativer ethnografischer Arbeit auf eine allgegenwärtige Ausdehnung von Projektarbeitszeit hin: »Vasco's Guambiano interlocutors took away with them new modes of interpre-

34 Massey, Doreen: »A Global Sense of Place«, in: Marxism Today, Juni 1991, S. 24–29, hier, S. 28.

tation that they could engage beyond the academic sphere, in community spaces in which writing is not the ultimate goal.«³⁵

Diesen Gedanken weiterführend stellt sich schließlich auch die Frage, ob die jeweiligen Märkte, an denen die unterschiedlichen Teams Teil haben und die in den hier beschriebenen Fällen stadtbezogene Wissenschaft und visuelle Praxis/Kunst sind, auf die Verdopplung und Ausdehnung von Zeit unterschiedlich reagieren. Camilo Vergara, der sowohl individuell als auch zeitlich versetzt kooperativ arbeitet, konnte seine Arbeit möglicherweise genau deshalb jahrelang im Bereich der Kunst nur schwer verorten. Sein Arbeiten in der »trading zone« Wissenschaft und in der visuellen Praxis hat ihn eher für Orte wie kulturhistorische oder Architekturmuseen prädestiniert:

»For example, what am I doing photographing the ghetto at night, why do I believe that there's something of the essence of the city that's going to reveal itself at night? And then sometimes you invite someone to come with you at night and then you ask them ›Look, am I seeing double? That's what gives richness to what I am doing. People have trouble just placing this somewhere, they say ›What is this that you're doing? Is it photography? My work is often shown in museums of history, of culture, and architecture.«³⁶

35 J. Rappaport: Beyond Participant Observation, S. 6.

36 A. Färber/K. Niemann: Tracking the Transformation, S. 25f.

Points of View

Kritische Reflexion einer transnationalen Museumskooperation

Jacqueline Grigo¹

»I love the extent this exhibition has taken. It has been a blessing for all of us because it has gone beyond unexpected.«
*Mitarbeiter des Uganda National Museum,
WhatsApp Chat: Milk exhibition core team,
25. Mai 2018*

Im September 2017 wurden in Kampala und in der Region Mbarara (Uganda) die beiden Ausstellungen *Drink Deeply! Milk Exhibition* und *The Power of Milk* eröffnet. Sie zeigen historische und gegenwartsbezogene Aspekte schweizerischer und ugandischer Milchkultur(-en).² Nel-

¹ Die Beobachtungen und Reflexionen, die in den vorliegenden Beitrag fanden, beruhen auf Erkenntnissen aller Mitglieder des *Core Teams* des Projektes *Points of View*: Nelson Abiti, Samuel Bachmann, Melanie de Visser, Jacqueline Grigo, Moses Kashtra, Thomas Laely, Marc Meyer, Amon Mugume, Birthe Pater und Raphael Schwere.

² Milchproduktion und -verarbeitung hat in beiden Ländern einen hohen Stellenwert. Milch ist ein wichtiges Nahrungsmittel und ein kommerziell bedeutendes Produkt. Die Milch(-produktion) ist in ihren zahlreichen kulturellen Ausprägungen ein Symbol lokaler und nationaler Zugehörigkeit und damit verbundenes Wissen und entsprechende Praktiken sind ein wichtiges identitätsstiftendes Kulturgut. Anhand des Milchkomplexes lassen sich zahlreiche kulturelle Praktiken, soziale Dynamiken, ökonomische und technologische Entwicklungen, ökologische Herausforderungen und internationale Verflechtungen thematisieren.

son Abiti, Kurator am Uganda National Museum, schildert die Hintergründe der Ausstellung in Kampala wie folgt:

»The exhibition gives insights into history, traditions and milk products, indigenous knowledge systems of the communities (Swiss and Ugandan) and the processes of making milk products. Additionally, the exhibition is not all about history and tradition but seeks to display the status of milk in Uganda today, the global industrial change in regard to milk, health issues, gender roles, environmental, political economy as well as global perspectives.«

Abbildung 1: »The Power of Milk«, Igongo Cultural Center. Foto: © Ali Nkwasibwe.



Abbildung 2: »Drink Deeply Milk Exhibition«, Uganda National Museum. Foto: © Ali Nkwasibwe.



Abbildung 3: Arbeiten an den Ausstellungstexten im Völkerkundemuseum der Universität Zürich. Foto: © Marc Meyer.



Die beiden Ausstellungen sind das Produkt einer partnerschaftlich angelegten Museumskooperation zwischen dem Uganda National Museum in Kampala, dem Igongo Cultural Center in Mbarara (Westuganda) und dem Völkerkundemuseum der Universität Zürich. Sowohl die Ausstellungskonzepte als auch die Recherchen zur Milchwirtschaft in der Schweiz und in Uganda sowie Teile der Umsetzung und Implementierung der Expositionen wurden gemeinsam von dem interdisziplinären und internationalen Team erarbeitet. Im April 2018 öffnete im Völkerkundemuseum Zürich die Ausstellung *Points of View. Visions of a Museum Partnership* ihre Tore, die sich einer kritischen Reflexion dieser Kooperation widmet.³ Die genannten Ausstellungen sind in ein übergeordnetes Projekt eingebettet, das eine längerfristige Kooperation zwischen den drei Museen zum Ziel hat. Die Reflexion und Dokumentation des Kooperationsprozesses waren von Anfang an Teil der Projektanlage. Besonderer Wert wird dabei auf eine Zusammenarbeit »auf Augenhöhe« und *gegenseitige* Lernprozesse gelegt. Die Projektteilnehmenden bemühen sich um einen partnerschaftlichen Ansatz, bei dem die unterschiedlichen Sichtweisen und Bedürfnisse gleichermaßen berücksichtigt und wichtige Entscheidungen gemeinsam gefällt werden. Alle Beteiligten sollen von Beginn an in einem kontinuierlichen Austausch stehen, sowohl was die Themenwahl, Konzeption, Recherche, Planung und Umsetzung der Ausstellungen sowie damit verbundene Kommunikations- und Vermittlungsleistungen betrifft.

Dieser Beitrag reflektiert den Prozess der Zusammenarbeit. Es wird danach gefragt, welche impliziten Beweggründe hinter den expliziten Zielen der Kooperation stehen, wie sich unterschiedliche strukturelle und kulturelle Voraussetzungen auf die Zusammenarbeit

³ Die drei Museen hatten ursprünglich geplant, je eine Ausstellung zum gleichen Thema (in unterschiedlicher Anlage) zu entwickeln. Die ugandischen Museen sprachen sich von Beginn an für das Milch-Thema aus. Da dieses für das Völkerkundemuseum (VMZ) aufgrund der Ähnlichkeit zu einer früheren Ausstellung nicht in Frage kam, wurde die kritische Reflexion der Zusammenarbeit zum Ausgangspunkt der Zürcher Ausstellung genommen.

auswirken und ob sich der Anspruch, auf Augenhöhe zu arbeiten, angesichts der sehr unterschiedlichen Voraussetzungen der drei Museen praktisch überhaupt umsetzen lässt.

Die kooperierenden Partner

Kooperation wird in Anlehnung an verschiedene sozialwirtschaftliche Definitionen⁴ zusammengefasst verstanden als eine zum besseren Erreichen gemeinsam festgelegter (und individueller) Ziele explizit vereinbarte Zusammenarbeit von rechtlich und wirtschaftlich unabhängigen Institutionen, die mit einer Koordination und Durchführung gemeinsamer Aktivitäten einhergeht. Auf formaler Ebene – so im *Memorandum of Understanding* schriftlich festgehalten – kooperieren im hier beschriebenen Fallbeispiel drei Museen. Diese unterscheiden sich in Entstehungsgeschichte, räumlicher Verortung, institutioneller Einbindung, kulturellem Kontext, inhaltlicher Ausrichtung und Auftrag:

Das ursprünglich von der englischen Kolonialverwaltung gegründete Uganda National Museum (im Folgenden: UNM) ist Ostafrikas ältestes Nationalmuseum und besteht seit 1908. Seine Mission ist es, das Kultur- und Naturerbe Ugandas zu bewahren und zu vermitteln. Es untersteht dem Ministerium für Tourismus, Wildtiere und Denkmäler. Seine große Sammlung ethnografischer, archäologischer sowie tierischer und mineralischer Objekte wird dauerhaft oder temporär in einer Vielzahl von Vitrinen ausgestellt. Das Museum verwaltet einige Regionalmuseen und Kulturdenkmäler. Das UNM umfasst außerdem ein Kulturdorf, in dem traditionelle Wohngebäude aus verschiedenen Landesteilen zu besichtigen sind und wo regelmäßig kulturelle Veranstaltungen stattfinden.

⁴ Vgl. u.a. Müller, Christian: Projektmanagement in Forschungs- und Entwicklungskooperationen – eine empirische Analyse in der Biotechnologie, Dissertation, Bad Harzburg 2003.

Das Igongo Cultural Center (im Folgenden: ICC) in Mbarara im Südwesten Ugandas widmet sich der Erforschung, Dokumentation, Erhaltung und Förderung des Kultur- und Naturerbes der Region. Sein Ziel ist es u.a., das lokale, traditionelle Wissen zu erhalten, zu pflegen und für gegenwärtige und zukünftige Entwicklungen nutzbar zu machen. Das Museum verfügt über keine große Sammlung, sondern bietet den Besuchenden ein erlebnisorientiertes Programm. Dieses umfasst nicht nur die Ausstellung im Museum selbst, sondern auch ein breites Angebot an Ausflügen zu Kultur- und Naturstätten in der Umgebung ebenso wie ein Kursangebot und traditionelle Tanzaufführungen. Das Museum wird durch einen privaten Hotelbetrieb und ein Verlagshaus quersubventioniert.

Die in Zürich einst als Lehrsammlung angelegte »Sammlung für Völkerkunde« wurde der Öffentlichkeit 1889 erstmals zugänglich gemacht. Seit der Schaffung des Völkerkundemuseums der Universität Zürich (im Folgenden: VMZ) im Jahr 1972 werden auf Grundlage ethnologischer Forschungen Sonderausstellungen zu ethnologischen Themen gezeigt. Die Ausstellungen werden durch begleitende Publikationen sowie ein auf die Ausstellungen zugeschnittenes Veranstaltungsprogramm mit Führungen und Vorträgen, Rundgesprächen und Filmen vertieft. Das VMZ ist zugleich universitäre Institution wie öffentliches Museum und einem breiten Publikum verpflichtet.

Eine Zusammenarbeit findet letztlich nicht zwischen Institutionen, sondern zwischen Individuen statt, die den Erfolg oder Misserfolg eines Projektes durch ihre fachlichen, methodischen und sozialen Kompetenzen in großem Maß beeinflussen. Allerdings interagieren Personen nicht unabhängig von den jeweiligen institutionellen, disziplinären, kulturellen, räumlichen und makrostrukturellen Kontexten, die ihre jeweiligen Sichtweisen und Erwartungen prägen, ihre Beziehungen untereinander strukturieren und ihnen Handlungsspielräume eröffnen bzw. diese beschränken. Bei einer Analyse von Kooperationsprozessen müssen diese Faktoren mitgedacht werden.

Erwartungen, Motivationen, Beweggründe

Erklärtes gemeinsames Ziel der Kooperation ist laut *Memorandum of Understanding*, »to engage in cooperative museological exhibiting as well as educational and research activities, for the mutual benefit of the three institutions«. Dahinter stehen je unterschiedliche Motive und Erwartungen. Jedes Museum ist eingelassen in ein spezifisches Geflecht von historischen und kulturpolitischen, ökonomischen sowie institutionellen Bedingungen und Zwängen und verfolgt daher unterschiedliche Ziele oder ist von unterschiedlichen Beweggründen geleitet. Die treibende Motivation des VMZ, eine Kooperation mit den ugandischen Museen einzugehen, muss vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Situation ethnologischer Museen in Europa betrachtet werden, die sich in einer existenziellen Krise befinden. Innerhalb aktueller ethnologischer und museumswissenschaftlicher Debatten werden ihre Geschichte und ihre Rolle kritisch reflektiert und hinterfragt. Die Sammlungen, oft unter äußerst zweifelhaften Bedingungen⁵ erworben, stehen längst nicht mehr nur für die materielle Kultur fremder Regionen. Ihnen sind eurozentrische Ideologien und Ungleichheitsverhältnisse eingeschrieben. Die Sammlungen wurden, wie es der Kunsthistoriker Christian Kravagna ausdrückt, »unter Bedingungen einer rassistischen Herrschaftspraxis über unterworfenen Gesellschaften angehäuft«⁶. Bei der Aufarbeitung des kolonialen Erbes geht es aber nicht nur um die problematischen Sammlungen an sich und damit verbundene Restitutionsforderungen, die die Museen vor große Herausforderungen stellen. Vorgeworfen wird ihnen auch die koloniale Konstruktion von Andersheit weiterzuführen: »So haben die Museen mit der eurozentrischen Produktion von *Otherness* ihren

⁵ Die Aneignung der Artefakte war nicht selten geprägt von »Gewaltanwendung, Erpressung, Täuschung, Plünderung oder Grabschändung«: Kravagna, Christian: »Vom ethnologischen Museum zum *unmöglichen* Kolonalmuseum«, in: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1 (2015), S. 95–100, hier S. 96.

⁶ Ebd.

symbolischen Kolonialismus weiter betrieben, auch wenn der politische bereits Geschichte war.« Ethnologische Museen sind insofern »als institutionalisierte Traditionsträger des Kolonialismus zu begreifen. Denn die Idee, ›andere Kulturen‹ zu sammeln und sie nach geografischen oder systematischen Kriterien aus- und darzustellen, macht jenseits der aus dem kolonialen Dispositiv resultierenden Logik keinen Sinn⁷. Die Museen stehen heute aber nicht nur unter dem Druck, sich mit ihrer Sammlungsgeschichte, sondern auch mit dem Thema der Repräsentation kritisch auseinanderzusetzen.

Innerhalb der Ethnologie wurden die Interpretation, Festschreibung und Konstruktion von Kultur und damit einhergehende essentialistische Zuschreibungen und *Othering*-Prozesse im Rahmen der »Krise der Repräsentation« schon seit den 1970er Jahren kritisch diskutiert – dies v. a. im Hinblick auf das (Be-)Schreiben so genannter »fremder Kulturen«. Auch innerhalb der Cultural Studies wird (u. a. visuelles) Repräsentieren eng mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen verbunden. Repräsentation bedeutet in dieser Perspektive kein neutrales Abbilden von etwas bereits vor der Wiedergabe Bestehendem. Vielmehr handelt es sich dabei um ein aktives Selektionieren, Strukturieren und Formen.⁸ Die Art und Weise, wie etwas zu sehen gegeben wird, bringt Bedeutung und Realität hervor. Problematisch wird es insbesondere dort, wo dieses Zu-sehen-Geben ungleich verteilt ist, bspw. wenn diejenigen, die repräsentiert werden, nicht mitbestimmen können, wer oder was wie dargestellt wird. Hier handelt es sich um die Ausübung symbolischer Macht durch Praktiken der Repräsentation.⁹ John Tagg spricht von der »social division between the power

⁷ Ebd.

⁸ Vgl. Hall, Stuart: »The Rediscovery of Ideology: Return of the Repressed in Media Studies«, in: Michael Gurevitch et al. (Hg.), *Culture, Society and the Media*, London: Routledge 1982, S. 52–86, hier S. 64.

⁹ Macht muss, so stellt der Soziologe und Kulturtheoretiker Stuart Hall fest, nicht nur im Sinne ökonomischer Ausbeutung oder physischen Zwangs, sondern auch in einem umfassenderen kulturellen bzw. symbolischen Sinn verstanden werden. Letzteres schließe die Macht mit ein, jemanden oder etwas auf eine bestimmte Art

and privilege of production and possessing and the burden of being meaningful¹⁰.

Die ethnologischen Museen der so genannten »Ersten Welt« stehen damit gegenwärtig vor der Herausforderung, ihr hegemoniales Erbe zu überwinden. Seit den 1990er Jahren bemühen sie sich »auf dem Weg der Transformation zu einem heute noch unbekannten Museumstyp«¹¹, ihre Ausrichtung und Rolle neu zu definieren und neue, postkoloniale Formen der Museumsarbeit zu entwickeln.¹² Das Aufbauen internationaler Kooperationen mit *source communities* und Museen in den Ländern, aus denen die Sammlungen stammen, gilt als eine Möglichkeit, den Ansprüchen der *New Museology* zu begegnen.¹³ Vor diesem Hintergrund sind in den letzten Jahren zahlreiche internationale Kooperationsprojekte entstanden. Bei näherer Betrachtung halten die meisten davon jedoch den Erwartungen postkolonialer Kritik nicht stand, da sie in ihrer Anlage nach wie vor asymmetrisch und unidirektional angelegt sind:

und Weise – innerhalb eines bestimmten Repräsentationsregimes – zu repräsentieren (ebd.), vgl. Hall, Stuart: Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften, Band 4, Hamburg: Argument Verlag 2004, S. 145.

¹⁰ Tagg, John: The Burden of Representation. Essays on Photographs and Histories, Minnesota: University of Minnesota Press 1993, S. 6.

¹¹ C. Kravagna: Vom ethnologischen Museum zum *unmöglichen* Kolonalmuseum, S. 100.

¹² Das von Marie-Louise Pratt (Pratt, Mary Louise: Imperial Eyes: Travel Writing and Transculturation, London: Routledge 1992) entwickelte und von James Clifford in die Museologie überführte Konzept der *Contact Zone* als einem Ort der Verhandlung in einem Setting asymmetrischer Ausgangslagen ist in diesem Zusammenhang ein zentrales Stichwort. Vgl. Clifford, James: »The Museum as Contact Zone«, in: Ders., Routes: Travel and Translation in the Late Twentieth Century, Cambridge, MA: Harvard University Press, S. 188–219. Zu einer kritischen Reflexion des Konzepts *Museum as a Contact Zone* bzw. dessen praktischer Umsetzung siehe Boast, Robin: »Neocolonial Collaboration: Museum as Contact Zone Revisited«, in: Museum Anthropology 34:1 (2011), S. 57–70.

¹³ Der internationale Museumsrat (ICOM) ergänzte seine bisherigen Ziele für (Sammeln, Bewahren, Ausstellen, Recherchieren und Vermitteln) um eine weitere Kernaufgabe: das Zusammenarbeiten auf internationaler Ebene.

»Cooperation was (or is) mainly unidirectional, displaying European exhibitions in African museums or aiming to coach African institutions in fields such as conservation, restoration, or curating, generally following a development approach. When viewed from the European museum perspective, cooperation all too often remains a consultancy-level knowledge exchange with afropolitan museologists.«¹⁴

Nur sehr wenige Kollaborationsprojekte verfolgten hingegen eine konsequent partnerschaftliche Zusammenarbeit, wie sie das VMZ im hier vorgestellten Projekt anstrebt, bzw. ausprobiert:

»Only a few collaborations demonstrate a joint practical implementation of projects, taking into consideration the expectations, goals and needs of all the stakeholders, sharing project management responsibilities, guaranteeing collective decision-making processes and equal access to shared resources.«¹⁵

Aus Sicht der Projektmitarbeitenden des VMZ ist eine solche Herangehensweise ein notwendiger Schritt zur Vergangenheitsbewältigung und ein Versuch, konstruktiv zur Dekolonialisierung ethnologischer Museen und letztlich auch zur Sicherung ihrer weiteren Existenz beizutragen. So betont Thomas Laely, Vizedirektor des VMZ: »Eine Kooperation ist nie einfach nur selbstlos oder Selbstzweck, sondern sie ist immer zielgerichtet. Und daher bringt sie uns natürlich auch das, was wir brauchen im Moment [...]. Sie bringt uns die Legitimation die wir brauchen, um als ethnologisches Museum weiter existieren zu dürfen.«¹⁶

Auch für das Selbstverständnis und die Aktivitäten des UNM und des ICC ist die koloniale Vergangenheit prägend, steht dort allerdings

¹⁴ Laely, Thomas/Meyer, Marc/Schwere, Raphael: *Museum Cooperation between Africa and Europe: A New Field of Museum Studies*, Bielefeld: transcript und Kampala: Fountain Publishers 2018, S. 3.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ T. Laely, Vizedirektor des VMZ in einem Interview, Oktober 2017.

unter anderen Vorzeichen.¹⁷ Um existenzielle und legitimatorische Fragen geht es letztlich auch ihnen: So kämpft das UNM seit Längrem um die Anerkennung seiner (gesellschaftlichen) Bedeutung und Relevanz und somit um seine Daseinsberechtigung. Beim zuständigen Ministerium hat das Museum wenig Priorität. Von breiten Teilen der Bevölkerung wird es überhaupt nicht¹⁸ oder als wenig innovativ wahrgenommen – was bei einem kaum oder nicht-existenten Ausstellungsbudget nicht weiter verwunderlich ist. Oder man kennt es – was von den Museumsleuten wenig geschätzt wird – als *House of Fetish*, ein Gebäude, in dem sakrale Objekte aufbewahrt werden. Von manchen Besuchenden wird das Museum nach den offiziellen Öffnungszeiten v. a. als sakrale Stätte benutzt. Sie verehren die Artefakte in den Vitrinen und bringen ihnen Opfergaben dar. Erst vor Kurzem konnten eine Schließung und der Abriss des Museums¹⁹ verhindert bzw. verschoben werden.

Angesichts solcher und anderer Probleme erwarten auch die ugandischen Museen von der Kooperation einen konkreten Nutzen. Moses Kashure, Kurator des ICC, drückt es folgendermaßen aus: »Cooperation is the way through which museums across the world can keep themselves relevant to society and achieve their core roles of research, conservation and education.« Konkret geht es dabei etwa um einen erhofften Reputationszuwachs durch die gemeinsame Implementierung einer innovativen, modernen Ausstellung oder eine Intensivierung der

17 Inhaltlich geht es den Museen vornehmlich um den Erhalt des materiellen und immateriellen Kulturerbes und einer kulturellen Identität, deren Verlust u. a. auf die Kolonialzeit zurückgeführt wird.

18 Dass Museen in Uganda sich generell keiner großen Bekanntheit erfreuen, zeigt sich unter anderem an der Beobachtung, dass in einem Bericht über die Kooperation in der Tageszeitung *Daily Monitor*, in einem separaten Kasten erklärt wurde, was ein Museum überhaupt ist. Allerdings muss hier hinzugefügt werden, dass Schulklassen das Museum in großer Zahl besuchen – ca. 30.000 Schulkinder haben die *Drink Deeply! Milk Exhibition* in den sechs Monaten seit ihrem Bestehen inzwischen besucht.

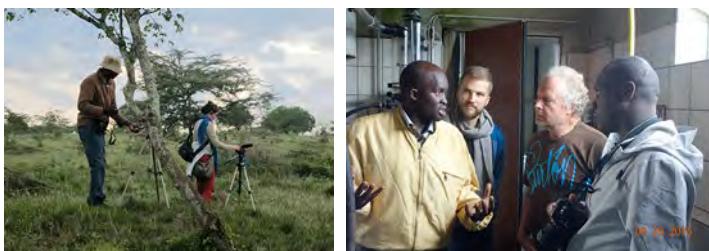
19 Ein Einkaufszentrum hätte es ersetzen sollen.

Beziehung zu den *communities* durch gemeinsame Forschungsaktivitäten.²⁰ Und nicht zuletzt erhoffen sich die Museen von der Kooperation eine breitere internationale Vernetzung sowie einen besseren Zugang zu finanziellen Mitteln. Das Budget des UNM bspw. deckt lediglich die bescheidenen Löhne der Mitarbeitenden, Gelder für Ausstellungsprojekte sind spärlich. Wenn vorhanden, dann sind die Projekte inhaltlich an die Interessen auswärtiger Geldgeber gebunden. Ein Teil der Dauerausstellung im UNM etwa widmet sich unkritisch der umstrittenen Ölförderung durch ausländische Firmen im Land – und versucht diese positiv darzustellen und zu legitimieren. Das UNM und das ICC äußerten zu Beginn der Kooperation auch explizit den Wunsch, in kuratorischer, szenografischer und technischer Hinsicht von der Expertise des schweizerischen Museumsteams profitieren zu können. Hier zeigt sich bereits in den grundlegenden Erwartungen und Zielsetzungen des Kooperationsprojektes ein Widerspruch. Wie oben angesprochen distanziert sich das VMZ explizit von einem *development approach*. Um nicht eine paternalistische Haltung und bestehende Wissenshierarchien zu zementieren, soll ein einseitiger Wissens- und Kompetenztransfer vermieden werden. Kritisch betrachtet ließe sich sagen, dass die Bedürfnisse der ugandischen Partner hier aufgrund der postkolonialen Programmatik des Schweizer Teams ignoriert wurden. Hat hier der Fokus, auf »Augenhöhe« zu arbeiten, eine gleichwertig Berücksichtigung der verschiedenen Bedürfnisse sogar behindert? Eine negative Auswirkung auf die Dynamik der Zusammenarbeit hatten diese Divergenzen letztlich nicht. Es zeigte sich, dass die ugandischen Partner in der Praxis in vielerlei Hinsicht ohnehin über mehr Erfahrung und Ausstellungskompetenzen verfügten als die Projektmitarbeitenden des Zürcher Museums, die mehrheitlich

²⁰ Interaktives *community involvement* wird in den Museen großgeschrieben, um das materielle und immaterielle Kulturerbe der verschiedenen Regionen des Landes zu erschließen und museal nutzbar machen zu können. Zudem können die *communities* von den Erkenntnissen des Austausches profitieren. Gesellschaftlich relevant zu sein, ist ein wichtiger Anspruch der Museen.

»Newcomer« in der praktischen Museumsarbeit sind. Das Projekt entfaltete seine positiven Wirkungen auf andere Weise, und gerade der vielbeschworene *gegenseitige Wissensaustausch* und die gemeinsame Wissensproduktion – etwa in kollektiv durchgeführten Forschungsaktivitäten²¹ – und das konsequente Zusammenführen und Verhandeln verschiedener Sichtweisen erwiesen sich als besonders fruchtbar – für alle Beteiligten.

Abbildung 4: Forschung in Uganda. Abbildung 5: Forschung in der Schweiz:
Foto: © Carolina Cerbaro. Foto: © Thomas Laely.



Besonderheiten und Charakteristiken

Das Kooperationsprojekt *Points of View* weist eine Reihe von Charakteristiken und Besonderheiten auf, die einen direkten Einfluss auf die konkrete Zusammenarbeit haben. Sie resultieren teils aus Entstehungsprozess und Rahmenbedingungen, teils aus der spezifischen Projektphilosophie einer konsequent partnerschaftlichen Zusammenarbeit. Das Kooperationsprojekt zeichnet sich durch eine horizontale Organisationsstruktur und ein hohes Maß an Selbstorganisation aus.

²¹ Monate vor den Eröffnungen waren die beiden ugandischen Kuratoren in die Schweiz gereist, um sich ein Bild der hiesigen Milchwirtschaft zu verschaffen. Sie besichtigten Milchbetriebe, Alpwirtschaften, Molkereien und Genossenschaften, wohnten Alp-Abzug und Viehschau bei, besuchten die Dachorganisation der Schweizer Milchproduzenten und den »Kuhhorn-Aktivisten« Armin Capaul. Ein halbes Jahr später fand eine entsprechende Forschungsreise in Uganda statt.

Wichtige, projektübergreifende Planungsschritte oder Entscheidungen werden, wenn immer möglich, gemeinsam ausgehandelt. Dies ist zeitaufwendig und zuweilen mühsam, eröffnet aber den Raum für verschiedene Zugänge und Sichtweisen und wird dem Anspruch auf eine aktive und gleichberechtigte Beteiligung aller Mitglieder an der Projektentwicklung und -durchführung gerecht. Zugleich bestehen im Team großer Spielraum und Akzeptanz, individuelle Ideen und Initiativen einzubeziehen und umzusetzen. Die Projektentwicklung vollzog sich schrittweise und ohne einen Vorab-Gesamtentwurf geplanter Aktivitäten und Meilensteine.²² Dies hat eine gewisse Unvorhersehbarkeit und Planungsunsicherheit, zugleich aber eine große Flexibilität zur Folge, so dass sich das Projekt ständig in neue Richtungen weiterentwickelte. Die Zusammenarbeit ist auf Langfristigkeit ausgelegt und hat einen offenen Planungshorizont. Potentielle Begrenzungen sind Finanzierungsengpässe und personelle Wechsel, da das Projekt zu großen Teilen vom persönlichen Engagement der Projektmitarbeitenden vorangetrieben wird. Auf Seiten des Schweizer Teams bestehen mehrheitlich lose und auf kürzere Zeitspannen befristete institutionelle Bindungen der Projektpartner. Ein beträchtlicher Teil des Engagements basiert auf freiwilliger Mitarbeit, wird also nicht entlohnt. Dies birgt mittelfristig die Gefahr eines Auseinanderfallens der Projektgruppe.

Das Team ist interdisziplinär angelegt und vereint neben unterschiedlichen persönlichen und kulturellen verschiedenen fachliche Perspektiven. Dies führt mitunter auch zu Herausforderungen. Während der empirischen Forschungsaktivitäten zu Milchpraktiken trafen bspw. aufgrund der interdisziplinären Herkunft und (divergierender fachlicher Kompetenzen) der Projektpartner, unterschiedliche Vorstellungen über das angemessene methodische Vorgehen aufeinander.²³

²² Dies hat u. a. damit zu tun, dass die Finanzierung der Projektaktivitäten zu Beginn immer nur etappenweise gesichert werden konnte.

²³ Beispielsweise gilt in den sozialwissenschaftlichen Forschungsmethoden die Nicht-Beeinflussung der Interviewpartner und -partnerinnen als methodisches

Als transnationale Museumskooperation ist *Points of View* ein Zusammenwirken individueller und kollektiver Akteure, die über kulturelle und nationale Grenzen hinweg miteinander agieren. Dies ist, in kooperationspraktischer Hinsicht, mit spezifischen Herausforderungen verbunden. Besonders ins Gewicht fällt dabei zunächst die geografische Distanz: Regelmäßige Kommunikation zwischen den Partnern und der Austausch von Daten erwiesen sich als essenziell für die Zusammenarbeit, um die verschiedenen Arbeitsschritte aufeinander abstimmen, bei Unsicherheit nachfragen zu können oder um die Motivation aufrechtzuerhalten. Transparenz und gleicher Zugang zu Inhalten und Informationen werden von der Projektgruppe als eine Grundlage gleichberechtigter Zusammenarbeit gewertet. Physische Treffen – die sich für zahlreiche Aufgaben (insbesondere die konzeptuelle Arbeit an Ausstellungsnarrativen, inhaltliche Diskussionen, die von der ganzen Gruppe geführt werden, oder die gemeinsame Arbeit an den Vertragspapieren) als mit Abstand am produktivsten und zielführendsten erwiesen – sind mit hohen finanziellen Kosten verbunden und können nur vereinzelt stattfinden. Das Projektteam ist daher auf die Nutzung elektronischer Kommunikationskanäle angewiesen. Diese bringen jedoch besondere Anforderungen und Probleme mit sich. Auf Skype wurden große Hoffnungen gesetzt, die aber bald enttäuscht wurden. Der Verbindungsaufbau erwies sich als zeitaufwendig und fehleranfällig, die akustische Verständlichkeit war schlecht und die Sitzungen stark ermüdend, weil sich schlecht strukturieren lässt, wer wann und wie lange das Votum hat. Durch entsprechende Strukturierungsversuche kommt ein natürlicher Gesprächsfluss nur stockend in Gang. E-Mails haben sich etabliert, werden aber oft erst nach Tagen oder Wochen beantwortet. Telefongespräche über WhatsApp erweisen sich als geeignet für bilaterale Besprechungen. Am häufigsten in

Grundprinzip. Aus Sicht der sozialwissenschaftlich geschulten Projektmitglieder zeigten die Partner aus anderen Fachbereichen diesbezüglich zu wenig Sensibilität, indem sie in den Befragungen ihre persönliche Meinung, bspw. zu landwirtschaftlichen Themen, stark in den Vordergrund stellten.

Gebrauch und für die Kooperation am zentralsten ist rückblickend der WhatsApp-Chat. Als niederschwellige, informelle und für alle Partner gleichermaßen zugängliche und gut akzeptierte Plattform steht er für kurzfristigen Informationsaustausch jederzeit zur Verfügung und erwies sich als besonders wertvoll für die Aufrechterhaltung und Pflege der sozialen Beziehungen. In ihm manifestieren sich auch die unterschiedlichen (digitalen und lokalen) alltagskommunikativen Ge pflogenheiten und Umgangsformen – die sich mit der Zeit einander annäher ten und zu einer geteilten Kommunikationspraxis²⁴ entwickelten. Der WhatsApp-Chat wurde von einem Teammitglied als das »Herz der Kooperation« bezeichnet. Die zu Beginn des Projektes vom Schweizer Team eingerichtete digitale Austauschplattform Dropbox mit einer Größe von über 110 GB wiederum kann wegen der damit ver bundenen Kosten und limitiertem Datenspeicherplatz nur von Wenigen verwendet werden.²⁵ Erst durch wiederholtes Ausprobieren und

24 Der Chat wurde zunächst formal und inhaltlich unterschiedlich bespielt. Die Teilnehmenden des Schweizer Teams nutzten den Chat zu Beginn v.a. zum projektbezogenen, knappen Informationsaustausch, zur Nachfrage und Kommunikation über den aktuellen Stand pendenter Arbeitsschritte. Ab und zu wurden Fotos gepostet, die das Team bei der Arbeit zeigten. Der Chat kam also mehrheitlich zur Sicherung der Kontinuität von Arbeitsprozessen zum Einsatz. In den Beiträgen der ugandischen Partner nahm, neben dem Informationsaustausch, die Aufrechterhaltung und Pflege der Beziehungsebene einen größeren Raum ein. Regelmäßige Grüße und Wünsche wie »Good Morning« und »Happy Monday« oder »Best Friend Awards« als GIF-Bilder oder -animationen wurden versandt, getippte Dankbarkeits- und Wertschätzungsbezeugungen wurden gepostet oder beziehungsbezogene Sinsprüche bspw. der folgenden Art: »Alone I can ›Say‹ but Together we can ›Talk‹. Alone I can ›Enjoy‹ but together we can ›Celebrate‹. Alone I can ›Smile‹ But together we can ›Laugh‹. That's the BEAUTY of Human Relations. We are nothing without each other. Good Morning!« Angleichungen ließen sich insofern beobachten, als dass mit der Zeit alle Projektpartner sowohl knappe Fakten austauschten als auch gute Wünsche, private Nachrichten oder Bilder posteten.

25 Als Beispiel: Die Kosten für Breitband-Internet betragen in der Schweiz durchschnittlich weniger als 1% des Jahreseinkommens, während diese in Uganda 40–50% ausmachen. Außerdem ist die Geschwindigkeit der Datenübertragung in der Schweiz unverhältnismäßig viel schneller (durchschnittlich 21.680 Mbps in

zahlreiche Pannen zeigte sich, welche Kommunikationsmittel geeignet sind. Im Verlauf des Projekts entwickelte sich eine eigene Form der Mediennutzung und eine projektspezifische Kommunikationskultur. Aufgrund unterschiedlicher technologischer und wirtschaftlicher Voraussetzungen in der Schweiz und in Uganda sind also nicht alle Kommunikationsmittel für alle Beteiligten im selben Maß verfügbar und geeignet. Ungleiche technische Voraussetzungen in den beiden Ländern schaffen ungleichen Zugang zu Informationen und erschweren so eine gleichberechtigte Zusammenarbeit.

Strukturelle Voraussetzungen und Rahmenbedingungen

Transnationale Kooperationen erfolgen weder in einem neutralen sozialen Raum noch innerhalb homogener Wissensordnungen und Sinnsysteme. Sie finden statt in Kontexten, in denen die Akteure in Folge historisch gewachsener Bedingungen vor dem Hintergrund unterschiedlicher Voraussetzungen interagieren. Dazu zählen wirtschaftliche Faktoren (z. B. Ausstellungs- und Lohnkostenbudget der Museen, Zugangsmöglichkeiten zu finanziellen Drittmitteln), das Vorhandensein und die Zugänglichkeit nötiger Infrastruktur, (makro-)politische Rahmenbedingungen und die Einbindung der Museen in staatliche Strukturen und dadurch bestimmte Interessenlagen. Die Kooperation spielt sich im Spannungsfeld dieser unterschiedlichen Rahmenbedingungen ab, die auf die Abläufe und Aushandlungsprozesse zwischen den Museen einwirken. Der unterschiedliche Zugang zu finanziellen Ressourcen ist ein Ausgangspunkt für Ungleichheit: Das UNM z. B. hat ein sehr beschränktes Budget, das kaum über die Zahlung der Lohnkosten hinausreicht (wobei die Löhne die Lebenshaltungskosten der

der Schweiz, und 2350 Mbps in Uganda. Als Beispiel: Ein Video von 53 min [1,2 GB] herunterzuladen dauert in der Schweiz ca. 7 Minuten, während derselbe Prozess in Uganda 1 Stunde und 8 Minuten in Anspruch nimmt). Zudem fallen Strom und Internet regelmäßig aus.

Mitarbeitenden nicht einmal decken). Zu Beginn des Projekts hatten sich die Partnerinstitutionen auf eine gemeinsame Finanzierung des Projekts geeinigt. Schließlich war es aber nur in der Schweiz möglich gewesen, die nötigen Gelder für die ugandischen Ausstellungen einzuzwerben. Einerseits konnte so das Projekt, nach langer Unsicherheit, überhaupt erst realisiert werden. Zugleich schränkt dies aber die Autonomie und Entscheidungsmacht der Partner ein. Die Verantwortung für die Einhaltung der daran geknüpften Bedingungen haben nun die Schweizer Partner, die so unfreiwillig in eine Kontrollfunktion gerieten. Die vorgegebenen Förderkriterien für internationale Projekte des Lotteriefonds des Kantons Zürich, orientieren sich an entwicklungs-politischen Zielen und beeinflussten so die konkreten Inhalte der Ausstellungen maßgeblich.²⁶ Durch den ungleichen Zugang der Museen zu ökonomischem Kapital entsteht eine ungleiche Verteilung von Zuständigkeiten und Möglichkeiten der Einflussnahme innerhalb des Projektes: Wer mehr Zeit hat zu organisieren, strukturiert mehr. Ein besserer Ressourcenzugang führt, wie sich im Projekt deutlich zeigte, zu mehr Verfügungsmacht über Strukturen, Prozesse, Entscheidungen, Ausstellungsinhalt und (Zeit-)Planung.

Die Museen sind auf je unterschiedliche Weise staatlich eingebunden und haben eigene institutionelle Leitbilder, Aufträge und Ziele. Als staatliche Institution ist das UNM bspw. inhaltlich an nationale Interessen gebunden. Eine Ausstellung über lokale Milchkulturen sollte, aus Sicht des Ministeriums, nicht ausschließlich auf ethnische Identitäten referieren, sondern zugleich den nationalen Zusammenhang stärken. Als Wirkungsziele des Ausstellungsprojektes nennt einer der ugandischen Kuratoren daher u. a. die »appreciation of different milk cultures and products, unification of Ugandan nationals through presenting milk as a common«. Auch in Bezug auf die politische Stabi-

²⁶ Weitere inhaltliche Einschränkungen ergeben sich auch aufgrund lokaler Konflikte (welche Ursprungslegenden von Milch dürfen erzählt werden? Diese thematisieren z. T. Differenzen zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen und bergen Konfliktpotential).

lität und die damit verbundene Planungssicherheit herrschen unterschiedliche Voraussetzungen. Die Ausstellungsvorbereitungen in Uganda fielen in die Periode der Präsidentschaftswahlen. In dieser Zeit wurden das Budget für das UNM eingefroren und der Internetzugang mehrfach landesweit deaktiviert, was die Zusammenarbeit vorübergehend blockierte. In Abhängigkeit von den unterschiedlichen politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen, variieren auch Verfügbarkeit und Zuverlässigkeit der nötigen Infrastruktur. Aufgrund von Materialengpässen konnte die beauftragte Druckerei die Textpanels und Fotografien für die Ausstellung im ICC erst Wochen verspätet liefern. Nur durch Geschick und Übung im Umgang mit Unwägbarkeiten sowie die Möglichkeit, innert kürzester Zeit personelle und technische Ressourcen aufzubieten, konnte die Ausstellung in Mbarara doch rechtzeitig eröffnet werden.

Abbildung 6: »The Power of Milk«, 48 Stunden vor der Eröffnung.

Foto: © Thomas Laely.



Abbildung 7: »The Power of Milk« am Tag der Eröffnung.

Foto: © Ali Nkwasibwe.



Die jeweiligen strukturellen Voraussetzungen beeinflussen die Handlungsspielräume der Akteure, aber auch die Art und Weise, wie diese ihre Beziehungen zueinander gestalten und ihre Interessen definieren, verhandeln und durchsetzen können. Diese ungleichen Strukturen schwächen die Position der ugandischen Partner und beeinträchtigen eine Zusammenarbeit »auf Augenhöhe«. Durch die Implementierung verschiedener Maßnahmen wurde versucht, dem aktiv entgegenzuwirken: Im *Memorandum of Understanding* z. B. wurde der Anspruch

auf partizipatives Zusammenarbeiten schriftlich festgehalten. Aufwendig ausgearbeitete Verträge regeln im Detail die Nutzung und die Entscheidungsprozesse in Bezug auf die gemeinsamen finanziellen Ressourcen. Außerdem wird großer Wert gelegt auf transparente Informationsflüsse.

Kulturelle Differenzen?

Neben solchen strategischen, technischen und strukturellen Einflussfaktoren auf die Zusammenarbeit stellt sich in transnationalen Kooperations- und Interaktionsprozessen unweigerlich auch die Frage nach dem Einfluss sozialisationsbedingter, »kultureller« Unterschiede.²⁷ Diese Frage ist in mindestens zweierlei Hinsicht problematisch – aber dennoch für die Reflexion kooperativer Arbeit nicht unerheblich. Erstens lässt sich beim Ergründen solcher Differenzen nicht immer klar abgrenzen, ob es sich dabei tatsächlich um so genannte kulturelle Unterschiede handelt oder ob nicht doch v. a. strukturelle Faktoren konstituierend dahinterstehen bzw. ist nicht viel eher davon auszugehen, dass diese in einer Wechselwirkung zueinander stehen – wie dies eine, im Folgenden skizzierte, praxistheoretische Perspektive auch nahelegen würde²⁸ Zweitens birgt die Fokussierung auf »kultu-

²⁷ Diese können sowohl in der konkreten Zusammenarbeit wirksam werden (z. B. in Form unterschiedlicher Herangehensweisen und Priorisierungen und damit verbundener Konfliktpotentiale) – oder als gegenseitige Unterstellungen zutage treten.

²⁸ In den drei Museen herrschen z. T. sehr unterschiedliche Arbeitsweisen vor: Im VMZ ist es aufgrund standardisierter interner Abläufe unverzichtbar, Prozesse und Inhalte Monate im Voraus detailliert festzulegen. Zeitpläne werden frühzeitig erstellt und sind verbindlich. Dies bringt eine hohe Planungssicherheit, und erlaubt eine optimale Koordination der verschiedenen, involvierten Arbeitsbereiche (Kuratieren, Fotografie und Grafik, Szenografie, öffentliche Kommunikation etc.) – geht aber auf Kosten der Flexibilität und Kreativität. Neue Ideen können kurzfristig nur schwer integriert werden, die Weiterentwicklung von Inhalten fällt so mitunter der Rigidität von Ablaufplänen zum Opfer. Dies erschwerte es manch-

relle Unterschiede« die Gefahr von essenziellisierenden Zuschreibungen und somit einer Reifizierung fixer Sinn- und Kulturgrenzen.²⁹ Um einen Kulturvergleich im Sinn einer Gegenüberstellung separater Einheiten oder Entitäten zu vermeiden, möchte ich daher meinen Beobachtungen ein Begriffsverständnis zugrunde legen, das Kultur nicht als »gemeinschaftliche Lebensweise, als Ideen oder als Text, sondern als wissensbasierte soziale Praktiken versteht«³⁰. Diesen Praktiken unterliegen inkorporierte, handlungsanleitende Sinnsysteme und »kulturelle« Codes, die wiederum in überpersonellen Wissensordnungen verankert sind.³¹ Letztere umfassen verschiedene Elemente: Ein methodisches Wissen³², ein motivational-emotionales Wissen³³ und ein Wissen im Sinne eines interpretativen Verstehens, d. h. eine auf Gewohnheit basierende, »routinemäßige Zuschreibung von Bedeutungen zu Gegenständen, Personen, abstrakten Entitäten, dem ›eige-

mal, die ugandischen Partner in drängende Entscheidungen miteinzubeziehen, weil dazu nicht genug Zeit blieb. Aufgrund vieler Unvorhersehbarkeiten ist die Planungssicherheit in den ugandischen Museen hingegen beeinträchtigt. Umso mehr ist es unerlässlich, schnell auf sich rasch ändernde Bedingungen reagieren und innert kürzester Zeit Anpassungen vornehmen oder (personelle) Ressourcen aufbieten zu können. Dies verlangt Kreativität und ein großes Geschick im Umgang mit Unsicherheit. Inhalte können kurzfristig und flexibel angepasst werden. Die Frage ist: Handelt es sich hierbei nun um kulturelle oder um strukturelle Unterschiede?

29 Vgl. Reckwitz, Andreas: »Kulturelle Differenzen aus praxeologischer Perspektive: Kulturelle Globalisierung jenseits von Modernisierungstheorie und Kulturresentialismus«, in: Ilja Srubar (Hg.), *Kulturen vergleichen – sozial- und kulturwissenschaftliche Grundlagen und Kontroversen*, Wiesbaden: VS 2005, S. 92–111, S. 94.

30 Ebd., in Anlehnung an eine »Theorie der Praxis«, wie sie u. a. von Pierre Bourdieu skizziert wurde.

31 Reckwitz, Andreas: »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozial-theoretische Perspektive«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 32:4 (2003), S. 282–301, hier S. 287.

32 Darunter versteht Reckwitz »scriptförmige Prozeduren, wie man eine Reihe von Handlungen ›kompetent‹ hervorbringt«. Ebd., S. 292.

33 »Ein impliziter Sinn dafür ›was man eigentlich will, ›worum es einem geht‹ und was ›undenkbar‹ wäre«. Ebd., S. 292.

nen Selbst etc.³⁴. Die inkorporierten, kulturellen Wissensordnungen stellen den Akteuren somit Denk-, Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata zur Verfügung und vermitteln diesen in Form eines im Habitus verankerten »praktischen Sinns«³⁵ ein Gefühl dafür, was in konkreten Situationen und sozialen Kontexten als richtig, angemessen, schön oder logisch erscheint. Wissen kann, mit Andreas Reckwitz als ein »Konglomerat von kontingenzen Sinnmustern, die auf kulturspezifische Weise alltägliche Sinnzuschreibungen und ein Verstehen ermöglichen und regulieren, und somit als notwendige Bedingungen des Handelns wie des Sozialen«³⁶ verstanden werden. Das praktische Wissen entspricht dabei keinem »festigten Fakten- oder Lösungswissen, sondern einem *doing knowledge*³⁷, das als ›Wissen-wie-‹ oder ›implizites Wissen‹ kreativ und explorativ in der Praxis zum Einsatz kommt.«³⁸ Aus dieser Sicht werden kulturelle Unterschiede nicht als Unterschiede zwischen fixen Einheiten oder als distinkte Brüche zwischen fixen Ideensystemen oder Kollektiven wahrgenommen, son-

34 Ebd.

35 Vgl. Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft, 2. Auflage, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2009 (zuerst Französisch 1972).

36 Reckwitz, Andreas: »Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken. Zugeleich ein Kommentar zu Pierre Bourdieu und Judith Butler«, in: Karl A. Hörring (Hg.), Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, Bielefeld: transcript 2004, S. 40–54, S. 42.

37 Wendet man sich dem »Kern sozialer Praxis, den eigentlichen Vollzugswirklichkeiten« zu, »dann kommt eine Praxiskompetenz in den Blick, die nicht einem gefestigten Wissensbestand entspringt, sondern einer Praktik des Wissens, einer Praktik des *doing knowledge*. Diese ›arbeitet‹ gerade in Zeiten offener und kontingenter Handlungsbedingungen sowie vielfältiger und medienvermittelter Wissensformen eher mit vorläufigen Antworten, eher mit Beispielen, als mit fertigen Lösungen. Ein solches Wissen lässt sich nicht auf kognitive Bestände reduzieren, sondern Wissen wird zum sozialen Prozess: einem Prozess des sozialen Lernens, situationsangemessen zu handeln.« Hörring, Karl H./Reuter, Julia: Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, Bielefeld: transcript 2004, S. 35.

38 K. Hörring/J. Reuter: Doing Culture, S. 11.

dern als, »teils routinisierte, teils konflikthafte – aktive interpretative Aneignung unterschiedlicher, einander »überlagernder« Sinn- und Aktivitätselemente, die ganz verschiedener räumlicher und zeitlicher Herkunft sein können«³⁹.

Die kollektiven, impliziten Wissensordnungen und Sinnelemente konstituieren sich in unterschiedlichen Tradierungs- und Sozialisationskontexten und korrespondieren mit unterschiedlichen Erfahrungsräumen und objektiven Strukturen. In der transnationalen Zusammenarbeit ist also zu erwarten, dass sich die inkorporierten Wissensordnungen und die darin begründeten Routinen des Deutens, Urteilens und Handelns unterscheiden. Was also im je eigenen Sozialisationskontext gemeinhin als Selbstverständlichkeit, was als richtig, angemessen oder schön angesehen wird, kann in einem anderen ganz anders wahrgenommen werden.⁴⁰ Dieser Umstand erfordert in einer konkreten Zusammenarbeit von allen Beteiligten eine erhöhte Reflexionsbereitschaft und die Fähigkeit, die Kontingenz eigener Anschauungen und Realitätskonstruktionen anzuerkennen und auszuhalten. Konkrete Unterschiede zwischen den Partnern der ugandischen Museen und denjenigen des VMZ, zeigten sich u. a. in Arbeits- und Handlungsweisen, Umgangsformen oder Priorisierungen. Die beobachteten »kulturellen« Differenzen lassen sich jedoch nicht auf divergierende, lokal verortete Sinn- und Aktivitätsdispositionen reduzieren. Sie sind auch eingelassen in die Wissensordnungen verschiedener Fach- oder Organisationskulturen.

Unterschiedliche Sehgewohnheiten und ästhetische Präferenzen äußerten sich zum Beispiel bei visuellen Darstellungsweisen: Farbkompositionen, (szeno-)grafischer Gestaltung oder bevorzugten Fotosujets. Unterschiedliche Herangehensweisen zeigten sich in der Gestaltung von Interaktionsritualen (der Art und Weise, wie offizielle Begrüßun-

³⁹ Vgl. A. Reckwitz: Kulturelle Differenzen, S. 100 ff.

⁴⁰ Dies bezieht sich konkret z. B. auf Umgangsformen, Wissensinhalte, (Situations-) Deutungen, ästhetische Präferenzen oder konkrete Vorgehens- und Arbeitsweisen.

gen oder Abschiede vollzogen, offizielle Zusammenkünfte eröffnet oder beendet, die Teilnehmenden eingeführt und gewürdigt, oder Respektbezeugungen erwiesen wurden), im Umgang mit Zeit und Terminen (im Stellenwert von Pünktlichkeit), im Verhältnis von Perfektionismus und Pragmatik, in forschungsethischen Fragen, in der innerinstitutionellen Machtdistanz⁴¹, also der Tendenz zu hierarchischer, respektive egalitärer Beziehungsgestaltung innerhalb der einzelnen Museumsteams, oder in impliziten Werten bezüglich Frauenrolle und Geschlechterbeziehungen.⁴² Aber auch beim Erschließen »relevanten Faktenwissens«⁴³ wurden Differenzen offenbar: Während der Entwicklung des Narratives der Milchausstellungen in Uganda stellte sich die Frage nach dem zu vermittelnden Stellenwert von Milch. Soll diese vorbehaltlos als ein gesundes und wertvolles Nahrungsmittel dar-

41 Die Machtdistanz zeigt sich daran, wie hierarchisch Beziehungen zwischen Vorgesetzten und Mitarbeitenden oder formalen Strukturen innerhalb von Institutionen organisiert sind. Eine große Machtdistanz bedeutet, dass Entscheidungsprozesse von »oben nach unten« verlaufen und diesen Entscheidungen nicht widersprochen wird. Je geringer die Machtdistanz ist, desto partizipativer sind die Entscheidungsfindungsprozesse. Vgl. Hofstede, Geert/Hofstede, Gert Jan/Minkov, Michael: Cultures and Organizations – Software of the Mind: Intercultural Cooperation and Its Importance for Survival, Columbus: McGraw Hill 2004.

42 Dies manifestierte sich z. B. in einer (vorgefertigten) Broadcast-Nachricht zum Internationalen Frauentag, den mir einer der ugandischen Mitarbeiter in freundlicher Absicht schickte: »Happy Women's Day! The willingness to listen, the patience to understand, the strength to support, the heart to care & just to be there—that is the beauty of a Lady!« Offenkundig widerspricht das hier transportierte ideale Frauenbild – die Frau als williges, serviles, volumnäßig auf die Bedürfnisse des Gegenübers (des Mannes?) – ausgerichtetes Wesen, emanzipatorischen Idealen des Stellenwertes »der Frau« in der Schweizer Projektgruppe.

43 Die Entdeckung unterschiedlicher »Wahrheiten« wirft die Frage nach Wissenshierarchien, Definitions- und Deutungsmacht auf. Welches Wissen ist wahr, und wer bestimmt das, auf welcher Grundlage? Was als »Wissen« gilt, ist historisch und kulturell bedingt und politisch legitimiert. In den über lange Zeit hegemonialen Beziehungen Europas zu Afrika wurde westliches Wissen oft als allgemeingültig hingestellt, während afrikanisches Wissen zu »traditionellem« oder »lokalem« Wissen degradiert wurde.

gestellt werden (»The Beauty of Milk«)? Oder muss nicht auch auf die Kehrseiten im Zusammenhang mit Milchproduktion und -konsum fokussiert werden? Hier liegt unterschiedliches Wissen zugrunde, das, in diesem Fall, in je unterschiedlichen strukturellen Zusammenhängen verankert ist. Der Slogan »Milk is good for you« hat in Uganda, wo die Mangelernährungsquote von Kindern bei 41 Prozent liegt, eine andere Bedeutung (und Wahrheit) als in der Schweiz, wo Diskurse um tierethische, gesundheitliche und global-ökologische Probleme im Zusammenhang mit (Massen-)Tierhaltung und Überproduktion dominieren.⁴⁴ In den Ausstellungen wurden die verschiedenen Anschauungen schließlich ergänzend nebeneinander gestellt und kontextualisiert und führten so zu einem facettenreicherem Narrativ.⁴⁵

Aus der Beobachtung wird deutlich, dass im Lauf der Zusammenarbeit viele der genannten »kulturellen« Unterschiede – bewusst oder unbewusst – einander angepasst oder »hybridisiert«⁴⁶ wurden. Dies zeigt sich nicht nur in einer Angleichung von Umgangsformen und Zeitmanagement sowie der Entwicklung einer gemeinsamen Kommunikationskultur, sondern auch in der Definition und Synthese belangreichen Faktenwissens oder der Planung und Ausgestaltung konkreter Arbeitsvorgänge. »Kulturelle Differenzen« wurden hier also in der konkreten Praxis der Kooperation durch Prozesse des Aushandelns und Klärens oder der unbewussten, gegenseitigen Übernahme kontext-

44 Z. B. im Zusammenhang mit Produktionsüberschuss und Preisverfall, der Zunahme von Laktose-Intoleranzen, Hormongzagaben und Antibiotika-Resistenzen.

45 Gleichgestellte Zusammenarbeit bedeutet, aus Sicht der Projektgruppe, dass alle Meinungen und Ziele in wichtige Entscheidungsprozesse einfließen. Dies verlangt von allen Beteiligten die Bereitschaft, auch andere Deutungen zuzulassen und zugleich, eigene zu hinterfragen. Schwierig wird dies, wenn sich institutionelle oder individuelle Interessen grundlegend widersprechen. Wer bestimmt in einer horizontalen Kooperation? Welche Haltung setzt sich durch, wenn aus praktischen Gründen eine endgültige Entscheidung gefällt werden muss und eine Kompromisslösung nicht möglich ist?

46 Appadurai, Arjun: *Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization*, Minneapolis 2000.

und situationsadäquat bearbeitet und in *neue* Formen überführt. Konflikte, die auf so genannte »kulturelle Unterschiede« zurückzuführen wären fielen dabei bedeutend weniger ins Gewicht als ursprünglich erwartet. Dies liegt, so die Überzeugung der Teammitglieder, auch am Vertrauensverhältnis und am generellen Wohlwollen, das sich im Lauf der Zeit zwischen den Projektmitgliedern entwickelt hat. Es ist anzunehmen, dass dadurch viele Missdeutungen, Kontroversen und Schwierigkeiten abgefедert und konstruktiv bearbeitet werden. Die wertschätzenden persönlichen Beziehungen und die geteilte Begeisterung für »die gemeinsame Sache« sind meines Erachtens das wichtigste Kapital dieses Kooperationsprojektes. Ausschlaggebend für diese Ressource war vermutlich auch die besondere Ausgangslage des Projektes, das die *Kooperation selbst* und den Anspruch auf Partnerschaftlichkeit und Gleichstellung ins Zentrum der Zusammenarbeit stellte. Dadurch erhöhte sich die Aufmerksamkeit für die Ebene der sozialen Beziehungen und für potentielle Konfliktbereiche, wodurch diese vorzeitig bearbeitet oder abgewendet werden konnten.

Inkorporierte Ungleichheit

Diese optimistische Beurteilung darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich Ungleichheit auch auf einer tieferliegenden Ebene manifestiert, die schwer zugänglich ist und jenseits wohlmeinender Intention liegt.⁴⁷ Gemeint sind hier wenig reflektierte, hierarchisierende Routi-

⁴⁷ Die Grundlage individuellen Handelns liegt nicht allein in den bewussten (kognitiven) Intentionen der Individuen oder in gesellschaftlichen Normen, sondern ist, wie oben schon beschrieben wurde, in überpersonellen Wissensordnungen verankert. Auf der Grundlage inkorporierter Sinnmuster schreiben die Akteure nicht nur äußereren Phänomenen Bedeutung zu, sondern definieren auch ihr Selbst und ihre Beziehung zu anderen. Innerhalb eines Handlungsvollzugs werden die getätigten Zuschriften meist unbewusst ausgeführt. Demnach sind die Wissensordnungen, die die Akteure anwenden, »nicht als Eigenschaften eines sinnkonstituierenden Subjekts zurechenbar, sondern transzendentieren in ihrer Reich-

nen gegenseitiger Zuschreibung und Bewertung sowie *angenommene* kulturelle Differenzen, die ebenfalls eine Herausforderung für die Zusammenarbeit darstellen. Solche Vorurteile sind empirisch schwer abrufbar, da sie als unbewusste und überpersonelle Interpretationsfolie funktionieren. Sie verbergen sich in der Selbstverständlichkeit von Handlungen und unbedachten Äußerungen und offenbaren sich meist erst in einer kritischen Retrospektive. Sie zeigen sich z. B. im erstaunten Ausruf des erfahrenen Schweizer Szenografen angesichts der beiden computeranimierten Ausstellungspläne der ugandischen Berufskollegen: »Die sind ja weiter als wir!«, in dem die Vorstellung afrikanischer Rückständigkeit mitschwingt. Vorurteile zeigten sich auch in der anfänglich latenten Befürchtung des Schweizer Teams, die ugandischen Partner würden ihren Verpflichtungen nicht nachkommen, Gelder unterschlagen oder nicht imstande sein, gewisse Aktivitäten selbstständig durchzuführen. Dies resultierte zuweilen in einem paternalistisch anmutenden Kontrollbedürfnis, das sich bspw. in ständigem Nachfragen über den aktuellen Stand der Aktivitäten äußerte oder im sanften Druck, Prozesse voranzutreiben. In diesen Praktiken manifestieren sich auf subtile Weise hegemoniale Ordnungen im Sinne verinnerlichter, asymmetrischer Routinen gegenseitiger Positionierung. Diese liegen in den tradierten Erfahrungen (*contact history*⁴⁸) und der wechselseitigen Rezeptionsgeschichte sowie den daraus hervorgegangenen, spezifischen kulturellen Wissensordnungen begründet. Sie nehmen Einfluss darauf, wie sich die Projektpartner selbst und einander gegenseitig wahrnehmen und wie sie sich zueinander in Beziehung setzen.

Trotz der Intention und dem »guten Willen«, konsequent »auf Augenhöhe« zusammenzuarbeiten, besteht also die Gefahr, dass in den Kooperationsprozessen und den Verhandlungen darüber, welches

weite, Entwicklung und Komplexität dessen »subjektive Perspektive«.« Reckwitz, Andreas: Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Studienausgabe, Weilerswist: Velbrück 2006, S. 567.

48 J. Clifford: Museums as Contact Zones, S. 16.

Wissen legitim oder welche Vorgehensweise zielführend ist, ein unterschwelliges Machtungleichgewicht wirksam wird. Ungewollt reproduzieren sich in den gegenseitigen Zuschreibungen, den Praktiken und Entscheidungen historisch gewachsene, verinnerlichte und wenig bewusste Dominanzverhältnisse. Dies zeigte sich z. B. auch an den Diskussionen um die Verschiebung der Eröffnungsdaten der ugandischen Museen: Nachdem der Termin für die Eröffnung im UNM bereits Wochen zuvor festgelegt worden war, hat das Schweizer Team aus Sachzwängen und persönlichen Gründen eine spätere Eröffnung der Ausstellung in Kampala und in Mbarara durchgesetzt – obwohl dadurch die Ferienpläne eines ugandischen Partners durchkreuzt wurden und für eine später geplante Fotoausstellung ein alternativer Raum gesucht werden musste. Ob dies umgekehrt denkbar gewesen wäre, ist zu bezweifeln.⁴⁹ Solche Dynamiken sind tückisch, da sie nicht intentional ablaufen und den expliziten Anspruch einer gleichgestellten Zusammenarbeit subtil unterlaufen.

Es wurde daher sehr bewusst darauf geachtet, den Modus der Zusammenarbeit, Entscheidungsfindungsprozesse und Kommunikationspraktiken immer wieder kritisch zu reflektieren und auf unterschwellige Dominanzmanifestationen abzuklopfen.⁵⁰

⁴⁹ Diese, sich hier subtil manifestierende Ungleichheit auf eine Fortsetzung kolonialer Muster zurückzuführen, ist eine These, die empirisch schwer zu belegen ist, sich aber meines Erachtens aufdrängt.

⁵⁰ Vielfach wurden diese erst im Rückblick erkennbar, da Termin- und Sachzwänge im konkreten Handlungsvollzug der Kooperation den Blick auf ideologische Ansprüche zuweilen verstellten. Außerdem stellt sich auch die Frage, inwiefern eine übertriebene Rücksichtnahme und Fokussierung auf gleichberechtigte Partizipation nicht auch wieder ein Ausdruck von Dominanz sein kann. Die folgenden Zitate entstanden während eines Workshops in Kampala, zur gemeinsamen Entwicklung der Milchausstellung *Drink Deeply! Milk Exhibition* in Kampala: »Also ich habe mich heute Vormittag ziemlich zurückgehalten, weil ich mir einige Fragen zum Vorgehen stelle. Wenn wir unser Projekt und die geplante Ausstellung schon ›Sichtweisen – Points of view‹ nennen, sollten wir vor allem schauen, dass beide Seiten genügend Platz haben in Prozessen der Kategorisierung [in Bezug auf das geplante Ausstellungskonzept, Anm. J.G.] oder eben des *Clusterings*, die dann eben

Aus den bisherigen Erkenntnissen der Analyse des Kooperationsprojektes wird deutlich, dass der Anspruch einer konsequenten Zusammenarbeit »auf Augenhöhe« aufgrund der genannten ungleichen Voraussetzungen schwer zu erfüllen ist. Vielleicht ist sogar die Frage berechtigt, ob nicht das wiederholte, rhetorische Hervorheben von Gleichberechtigung bestehende Machtverhältnisse erst verschleiert. Die Projektmitarbeiterin Birthe Pater kommt in einem Interview zu folgendem Schluss: »Wir müssen akzeptieren, dass wir in ungerechten, globalen Verhältnissen leben. Was wir machen können, ist, damit umzugehen und Neues schaffen. Und vielleicht ist auch das nur eine Wiederholung von neo- oder neo-neo-kolonialen, neo-kapitalistischen-imperialistischen Verhältnissen.«

Die selbtkritische Reflexion im Verlauf des Kooperationsprozesses führte zu immer neuen Fragen: Arbeiten die »richtigen« Museen zusammen? Wäre nicht ein Schweizer Heimatmuseum, das sich, wie die ugandischen Museen auch, v. a. mit dem *eigenen* Kulturerbe befasst, der adäquate Partner gewesen? Wurden die *communities*, deren Objekte in den Milchausstellungen zu sehen sind, in angemessener Weise miteinbezogen? Oder reproduzieren sich hier althergebrachte, »vermachete« Repräsentationspraktiken – nur auf einer intra-nationalen statt einer internationalen Ebene? Stellt das ganze Projekt nicht eine künstliche »Labor-Situation« dar, in der die Kooperation zum Selbstzweck wird? Wurden die ugandischen Partner zu einer ständi-

auch die Denkweise und Sichtweise strukturieren« (Thomas Laely). Dem setzte eine Projektpartnerin folgendes entgegen: »Ich finde es wichtiger in die Interaktion einzutreten und auch zu diskutieren über bestimmte Konzepte oder Verständnisse oder mögliche Umsetzungen, anstatt sich absichtlich zurückzuhalten, weil ich dann das Gefühl hätte, dass das auch ein Patronisieren auslösen würde« (Birthe Pater beim selben Workshop). Diese Art von Reflexionen über ideelle Aspekte, bspw. subtile Machtverhältnisse wurde von den Partnern unterschiedlich gewertet. Sie waren v.a. dem schweizerischen Team wichtig, während sie die ugandischen Partner wenig zu interessieren schienen, was sich u.a. mit den unterschiedlichen Motivationen die die drei Institutionen zu einer Zusammenarbeit bewog, erklären lässt. Für das VMZ waren eine Aufarbeitung der kolonialen Geschichte und des hegemonialen Erbes ein wichtiger Beweggrund für eine Kooperation.

gen Reflexion möglicher Machtverhältnisse genötigt, obwohl sie sich für diese Fragen im Grunde eventuell gar nicht so sehr interessierten? Ist vielleicht sogar der penetrante Anspruch auf Gleichberechtigung und Demokratie letztlich eine kulturimperialistische Durchsetzung eines »westlichen« Werts? Oder wurden die ugandischen Partner gar zum Zweck einer postkolonialen Selbst-Bestätigung missbraucht?⁵¹

Als zentrale Erkenntnis hat sich gezeigt, dass »auf Augenhöhe« nicht als Zustand verstanden werden kann, sondern als eine Haltung und als fortlaufender Prozess. Oder, wie es der Berliner Verein für machtkritische Bildungsarbeit und Beratung Glokal in seiner Broschüre *Das Märchen von der Augenhöhe: Macht und Solidarität in Nord-Süd-Partnerschaften* ausdrückt: »Die Bewusstwerdung von Machtstrukturen und Privilegien ist ein verknüpfter fortlaufender Prozess, der niemals ganz abgeschlossen ist.⁵² Dies erfordert kontinuierliche Aushandlungen und Re-positionierungen zwischen den Partnern ebenso wie ein stetes, aufmerksames und kritisches Hinterfragen eigener Sichtweisen, Praktiken und kollektiver Dynamiken. Die Analyse der beschriebenen Zusammenarbeit deutet darauf hin, dass erst durch eine *reflexive Kooperations-Praxis* selbst, bestehende Verhältnisse erkannt, in Frage gestellt und allmählich umgearbeitet werden können. Wie sich herausstellte, haben bereits der konsequente Anspruch und das Bemühen um eine gleichgestellte Zusammenarbeit für das Projekt ein großes Potential entfaltet.

Ergebnisse und Wirkungen der Kooperation

Auch wenn die Zusammenarbeit auf Augenhöhe »ein Märchen« bleiben sollte, so zeigt das Kooperationsprojekt, meines Erachtens doch eine ansehnliche Reihe höchst erfreulicher und positiver Effekte: Ein

51 Vgl. Boast, Robin: Neocolonial Collaboration.

52 Glokal: Das Märchen von der Augenhöhe. Macht und Solidarität in Nord-Süd-Partnerschaften, Berlin 2017, S. 77.

Großteil der gesetzten Ziele konnten erreicht, z. T. übertroffen werden und zwar zum Vorteil aller drei Partnermuseen. Es entstanden in relativ kurzer Zeit zwei viel beachtete und sehr positiv bewertete Ausstellungen zum Thema Milch in Uganda sowie die *Points of View* Ausstellung in Zürich. Die Besonderheit der Kooperation liegt dabei, gemäß Amon Mugume, Kurator des UNM, in der von Grund auf, gemeinsam angelegten Planung und Umsetzung des Projektes:

»There is a lot to learn from this collaboration, because it is different from most collaborations that happen in this country or in Africa. Most collaborations are north-south ending. You find a company or individual or organization that looks for funds in Switzerland or in Europe to pay for a project and then you get the partners that say: ›We have this money, we are coming to do this.‹ But *this is a cooperation we were starting from scratch.*«

Dies habe sich, im Vergleich zu vorgängigen internationalen Kooperationen (bei denen Projekte teilweise an lokalen Bedürfnissen vorbei aufoktroyiert worden seien) sehr positiv auf die Initiative der Mitarbeitenden, den Erfolg und die Effektivität des Projektes ausgewirkt (Amon Mugume, Kurator des UNM in einem Interview in Zürich, September 2017). Die *Drink Deeply! Milk Exhibition* hat sich in vorteilhafter Weise auf das Ansehen des UNM ausgewirkt. Sie erhielt eine breite öffentliche Aufmerksamkeit, wurde nicht nur von regionalen Medien, sondern auch von lokalen Würdenträgern und ausländischen Botschaftern durchwegs lobend erwähnt. Ähnliches gilt für das ICC. Tausende von Kindern und Erwachsenen lernten Neues über Milchkultur(en) in ihrem Land und außerhalb. Die museale, interaktive Vermittlungsarbeit für Kinder wurde weiterentwickelt und ausgebaut. Durch den kostenfreien Eintritt konnten auch städtische Straßenkinder und solche, die in Slums wohnen, die Ausstellung besuchen. Für diese Zielgruppen wurden spezielle Anlässe organisiert. Die Verbindung der beiden ugandischen Museen zu den *local communities* konnte durch deren partielle Beteiligung an der Ausstellungskonzeption,

durch die vorausgehenden Forschungen aber auch durch deren Einbeziehung ins Begleitprogramm der Ausstellungen gestärkt werden. In der Region Mbarara, dem Standort des ICC, führte die Ausstellung zu einer nachhaltigen Vernetzung verschiedenster Akteure und Interessengruppen im lokalen Milchsektor. Geplant ist für die Zukunft die jährliche Durchführung eines *Day of the Milk*.

Indem in den beiden ugandischen Ausstellungen sowohl ugandische als auch schweizerische Milchkultur dargestellt wird und die Interpretationen von beiden Seiten auf das je »Eigene« und das »Fremde« vorgenommen werden, wird die traditionelle Repräsentationsrichtung und die gängige Zentrum-Peripherie-Logik durchbrochen. »This is a new era now«, bemerkte dazu der Kurator des Igongo Cultural Center: »Until now, we had African objects being displayed in European Museums. Now, here we have European objects exhibited in an African museum.« Die Beziehungen zwischen den Museen und deren Mitarbeitenden wurden gestärkt. Auf der Basis des entstandenen Vertrauensverhältnisses können nun die weiteren Schritte des Kooperationsprojektes in Angriff genommen werden. Denn die Zusammenarbeit endet nicht mit den drei erwähnten Ausstellungen. Angestrebt wird eine längerfristige, inter- bzw. transnationale Partnerschaft. Nächster Schritt ist ein in Uganda geplantes mobiles Museum, das ausgewählte Inhalte der Milch-Ausstellungen auch in ruralen Landesregionen zugänglich machen soll. Und falls es die finanziellen Mittel erlauben, können auch die bereits bestehenden Pläne für ein zukünftiges, gemeinsames Ausstellungsprojekt realisiert werden.

Zusammenarbeit als Übersetzungskunst

Ein Werkstattbericht zur Forschung in partizipativen Kunstprojekten

Judith Laister

Großbaustellen, die ganze Stadtteile verändern, erregen öffentliche Aufmerksamkeit. Die unterschiedlichen Interessen von Politik und Bewohnern/Bewohnerinnen, Geschäftsleuten und Medien, engagierten Bürgern/Bürgerinnen und Sozialeinrichtungen treffen aufeinander und werden in mehr oder weniger moderierten Kommunikationsprozessen ausgehandelt. Die Folgen sind divers. Verzögerungen des Baufortschritts können ebenso eintreten wie die »von unten« forcierte Berücksichtigung sozialer, ästhetischer oder infrastruktureller Forderungen – oder die rigorose Durchsetzung sämtlicher Planungsvorhaben »von oben«. Im Kontext dieser Auseinandersetzungen treten immer wieder auch künstlerische Akteure auf die Bühnen städtischer Transformation, wie etwa bei der Errichtung des Olympic Park im Londoner Osten (2007–2012), als Folge der Übertunnelung eines Autobahnabschnitts mit Landschaftspark am Linzer Bindermichl (2007) oder bei der Umgestaltung der Annenstraße, die das Grazer Stadtzentrum mit dem Hauptbahnhof verbindet (2012–2013). Viele der an diesen Schauplätzen realisierten künstlerischen Arbeiten waren partizipativ orientiert und wurden in Zusammenarbeit zwischen sozialräumlich unterschiedlich positionierten Gruppen entwickelt und durchgeführt. Drei davon – je eine in London, Linz und Graz – bilden den empirischen Fokus der hier vorgestellten Studie »Übersetzungskunst. Kohärenz und Konflikte in partizipativen Kunstprojekten«. Zentrales Ziel

der Untersuchung ist es, die Formation dieser komplexen Konstellationen aus Individuen (Kunstschaflende, Bewohner/-innen, Politiker/-innen, Publikum, Forschende,...), Institutionen (Galerien, Ämter, NGOs, Sozialeinrichtungen, Universität,...), Materialitäten (Kunstwerke, Bilder, Geräte,...) und Immaterialitäten (Atmosphären, Symbole, Emotionalitäten,...) zu verstehen. Was schafft Kohärenz? Wie und warum entstehen Konflikte? Welche spezifische Funktion nimmt Kunst als distinktive soziale Praxis der Bildproduktion dabei ein? Wie wirkt der Aktionsrahmen eines Stadtraums im Übergang auf die sozialen Beziehungsgefüge? Und welche Rolle kommt dem/der Wissenschaftler/-in dabei zu? Zur Sensibilisierung des forschenden Blicks für diese heterogenen Relationalitäten setzt das vorliegende Forschungsprojekt den vieldeutigen Begriff der »Übersetzung« ein. In Anlehnung an Herbert Blumers (1954) Terminus des »sensitizing concept« bleibt sein Gebrauch unbestimmt und offen, um der Dynamik des Forschungsfeldes gerecht zu werden. Gleichzeitig wird die Konzeption des Übersetzungsbegriffs im Zuge der empirischen Erhebungen jeweils neu justiert und perspektiviert. Als erste Differenzierung wurden im Rahmen der laufenden Untersuchung drei projektrelevante Bedeutungsdimensionen identifiziert, die es im weiteren Verlauf kontinuierlich zu adaptieren und zu schärfen gilt: Erstens jene aus der Kulturanthropologie, die Anthropologie als hierarchisierte Praxis der Übersetzung von alltäglicher Wirklichkeit in eine wissenschaftliche Sprache problematisiert; zweitens jene aus der Akteur-Netzwerk-Theorie, die Übersetzung als Etablierung von stabilen Beziehungen zwischen den heterogenen Teilen einer Akteurswelt fasst; und drittens jene, die im Diskursfeld des *Translation Turn* Übersetzung als sowohl signifikante soziale Praxis und kulturwissenschaftliche Konzeption in einer zunehmend hybridisierten Welt thematisiert.

Der vorliegende Text versteht sich als Werkstattbericht zu dieser laufenden Forschung über Kohärenz und Konflikte in partizipativen Kunstprojekten. Der erste Teil bietet einen kurzen Einblick in die drei

zentralen Fallbeispiele.¹ Er führt nach London/Hackney, wo der kanadische Künstler Jean-François Prost im Jahr 2008 am Baustellenzaun um den künftigen Olympic Park sein bis heute laufendes, partizipatives Projekt *Adaptive Actions* konzipierte. Während Prost zur weltweit vernetzten, punktuellen Umnutzung städtischen Raums »von unten« aufruft, initiierte das Architektenkollektiv Fettinger/Orso/Rieper mit seiner temporären Installation *Bellevue – Das Gelbe Haus* ungewöhnliche sozialräumliche Beziehungen im neugestalteten Landschaftspark Linz/Bindermichl-Spallerhof. Wie das Großprojekt *Bellevue*, das im Rahmen von *Linz 09-Kulturfeststadt Europas* realisiert wurde, basiert auch Kristina Lekos Serie *Keine Denkmale. Zur Geschichte von Arbeit und Einwanderung* (2011–13) auf der Beteiligung sehr unterschiedlicher Gruppen von Akteuren mit Fokus auf Bewohnern/Bewohnerinnen mit Migrationserfahrung, die vor Ort leben und arbeiten.

Im zweiten Teil des Textes werden kunsttheoretische Überlegungen zur Ästhetik partizipativer Kunstprojekte angestellt, um den Handlungsmodus der »Zusammenarbeit« zwischen den verantwortlichen Kunstschaffenden und den anderen beteiligten Akteuren mit dem Prädikat »partizipativ« in Beziehung zu setzen. Im dritten Teil wird ein situativer Gebrauch des Begriffs »Übersetzung« für den vorliegenden Forschungskontext im Sinne eines »sensitizing concept² vorgeschlagen. Der vierte und letzte Abschnitt dient einer ersten Analyse der dargestellten Fallbeispiele unter Anwendung einer für den spezifischen Forschungszusammenhang konzipierten multidimensionalen Perspektive der Übersetzung, wobei es Kohärenz und Kon-

¹ Ich habe an allen drei Projekten sowohl als Teilnehmerin als auch als teilnehmende Beobachterin mit den Künstlern/Künstlerinnen und anderen Akteuren zusammengearbeitet. In London als Forscherin, in Linz und Graz auch als Lehrende gemeinsam mit je einer Gruppe Studierender. Bildmaterial zu den drei Projekten vgl. www.bellevue-linz.at/; www.rotor.mur.at/con_annen6_DENKMALE_ger.html; <http://adaptiveactions.net> – alle vom 29.3.2018.

² Blumer, Herbert: What is Wrong with Social Theory, in: American Sociological Review 18 (1954), S. 3–10; Strauss, Anselm/Corbin, Juliet: Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung, Weinheim: Psychologische Verlags Union 1996.

flikte zwischen den hierarchisierten Teilen der künstlerisch-partizipativen Akteurswelt herauszuarbeiten gilt.

Fallbeispiele

Im Herbst 2007 errichtete die *Olympic Delivery Authority* einen 18 Kilometer langen und bis zu drei Meter hohen, cyan-blauen Bauzaun um das Areal des künftigen *Olympic Park* in East London. Binnen kürzester Zeit standen *Blue Fence* und die städtischen Transformationsprozesse, die im Vorfeld der 2012 ausgetragenen Olympischen Spiele stattfanden, im Fokus öffentlicher Diskussionen. Kontrovers debattiert wurden Kosten- und Nachhaltigkeitsfragen, vor allem aber die vollständige Schleifung eines rund 100 Hektar großen Stadtgebietes im *Lower Lea Valley*. Das ehemalige Gewerbegebiet, das sich nach der sukzessiven Stilllegung der Betriebe zum beliebten Naherholungsgebiet mit Schrebergärten, Rad- und Spazierwegen sowie Künstlerateliers in Industriebrachen entwickelt hatte, sollte – begleitet von einer breit angelegten Imagekampagne mit Slogans wie »demolish, dig, design«, »change« oder »everyone's London 2012« – planiert und als Olympischer Park mit einer in Aussicht gestellten Nachnutzung als modernes Wohn- und Freizeitgelände für alle Londoner neu aufgebaut werden. In dieser kontroversen Atmosphäre des prä-olympischen London konzipierte und lancierte der kanadische Künstler Jean-François Prost, der zu dieser Zeit als *Artist in Residence* an der etablierten Londoner Kunstinstitution *SPACE* arbeitete, sein bis heute international laufendes Projekt *Adaptive Actions*. Auf Aushängen und Flyern vor Ort, in lokalen Zeitungen und auf Websites war folgender *Call for Participation* zu lesen:

»Artist in residence Jean-Francois Prost will be holding free workshops at SPACE for interested participants as part of his Adaptive Actions project. The Adaptive Actions project challenges organized space as well as the movements it imposes and is based on a call for collabora-

tion open to all. With a developing website and publication planned later in the year these workshops provide an opportunity for artists and individuals involved in urban and architectural practices to exchange ideas, create work and collaborate.«³

In Reaktion auf Prosts *Call for Participation* trafen sich an zwei Terminen im Februar 2008 etwa zehn interessierte Personen in den Räumlichkeiten von *SPACE* im Londoner Bezirk Hackney, um von dort aus einen gemeinsamen Spaziergang um den blauen Bauzaun zu starten. Basierend auf einer kurzen Einführung in seine Arbeit, die der Künstler via Bildpräsentationen auf seinem Notebook der Gruppe darbot, tauschten sich die Teilnehmenden über Kunst im Allgemeinen, die verschiedenen künstlerischen und aktivistischen Interventionen um das künftige *Olympic Areal* im Speziellen sowie über ihre Motive und Erwartungen einer Teilnahme an seinem Projekt aus. Die Gruppe bestand aus durchwegs kunstaffinen Menschen mit hohem Bildungskapital. Alle arbeiteten in niedrig dotierten Bereichen des Kreativsektors, wohnten zur Zeit des Projekts in der Umgebung der *SPACE Gallery*, waren mit deren Nachbarschaftsprogrammen und Veranstaltungen im Kontext des Förderprogramms der *Cultural Olympiade* vertraut sowie an einer kritischen Auseinandersetzung mit den radikalen städtischen Transformationen im Baustellengebiet des *Lower Lea Valley* interessiert. Die Gruppe blieb bis zum Ende des eintägigen Workshops zusammen. Einige davon initiierten und dokumentierten im Anschluss daran *Adaptive Actions* am *Blue Fence*, indem sie die vorgefundene Raumsituation durch subtile Eingriffe wie etwa Bemalungen der Umgebung, das Hinterlassen von Textbotschaften oder das Ausstreuen von Trampelpfaden veränderten. Andere trugen mit Bild- und Textproduktionen zu einer Publikation des Künstlers bei. Im Workshop selbst gab Prost den inhaltlichen (*Adaptive Actions*) und räumli-

³ Prost, Jean-François/space (Hg.): *Adaptive Actions*, Flyer zur Ankündigung des Workshops, London 2008; für Informationen zum Projekt siehe auch <http://adaptiveactions.net> vom 29.3.2018.

chen (*Lower Lea Valley/East London*) Bezugsrahmen vor, in den sich die Teilnehmenden mit ihren Vorstellungen und Interessen einschreiben konnten. Ziel dieser interaktiven Treffen, die dezidiert als Austausch zwischen Künstler und Publikum konzipiert waren und die Prost in ähnlicher Form bis heute weltweit veranstaltet, ist eine langfristige, lose Zusammenarbeit von Akteuren an unterschiedlichen Orten mit der Idee der globalen Verbreitung von *Adaptive Actions* als Aneignung urbanen Raums »von unten«. Die Idee dieser raumaktivierenden Mikroaktionen ist es, städtische Infrastruktur individuell anders zu nutzen als von der offiziellen Stadtplanung vorgesehen und damit den reglementierten städtischen Raum entsprechend den Bedürfnissen der Nutzer/-innen zurückzuerobern.

Auch das partizipative Projekt *Bellevue – Das gelbe Haus*, konzipiert und realisiert im Jahr 2009 vom österreichischen Architektenkollektiv Peter Fattinger, Veronika Orso und Michael Rieper, fand im Kontext eines städtebaulichen und kulturpolitischen Großprojektes statt. Schauplatz war die 2006 fertig gestellte Mühlkreisautobahnüberplattung in Linz-Bindermeichl/Spallerhof, auf der ein weiträumig angelegter Landschaftspark die zwei ehemals getrennten Stadtteile miteinander verbindet. Im Jahr 2009 lud *Bellevue – Das gelbe Haus* als eines der Leitprojekte von *Linz09 – Kulturhauptstadt Europas* Künstler/-innen, Wissenschaftler/-innen, die lokale Nachbarschaft und ein internationales Kultурpublikum zur Zusammenarbeit ein. Knapp drei Monate lang wurde im gelben Haus gemeinsam »produziert, dokumentiert, gekocht, getanzt, gegärtnert, geschrieben, zugehört und zugesehen.«⁴ Mehr als 700 aktiv Involvierte und tausende Zuschauer/-innen besuchten von Juli bis September 2009 das Haus, in dem tagtäglich ein detailliert angekündigtes Programm zum Mitmachen geboten wurde. Dieses umfasste interaktive, kooperative oder kollaborative Aktivitäten wie den Auftritt lokaler Vereine – von der Ziehharmoni-

⁴ Fattinger, Peter/Orso, Veronika/Rieper, Michael: Oberhalb der Stadtautobahn. Ein Blick in die Welt vom gelben Haus, in: Dies., *Bellevue – das gelbe Haus*, Linz 2009, S. 21–34, hier S. 32.

kagruppe bis zur Radfahrerlobby – gemeinsames Tatort-Schauen, von Kunstschaffenden angeleitete Kreativ-Workshops für Kinder oder studentische Sommerakademien, in deren Rahmen das Projektgebiet beforscht und Ausstellungen gestaltet wurden.⁵ Alle Veranstaltungen waren kostenlos und öffentlich zugänglich, für die Verpflegung der Gäste sorgte eine Kantine und es erfolgte eine laufende Dokumentation und Zirkulation der Ereignisse via Web-TV und Social Media. Die Reichweite des Projekts war in Bezug auf soziale Herkunft, Alter und Geschlecht divers und umfasste ein internationales Kunstruplikum mit – im Bourdieu'schen Sinne – hohem materiellen und kulturellen Kapitalbesitz ebenso wie sozialräumlich marginalisierte Akteure aus der unmittelbaren Nachbarschaft. Die angebotenen Möglichkeiten der Interaktion und Zusammenarbeit antizipierten und reproduzierten diese Heterogenität, wobei Umfang, Intensität und inhaltliche Orientierung individuell wählbar waren – sofern die Hausregeln eingehalten und das Gesamtprogramm nicht beeinträchtigt wurde. Trotz der quantitativ hohen Zahl an Teilnehmenden gab es aufgrund des professionellen Projektmanagements der internationalen Großveranstaltung *Kulturhauptstadt* kaum strukturgefährdende Konflikte. Lokale Medien und engagierte Anrainer setzten sich am Ende der Projektdauer – erfolglos – für den Erhalt des *Gelben Hauses* ein. Das Architekten-Team wurde von der Stadt Linz kurze Zeit später für ein Folgeprojekt in unmittelbarer Nähe beauftragt. Rückblickend war die Rede von einer gelungenen Zusammenarbeit der »mehr als 700 Akteure unter hoher lokaler Akzeptanz«, was zeigt, »dass es jenseits von Konsum- und Hochkultur einen Spielraum gibt, den es zu besetzen gilt.«⁶

Das dritte Fallbeispiel führt ins Grazer Annenviertel, ein innenstadtnahes Areal, das seit Anfang der 2000er Jahre im Fokus städti-

⁵ Laister, Judith/Hieslmair, Michael: Relationale Ethnographie. Feldbeziehungen zwischen Kunst, Architektur und Ethnologie, in: Sabine Hess et al. (Hg.), Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte, Berlin: Reimer 2013, S. 151–174.

⁶ P. Fattinger: Stadtautobahn, S. 32.

scher Sanierungsprogramme und künstlerischer Verortungen steht. Dort initiierte die Künstlerin Kristina Leko im Jahr 2011 ihre mehrjährige Arbeit *Keine Denkmale. Zur Geschichte von Arbeit und Einwanderung*. Bis heute ist an sieben Standorten auf Hausmauern eine Serie von Textkunstwerken angebracht, auf denen historische Begebenheiten aus der Arbeitergeschichte des Stadtteils sowie Ausschnitte migrantischer Biografien zu lesen sind. Ziel der Künstlerin ist die öffentliche Sichtbarmachung der lokalen Arbeitergeschichte im Kontext historischer und aktueller Migrationsbewegungen:

»ArbeiterInnen haben seit jeher das Grazer Annenviertel bewohnt. In Zeiten der Industrialisierung begann sich die aufkommende Arbeiter-Innenschaft hier auch zu organisieren, um für ihre Rechte und soziale Verbesserungen zu kämpfen. Die Geschichte der Arbeit und damit untrennbar verbunden die Geschichte der Einwanderung haben im Annenviertel Spuren hinterlassen. Bis heute gilt, dass das Annenviertel ein wesentliches Gebiet für Einwanderung in Graz geblieben ist.«⁷

Den Inhalt der Textkunstwerke erstellte die Künstlerin in Zusammenarbeit mit Studierenden und Lehrenden des *Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie* der Universität Graz, mit Historikern sowie mit migrantischen Bewohnern/Bewohnerinnen des Stadtteils. Die Eröffnung des Projekts, das in Kooperation mit renommierten Grazer Institutionen und Fördergebern⁸ realisiert wurde, fand am 1. Mai 2013 in Form eines »performativen Happenings« unter Beteiligung einer breiten Öffentlichkeit statt. Inhaltliche und formale Orientierung sowie Projektverlauf und wesentliche organisatorische Entscheidungen traf die Künstlerin in Abstimmung mit dem Zen-

⁷ Leko, Kristina/<rotor> (Hg.): *Keine Denkmale. Zur Geschichte von Arbeit und Einwanderung*, Projektfolder, Graz 2013.

⁸ Realisiert wurde das Projekt 2013 in Kooperation mit <rotor> Zentrum für Zeitgenössische Kunst, Institut für Kunst im öffentlichen Raum Steiermark, Stadtbaudirektion – Stadtteilmanagement Annenviertel, Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie der Universität Graz.

trum für zeitgenössische Kunst *<rotor>*, das als Lead Agency des EU-Projekts *Die Kunst des urbanen Handelns* besonderes Interesse an der Realisierung von Lekos Denkmälern im öffentlichen Raum hatte. Die beteiligten Forschenden, Studierenden, Migranten/Migrantinnen und anderen Projektakteure hatten von der Künstlerin klar zugewiesene Rollen mit geringem Handlungsspielraum und hohem Arbeitseinsatz. Die Zusammenarbeit, die mehrere Monate bzw. Jahre andauerte, war geprägt von hohem zeitlichem und humanitärem Engagement aller Beteiligten, von tragfähigen freundschaftlichen Netzwerken und sozialräumlich heterogenen Beteiligungsgruppen. Entscheidungs- und Verteilungskonflikte führten in verschiedenen Projektphasen zu Konflikten und Brüchen, ohne den Fortschritt des Gesamtvorhabens zu stoppen. Die einzelnen Schauplätze im Grazer Annenviertel sind – bis auf einen Standort, der im Zuge einer umfassenden Gebäudesanierung aufgegeben werden musste – bis heute in respektablem Zustand und haben durch diverse Vermittlungsinitiativen Eingang in das kollektive Gedächtnis der Stadt genommen. So bietet etwa *<rotor>* nach wie vor Führungen zu den einzelnen Stationen an, die vor allem von Schulklassen wahrgenommen werden, und eine Schautafel im Bezirk Gries hat Eingang in die offiziell angebotenen Stadtrundgänge des Graz Tourismus (»Griesviertel-Rundgang«) gefunden.

Partizipative Kunst

Diese drei Beispiele partizipativer Kunst in städtischen Transformationsgebieten stehen nicht isoliert da. Sie sind Teil eines »participatory turn«⁹, der im künstlerischen Feld seit den 1990er Jahren konstatiert wird und Diskurs wie Praktiken aktueller Kunst im städtischen öffentlichen Raum entscheidend prägt. Zwar zeigt sich bereits seit den

⁹ Milevska, Suzanna: Participatory Art: A Paradigm Shift from Objects to Subjects, in: Springerin 2 (2006), <https://www.springerin.at/en/2006/2/partizipatorische-kunst/> vom 29.3.2018.

1920er Jahren – bei Dada, in Surrealismus und Situationismus, bei Allan Kaprow, Joseph Beuys, Suzanne Lacy oder Martha Rosler – eine Neukonzeption der ästhetischen Grundkategorien Werk, Autor und Publikum sowie deren Beziehung zueinander. Zum legitimierten Genre und festen Bestandteil von Biennalen und Festivals, Museums- und Galerieprogrammen, Kunsttheorie und Ästhetik – sowie zum Schlüsselbegriff von Förderprogrammen und zum modischen Label – wird »partizipative Kunst« allerdings erst in den 1990er Jahren. Die zahlreichen Publikationen über diese auch abschätzig als »Mittmachkunst« bezeichnete Praxis reichen von einem euphorischen Lob der demokratisierenden Tendenzen über die grundsätzliche Infragestellung des Kunststatus bis hin zu einer fundamentalen Kritik an den Verschränkungen des partizipativen Imperativs mit neoliberalen Regierungstechniken.¹⁰

Gleichzeitig gibt es erste Versuche, eine kunsttheoretisch fundierte Ästhetik partizipativer Kunst zu entwickeln, da die herkömmlichen werk-, produktions- und rezeptionsästhetischen Ansätze keine adäquaten Analysewerkzeuge mehr bieten. So differenziert etwa Max Glauner¹¹ drei Modi der Partizipation, die verschiedene Arten von

¹⁰ Diskursprägende Schriften sind etwa: Felshin, Nina (Hg.): *But Is It Art? The Spirit of Art as Activism*, Seattle: Bay Press 1995; Foster, Hal: *The Return of the Real. Art and Theory at the End of the Century. Avant-garde at the End of the Century*, New York: October Books 1996, darin vor allem Kapitel 6: *The Artist as ethnographer*, S. 171–204; Bourriaud, Nicolas: *Relational Aesthetics*, Dijon: Les Presses du Réel 1998; Babias, Marius/Könnicke, Achim (Hg.): *Die Kunst des Öffentlichen. Projekte, Ideen, Stadtplanungsprozesse im politischen, sozialen, öffentlichen Raum*, Amsterdam/Dresden: Verlag der Kunst 1998; Kestner, Grant H.: *Conversation Pieces: Community and Communication in Modern Art*, Berkeley/Los Angeles: University of California Press 2004; Bishop, Claire: *Participation*, London: Whitechapel Art Gallery 2006; Miessen, Markus: *The Nightmare of Participation: Crossbench Praxis as a Mode of Criticality*, Berlin: Sternberg Press 2010; Terkessidis, Mark: *Kollaboration*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005.

¹¹ Glauner, Max: »Get involved! Partizipation als künstlerische Strategie, deren Modi Interaktion, Kooperation und Kollaboration und die Erfahrung eines ›Mittendrin- und draußen‹«, in: *Kunstforum international* 240 (2016), S. 30–47.

Zusammenarbeit anzeigen und häufig in einem Projekt gleichzeitig auftreten. Die (1) »kollaborative Partizipation« beschreibt Glauner als Zusammenarbeit zwischen Kunstschaffenden und Teilnehmenden in einem gleichberechtigten, offenen Entscheidungsprozess. Als (2) »kooperative Partizipation« bezeichnet er Zusammenarbeit, bei der die Kunstschaffenden zwar mit anderen kooperieren, die Entscheidungsgewalt über den Projektverlauf jedoch behalten. Bei der (3) »interaktiven Partizipation« kann das Publikum in einem vorgegebenen Werksetting nach festgelegten Kriterien selbst tätig werden. Entscheidungsmöglichkeiten und -befugnisse sind klar geregelt und bewegen sich innerhalb eines definierten Rahmens.

So unterschiedlich partizipative Kunstprojekte Teilhabe im Detail konzipieren und praktizieren, sie weisen einen gemeinsamen Nenner auf: Die Kunstschaffenden stellen ihre Werke nicht mehr in einem einsamen, genialen Schaffensakt als autonome Artefakte in ihrem Atelier her, sondern in inszenierter Zusammenarbeit oder Interaktion mit anderen (Nicht-)Künstlern/Künstlerinnen, oft auch mit sozialen Akteuren, die dem Feld der zeitgenössischen Kunst sozialräumlich fernstehen. Gestaltet werden neben gemeinsamen Produkten in kollektiver Autorenschaft vor allem auch Beziehungsgefüge zwischen den beteiligten Akteuren, die in ihrer Heterogenität und sozialräumlichen Hierarchisierung potentiell konflikthafte Anteile aufweisen. Diesen Akt der Etablierung relativ stabiler relationaler Verbindungen als expliziter Bestandteil der Kreation einer künstlerischen Arbeit – ob temporär, längerfristig oder dauerhaft – fasst das hier vorgestellte Forschungsprojekt mit dem Begriff Übersetzungskunst. Er dient als heuristische Leitfigur, die das zentrale Ziel der Studie markiert: die Erforschung und differenzierte Analyse von Beziehungsgefügen in partizipativen Kunstprojekten.

Übersetzung

Der Begriff der »Übersetzung« dient im hier vorgestellten Forschungsprojekt als »sensitizing concept«¹², das mit Herbert Blumer »directions in which to look« vorschlägt und »a general sense of reference and guidance in approaching empirical instances«¹³ bietet. Sensibilisierende Konzepte sind nicht eindeutig und vordefiniert, sondern werden im Verlauf einer wissenschaftlichen Untersuchung kontinuierlich weiterentwickelt. Durch diese Unbestimmtheit bleibt das dynamische Verhältnis zwischen empirischer Welt und positionierter Forschungserfahrung durchgängig präsent, wobei als wissenschaftliches Ziel Verstehen als »tacit cultural knowledge« vorgeschlagen wird. Vor diesem Hintergrund wurde im Zuge der explorativen Phase der Begriff der »Übersetzung« als sensibilisierende Leitfigur gewählt, fortschreitend differenziert und bis dato gezielt vage gehalten. Die Selektion des Übersetzungsbegriffs für eine Untersuchung von partizipativen Kunstprojekten in städtischen Transformationsgebieten gründet in seinem heterogenen Bedeutungsspektrum, dessen kleinste gemeinsame Definition jene des Herstellens von Beziehungen in einer Welt der Unterschiede ist. Für die Erforschung und Analyse der drei Fallbeispiele, die signifikante Begegnungsräume von sozial, kulturell und ökonomisch höchst unterschiedlich situierten Akteuren darstellen, bietet die situative Gebrauchsweise des Übersetzungsbegriffs methodologische wie analytische Potentiale. Vor allem schärft sie den forschenden Blick sowohl im Feld als auch in der Auswertungsphase für die unterschiedlichen – sozialen, kulturellen und ökonomischen – Wirkmechanismen beim Verhandeln von Kohärenz und Konflikten zwischen den heterogenen Teilen der Akteurswelt partizipativer Kunst. Eine Differenzierung des Übersetzungsbegriff erfolgte bisher entlang von drei Bedeutungsdimensionen: Die erste bezieht sich auf den anthropologischen

¹² Vgl. Fußnote 2.

¹³ Blumer, Herbert: Symbolic interactionism, Englewood Cliffs: Prentice Hall 1969, S. 148.

Übersetzungs begriff, für den als zentrale Referenz die *Writing-Culture*-Debatte und ihre Kritik an der Figur des Anthropologen als objektiver Übersetzer eines »originalen Alltags« in eine wissenschaftliche Sprache dient.¹⁴ Dieser macht- bzw. repräsentationskritische Zugang zu Feld und Analyse wird einerseits mit Bourdieus reflexiver Anthropologie des Verstehens verknüpft¹⁵, in der die »symbolische Gewalt« wissenschaftlicher Kommunikations- und Übersetzungsprozesse thematisiert wird. Andererseits adaptiert er den Rancière'schen Übersetzungs begriff¹⁶, den er im Zusammenhang mit einer grundlegenden ästhetischen Kritik an partizipativer Kunst als hegemonialer Praxis gebraucht. In partizipativen Projekten, so Rancière, wird eine Kluft zwischen wissenden, aktiven Kunstscha ffenden und unwissendem, passivem Publikum behauptet – und ihre Übersetzung eingefordert. Diese Behauptung der zu übersetzenden Kluft, so Rancière, stellt Ungleichheit überhaupt erst her.

Die zweite Bedeutungsdimension knüpft an den translationswissenschaftlichen Übersetzungs begriff an, wie er im Kontext des *Translation Turn*¹⁷ verwendet wird. Dieser ist verankert in der poststrukturalistischen bzw. postkolonialen Kritik an der Vorstellung einer originalen

14 Asad, Talal: Übersetzen zwischen Kulturen. Ein Konzept der britischen Sozialanthropologie, in: Eberhard Berg/Martin Fuchs (Hg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993, S. 300–334.

15 Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loic J. D.: *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2006; Bourdieu, Pierre: *Verstehen*, in: Ders. et al., *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*, Konstanz: UVK 1997, S. 779–822; Katschnig-Fasch, Elisabeth: *Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus*, Wien: Löcker 2003, S. 359–362.

16 Rancière, Jacques: *Der emanzipierte Zuschauer*, Wien: Passagen Verlag 2008.

17 Vgl. Bassnett, Susan: *The Translation Turn in Cultural Studies*, in: Susan Bassnett/André Lefevere (Hg.), *Translation, History, Culture*. London 1990, S. 123–140; Wolf, Michaela: Übersetzung als »Brücke zwischen Kulturen«? Ein Plädoyer für die Sicht von Übersetzung als Beitrag zur Konstruktion von Kulturen, in: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur 21:1 (2006), S. 10–15; Bachmann-Medick, Doris: *Translation Turn*, in: Doris Bachmann-Medick, *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissen-*

Kultur zugunsten einer anti-essenzialistischen Konzeption von »Kultur als Übersetzung«¹⁸. In der laufenden Studie »Übersetzungskunst« sensibilisiert diese Konzeption für Prozesse der Hybridisierung, wie sie auch für partizipative Kunstprojekte charakteristisch sind. Indem sie die moderne Identifizierung von Kunst als Kunst in Frage stellen, fordern sie das »ästhetische Regime der Künste«¹⁹ heraus. Während dieses nach Jacques Rancière im 18. Jahrhundert mit dem Aufstieg der bürgerlichen Herrschaft einsetzt und im Rahmen der modernen Ästhetik die Idee eines »reinen Blicks«, eines »autonomen Werks« und eines »genialen Autors« hervorbringt, fordert die postrepräsentative partizipative Kunst die Neuverhandlung dieser drei zentralen Kategorien moderner Ästhetik. Gleichzeitig hinterfragt es das paradoxe Verhältnis zwischen dem Ideal der »Freiheit und Autonomie der Kunst« und dem Anspruch auf soziale Relevanz von Kunst, das heißt von Kunst als Erkenntnis und Kunst als sozialer Handlung.²⁰

Der dritte für die Studie »Übersetzungskunst« relevante Übersetzungsbegriff ist jener, den Michel Callon und Bruno Latour im Kontext der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) seit 1975 konzipierten und bis in die 1990er Jahre als Schlüsselbegriff gebrauchten.²¹ Übersetzung bezeichnet in der ANT die zentrale Operation der »Nicht-Moderne«,

senschaften, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2006; Buden, Boris/Nowotny, Stefan: Übersetzung: Das Versprechen eines Begriffs, Wien: Turia + Kant 2008.

¹⁸ Bhabha, Homi K.: *The Location of Culture*, London/New York: Routledge Classics 1994.

¹⁹ Rancière, Jacques: *Die Aufteilung des Sinnlichen. Die Politik der Kunst und ihre Paradoxien*, Berlin: b-books 2006.

²⁰ Vgl. Gethmann-Siefert, Annemarie: *Einführung in die Ästhetik*, München: Wilhelm Fink Verlag 1995.

²¹ Vgl. Callon, Michel/Latour, Bruno: *Die Demontage des großen Leviathans: Wie Akteure die Makrostruktur der Realität bestimmen und Soziologen ihnen dabei helfen*, in: Andréa Belliger/David J. Krieger (Hg.), ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie, Bielefeld: transcript 2006, S. 75–102; Callon, Michel: *Einige Elemente einer Soziologie der Übersetzung: Die Domestikation der Kammmuscheln und der Fischer der St. Brieuc-Bucht*, in: A. Belliger/D.J. Krieger (Hg.), ANThology, S. 135–174.

nämlich die Herstellung »hybrider Netzwerke«²². Während in der Moderne das Prinzip der Reinigung vorherrscht, das dichotome Konzeptionen privilegiert – etwa jene zwischen Natur und Kultur, Subjekten und Objekten, Vernunft und Emotion, Wissenschaft und Kunst – fördert die Nicht-Moderne nach dem Prinzip der Übersetzung die Sichtbarmachung und Entwicklung von »Mischwesen« bzw. »Quasi-Objekten«²³. Eine Soziologie der Übersetzung, so Callon und Latour, widmet sich der Rolle von Wissenschaft bei der Strukturierung von Machtverhältnissen zwischen den heterogenen Teilen in diesen zunehmend hybriden Akteurskonstellationen.²⁴ In Analogie dazu fokussiert die Studie »Übersetzungskunst« auf die Rolle von Kunst bei der Strukturierung von Beziehungen und Machtverhältnissen in partizipativen Prozessen und fragt nach Kohärenz und Konflikten zwischen den Beteiligten. Um die Wissenschaft der Übersetzung, die für epistemische Prozesse entwickelt wurde, für das künstlerische Feld produktiv zu machen, knüpft das Projekt an Alfred Gells kunstanthropologische Schrift »Art and Agency«²⁵ an, in der Kunst als Handlung unter dem Aspekt ihrer Funktion bei der Strukturierung sozialer Beziehungen betrachtet wird. Wenngleich Gell sich nicht auf die Akteur-Netzwerk-Theorie bezieht und auch den Begriff der »Übersetzung« nicht explizit verwendet, steht die Frage, wie Kunst in heterogenen Akteurswelten Kohärenz herstellt bzw. Konflikte provoziert im Zentrum seiner Kunstanthropologie. Dabei bezeichnet Gell – wie in der ANT – nicht nur Subjekte, sondern auch Kunstwerke als Agents, indem er differenziert zwischen *Primary Agents* – den menschlichen Akteuren – und *Secondary Agents* – allen nicht-menschlichen Akteuren, die aber direkten Einfluss auf das Handeln von *Primary Agents* nehmen.

22 Latour, Bruno: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2008, S. 19f.

23 Ebd.

24 M. Callon: *Soziologie der Übersetzung*, S. 136.

25 Gell, Alfred: *Art and Agency: An Anthropological Theory*, Oxford: Clarendon Press 1998.

Aus dieser hier kurz skizzierten multidimensionalen Perspektive der Übersetzung wird der Blick im letzten Teil dieses Beitrages auf Kohärenz und Konflikte bei der Zusammenarbeit in partizipativen Kunstprojekten gerichtet. Welche Akteure – *primary* wie *secondary* – prägen den Übersetzungsprozess? Was motiviert die Teilnehmenden zum Mit- und Weitermachen bzw. zu Abbruch und Aufgabe? Dabei zeigen sich bei der Analyse der drei Fallbeispiele folgende vier wesentlichen Übersetzungsmechanismen: (1) Verteilung und Einsatzformen materiellen, sozialen und kulturellen Kapitals²⁶; (2) Atmosphären²⁷; (3) Korrelation zwischen dem Versprechen von Zusammenarbeit und der Einlösung dieses Versprechens vor dem Hintergrund spezifischer Erwartungshaltungen im Projektverlauf²⁸; (4) Motive und Interessen.

Kapital

Die hier dargestellte Forschung zu und in partizipativen Kunstprojekten zeigt, dass die Stabilität oder Brüchigkeit von Zusammenarbeit wesentlich von der Verteilung materiellen, sozialen und kulturellen Kapitals²⁹ abhängt. Zentraler Kohärenz stiftender *Secondary Agent* ist materielles Kapital bzw. – entsprechend ihrer sozialräumlichen Situiertheit – die Verfügbarkeit der beteiligten *Primary Agents* über materielles Kapital. Gemeint sind damit zum Beispiel technische Geräte wie Kameras, Computer oder Smartphones; Budgets, mit denen Sachleistungen oder Honorare bezahlt und somit Zusammenarbeit gekauft werden können, was wiederum über Freiwilligkeit oder Not-

²⁶ Vgl. v.a. Bourdieu, Pierre: »Ökonomisches Kapital, soziales Kapital, kulturelles Kapital«, in: Reinhard Kreckel, Soziale Ungleichheiten (= Soziale Welt, Sonderband 2), Göttingen 1983, S. 183–198.

²⁷ Vgl. Böhme, Gernot: Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2013.

²⁸ Vgl. M. Glauner: Get involved!

²⁹ Vgl. P. Bourdieu: Kapital.

wendigkeit einer Zusammenarbeit entscheidet. Die Verfügbarkeit über materielles Kapital resultiert aus der Positionierung der beteiligten Institutionen im hierarchisierten künstlerischen Feld sowie aus dem materiellen Kapital, das die Kunstschaffenden selbst aufgrund ihrer sozialräumlichen Verortung einbringen. Die interne Verteilung materiellen Kapitals ist dabei sehr unterschiedlich, wobei unbezahltes, freiwilliges Engagement die Grundvoraussetzung aller Projekte bildet.

Neben materiellem Kapital bildet soziales Kapital ein weiteres wesentliches Übersetzungswerkzeug in Prozessen der Zusammenarbeit. Wie bei materiellem Kapital korrelieren Fragilität und Brüche im Projektverlauf mit dessen Verteilung. So erhöhen etwa bestehende Kontakte oder Freundschaften genauso wie existenzielle, emotionale oder vertragliche Abhängigkeitsverhältnisse zwischen den Beteiligten die Kohärenz von Zusammenarbeit in partizipativen Projekten wesentlich. Relativ autonome, gleichgestellte Akteure wiederum erhöhen die Wahrscheinlichkeit von Ausstiegen oder erfordern im Projektverlauf spezifische integrative Maßnahmen.

Grundlegend für die Übersetzungskraft im Rahmen von Zusammenarbeit in partizipativen Kunstprojekten ist die Frage, wie mit den unterschiedlichen Voraussetzungen des Wissens über Welt und des sinnlichen Wahrnehmens von Welt im Projektverlauf umgegangen wird. Das von den Beteiligten eingebrachte Bildungskapital kann sehr divers sein, was zur Aufrechterhaltung der Zusammenarbeit gezielte pädagogische oder vermittelnde Maßnahmen erfordert. Das gilt nicht nur für die Unterschiede zwischen bildungsnahen und bildungsfernen Akteuren, sondern auch für die Unterschiede zwischen verschiedenen Wissensgruppen, die im Projekt aufeinandertreffen, wie etwa jene zwischen Wissenschaftlern/Wissenschaftlerinnen und Künstlern/Künstlerinnen.

An dieser Stelle soll kurz auf meine eigene epistemische Doppelrolle als Forscherin und Beteiligte eingegangen werden: Forschen über partizipative Kunstprojekte ist immer auch Forschen in partizipati-

ven Kunstprojekten³⁰, da es zu – mehr oder weniger intensiven oder intendierten – Phasen der professionellen Zusammenarbeit mit den jeweiligen Kunstschaffenden bzw. Teilnehmenden kommt. Das kann das gemeinsame Verfassen eines Textes sein, die gemeinsame Abhaltung einer Lehrveranstaltung, die Durchführung von biografischen Interviews, die gemeinsame Produktion einer Ausstellung oder eines Stadtspaziergangs. Diese Zusammenarbeit stellt insofern eine besondere Herausforderung dar, als sowohl Wissenschaftlerin als auch Künstlerin den jeweils dominanten epistemologischen und ästhetischen Diskursen verpflichtet sind. Die Übersetzungskunst besteht nicht zuletzt darin, Kunst und Wissenschaft über die selbstreflexiven Ebenen der Ästhetik und der Epistemologie füreinander produktiv zu machen. Sowohl Wissens- als auch Kunstproduktion sind dynamische Tätigkeitsfelder mit je spezifischen Bedingungen der Möglichkeit zu handeln. Gleichzeitig basiert jegliche Produktion von Wissen – nicht nur von Kunst – auf sinnlicher Wahrnehmung; und jegliche Produktion von Kunst – nicht nur von Wissen – ist das Resultat des Verhandelns von Epistemen. Eine Ästhetik der Wissenschaft und eine Epistemologie der Kunst gemeinsam voranzutreiben, kann die Übersetzung bzw. die Zusammenarbeit zwischen den beiden Feldern stärken. Voraussetzung dafür sind ein wechselseitiges Verstehen der jeweiligen Handlungslogiken, ein grundlegendes Interesse an deren synthetischer Verknüpfung sowie ein pragmatischer Umgang mit nicht übersetzbaren Klüften zwischen den Feldern.

³⁰ Hamm, Marion: Understanding Urban Social Movements in Cognitive Capitalism: Methodological Reflections on Participatory and Ethnographic Research, in: Anthropological Journal of European Cultures 24:2 (2015), S. 16–33.

Atmosphären

Neben der Verfügbarkeit von und dem Umgang mit materiellem, sozialem und kulturellem Kapital fungieren als weitere Übersetzungs-momente die Atmosphären, die im Kontext eines Projekts hergestellt werden. Diese »ergreifenden Gefühlsmächte«, die »unbestimmt in die Weite ergossen sind«³¹, werden durch die Gestaltung von Räumen, Bildern und Dingen, durch sensuelle wie rhetorische Setzungen trans-portiert und bewirken Zusammenhalt oder Distinktion zwischen den beteiligten Akteuren. Der blaue Zaun um eine Londoner Wildnis mit Schrebergärten und Künstlerlofts, das gelbe Holzhaus mit Balkon, Satteldach und Ausblick auf die Autobahn, das angesagte Arbeiter-, Migrations- und Kreativviertel mit Vorstadtcharme und hohem Hip-nessfaktor, die leerstehende Fabrikhalle mit Entwicklungspotential usw. schaffen Kohärenz durch ihre je spezifischen Stimmungswerte, die sie herzustellen vermögen. Diese atmosphärischen Qualitäten regen jene zur Zusammenarbeit bzw. zum Bleiben an, die die Codes dechiffrieren können, und stoßen jene ab, die aufgrund von wenig vertrauten räumlichen, visuellen und verbalen Ambienten kein Gefühl der Zugehörigkeit entwickeln können. Atmosphären sind dabei nicht essenziellistisch als eindeutig definierbar gedacht, sondern als im Akt der Rezeption habituell geprägte Geschmackslandschaften. Gernot Böhme versteht Atmosphäre als Grundbegriff einer neuen Ästhetik. Er bezeichnet sie als »primären Gegenstand der Wahrnehmung«, wo-bei »Wahrnehmen im Grunde [...] die Weise [ist], in der man leiblich bei etwas ist, bei jemandem ist oder in Umgebungen sich befindet«. Atmosphären sind demnach das, »was zuerst und unmittelbar wahr-genommen wird«³² und was in dieser Unmittelbarkeit Umgebung und

³¹ Böhme, Gernot: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, Frankfurt a. M.: Suhr-kamp 1994, S. 199.

³² Böhme, Gernot: Atmosphäre als Grundbegriff einer neuen Ästhetik, in: Ders., At-mosphäre. Essays zur neuen Ästhetik, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1995, S. 21–48, hier S. 39.

Gemeinschaft als zentrale Übersetzungsmomente in Prozessen der Zusammenarbeit herstellt. Atmosphäre lässt sich damit als wesentlicher *Secondary Agent* fassen, wobei die Stadt bzw. der Stadtteil, in dem bzw. für den ein partizipatives Kunstprojekt stattfindet – das durch die Olympischen Spiele dem Erdboden gleich gemachte *Lower Lea Valley* in London, die durch einen Landschaftspark verbundenen Linzer Stadtteile Spallerhof und Bindermichl, das im Zuge von städtischen Erneuerungsmaßnahmen umgestaltete Annenviertel –, als wesentlicher atmosphärischer Akteur zu berücksichtigen ist.

Versprechen der Partizipation

Neben Atmosphären erweist sich in partizipativen Kunstprojekten die Korrelation zwischen dem »Versprechen der Partizipation« und dessen *Reality Check*, das heißt die kontinuierliche Überprüfung dieses Versprechens im Projektverlauf, als zentral für Kohärenz und Konflikte.³³ Zusammenarbeit ist in allen drei Fallbeispielen zuerst einmal als Versprechen eines »Wir« formuliert, das Gleichheit, Mitbestimmung und soziale Relevanz suggeriert. Das rhetorische Werkzeug des Versprechens dient als wirkmächtiges Übersetzungsmoment und damit als Grundlage für die Kohärenz zwischen den heterogenen Teilen des jeweiligen Akteursnetzwerks. Es wird über die gesamte Projektdauer hinweg eingesetzt und auf verschiedene Art und Weise laufend erneuert. Allein die für die Akquise von Teilnehmenden und im weiteren Verlauf kontinuierlich strategisch gebrauchten, ein kollektives »Wir« imaginierenden Begriffe wie »Partizipation«, »Gemeinschaft«, »Miteinander« oder »Zusammenarbeit« sind zuallererst verbale Bezeugungen mit hoher Suggestivkraft. Dieses »Wir« findet verschiedene Beweisformen in alltäglichen Gemeinschaftsaktivitäten wie gemeinsamem Kochen, Essen, Spazieren, Spielen, Gespräch oder Bearbeiten einer Website. Die wiederholte Herstellung des Versprechens

³³ M. Gläuner: Get involved!

der Partizipation erfolgt durch eine Politik der Bilder in Form von zirkulierenden Skizzen zur Projekt-Konzeption, von Gruppenfotos, kollektiven Kartografien oder visueller Kommunikation via Social Media. Wesentlich für die Übersetzungskraft zwischen den Akteuren ist, wie das Verhältnis dieser verbalen und visuellen Versprechen von egalitärer Teilhabe mit der tatsächlichen Möglichkeit der Mitbestimmung bewertet wird. Ein Teil der Konflikte war in allen drei hier beforschten Projekten darauf zurückzuführen, dass das Versprechen der gleichberechtigten Zusammenarbeit von teilnehmenden Akteuren einem *Reality Check* unterzogen, als trügerisch identifiziert und daraufhin aufgekündigt wurde, wie es bei den untersuchten Fällen mehrfach vorgekommen ist. Im Zusammenhang mit enttäuschter Erwartung durch ein als falsch identifiziertes Versprechen ließ sich auch die Bildung von Subgruppen beobachten, die gemeinsam die Zusammenarbeit gezielt sabotierten und damit andere Akteure verunsicherten. Ob jemand trotz enttäuschter Erwartungen Teil des Netzwerkes bleibt, hängt wiederum mit dem Kapitalbesitz der betroffenen Akteure zusammen, das heißt inwiefern ein entzaubertes Wir-Versprechen durch materielle, soziale oder kulturelle »Einkünfte« kompensiert werden kann – oder aus existenziellen Gründen akzeptiert und in das subjektive Projekt-Narrativ integriert werden muss.

Auch Glauner widmet in seiner Ästhetik partizipativer Kunst der Empfänglichkeit menschlicher Akteure für das Versprechen der Teilhabe gesonderte Aufmerksamkeit. Er fragt dabei nach deren Ursachen, die seiner Einschätzung nach im Zuge der modernen Individualisierungs- und Säkularisierungsprozesse neu zu bestimmen seien. Er attestiert jeglicher Aussicht auf Partizipation »von Haus aus Scheinhaftigkeit«, die dem Menschen Zugehörigkeit nur suggeriert. Vor allem die Moderne, so Glauner, bringt mit der zunehmenden Auflösung religiös fundierter Gemeinschaftsangebote einen gefühlten »Verlust an Teilhabe mit sich«, der mit »Massenkonsum und Massenmedien und endgültig mit Web 2.0 wettgemacht wird«, so das Versprechen der Partizipation. Als mögliche Ursache für das steigende Angebot an partizipativen Projekten quer durch alle gesellschaftlichen Bereiche –

ob Politik, Wirtschaft, Unterhaltungsindustrie, Social Media, das akademische Feld oder den Kunst- und Kulturbetrieb – führt Glauner die zunehmende »Unfähigkeit des Menschen zu Empathie und sozialen Beziehungen« an. Das »neoliberalen Wirtschaftssystem« stellt dabei »erfindungsreich unzählige digitale und analoge Partizipationsmodelle« bereit, wobei auch die Teilhabe-Konjunktur im künstlerischen Feld den partizipativen Imperativ spätmoderner Prägung reflektiert.³⁴

Motive und Interessen

Wenngleich Glauners kunstessayistische Deutung des Bedeutungsge-
winns partizipativer Kunstprojekte keine empirische Fundierung auf-
weist, finden sich darin Parallelen zu Aussagen von Teilnehmenden
der hier verhandelten Fallbeispiele. Das Versprechen, Teil eines sug-
gerierten »Wir«-Gefüges zu werden, stellt ein wesentliches Motiv für die
Teilnahme an einem partizipativen Kunstprojekt dar. Dem stehen wei-
tere Motive und Interessen der Zusammenarbeit zur Seite, die sich als
übergeordnete Faktoren für Kohärenz oder Dissidenz erweisen und
entsprechende Erwartungen (etwa der Gleichheit, des Gehört- und
Sichtbarwerdens, der Entscheidungs- und Wirkmächtigkeit, der Wis-
sensakquise usw.) herstellen. Die Motive zu partizipieren stehen wie-
derum in Bezug zur habituellen Konditionierung der teilnehmenden
Personen und können, wie die analysierten Fallbeispiele zeigen, auch
innerhalb eines Projektes sehr heterogen, widersprüchlich und inter-
dependent sein. Sie reichen von den Bürgertugenden zivilen und ethi-
schen Engagements für die eigene Stadt über christliche Nächsten-
liebe und romantische Liebe bis hin zu materieller Existenzsicherung.
Ein weiteres zentrales Motiv bildete bei allen Projekten die Aussicht
auf die Akquise sozialen Kapitals bzw. auf interessante Bekannt-
schaften. Jüngere, studentische Teilnehmer/-innen rahmen ihre Teil-
nahme an einem partizipativen Kunstprojekt etwa als Eintrittskarte

34 M. Glauner: Get involved!

in das künstlerische Feld, das als exklusiver Sozialraum mit attraktiven Akteuren und potentiellen bezahlten Beschäftigungsangeboten oder nicht minder begehrten unbezahlten Praktikumsstellen wahrgenommen wird. Bei sozial marginalisierten oder kapitalschwachen Teilnehmenden bilden das Bedürfnis nach sozialer Zugehörigkeit, das Gehört-Werden durch offizielle Institutionen sowie die Hoffnung auf Unterstützung durch kapitalstärkere Projekt-Mitarbeiter/-innen bei Anliegen wie Asylgesuchen, Arbeits- oder Wohnungssuche zentrale Motive der Partizipation. Für Studierende oder Schüler/-innen, die aufgrund von Anwesenheitspflicht bei den Projekten mitmachen mussten, war das unfreiwillige Motiv der Erhalt von Credits für eine Lehrveranstaltung bzw. eine Note im Zeugnis. Je mehr Motive im Rahmen einer Zusammenarbeit korrelierten, umso weniger wahrscheinlich kündigten Akteure ihre Teilnahme auf.

Als besonders konstant erwies sich die Aktivität bei jenen Akteuren, denen es gelang, »die mit Teilhabe verbrachte Zeit mehrfach auszuwerten«³⁵. Alexa Färber diskutiert in einer Studie über eine Berliner Mieterinitiative am Kottbusser Tor den Zusammenhang zwischen städtischem Engagement und dem »unternehmerischen Ideal der Selbstverwirklichung und Selbstausbauung«³⁶, des Strebens nach Autonomie und einem Leben in flachen Hierarchien, in dem sich Arbeits- und Freundschaftsbeziehungen überlappen. »Selbst-Aktivierung« und Ausdauer im Kontext der Zusammenarbeit sieht sie bei jenen als besonders ausgeprägt, die der »spätmodernen Figur des »unternehmerischen Selbst« entsprechen und denen eine Qualifizierung der eingebrachten Zeit »als Arbeitszeit, als Freizeit, als Projektzeit« möglich ist.³⁷ Färber interpretiert partizipativen Einsatz für den

35 Färber, Alexa: »Wer macht mit – wer hat welche Zeit? Überlegungen zur ›Aktivierung‹ im Stadtteil am Beispiel einer Berliner MieterInnen-Initiative«, in: Judith Laister/Margarethe Makovec/Anton Lederer: Die Kunst des urbanen Handelns, Wien: Löcker Verlag 2014, S. 250–263, hier S. 263.

36 A. Färber: Wer macht mit, S. 263.

37 Ebd., S. 261.

städtischen Raum dabei nicht zuletzt als Funktion einer neoliberalen Stadtpolitik, die lokales Wissen nachfragt, öffentlich aufwertet und damit koproduziert. Wie Färber mit Bezug auf Angela McRobbie feststellt, »bleiben durch projektförmige Arbeit einzelne ausgrenzende Klassifizierungen durchaus bestehen, wie Geschlecht und soziale Herkunft, die in Folge der Emanzipationsbewegungen als bereits überkommen erachtet wurden«³⁸.

Auch in den hier dargestellten Fallbeispielen partizipativer Kunstprojekte in städtischen Transformationsgebieten waren soziale Heterogenität und hierarchische Gliederung in Interaktion und Zusammenarbeit teils stark ausgeprägt. Diese Ungleichheiten wurden in Bezug auf die Verfügbarkeit über materielles, kulturelles und soziales Kapital von den projektverantwortlichen Künstlern/Künstlerinnen und Institutionen kaum thematisiert und kompensiert durch den gezielten Einsatz von Übersetzungsmomenten wie die Atmosphäre von Stadträumen, visuellen, verbalen und alltagskulturellen Wir-Versprechen oder ethischen Interessenbekundungen. Konflikte und Austritte traten wiederum vor allem dort auf, wo die Erzählung eines egalitären Wir als Kohärenz stiftender *Secondary Agent* wirkungslos und die Kunst der Übersetzung als hegemonialer Schein entlarvt wurde. Diese brüchige Normalität partizipativer Kunstprojekte lässt sich als Indiz für die nach wie vor dominanten Reinigungsprozesse der Moderne lesen, die Kunst als autonomen Bereich des sozialen Raums verteidigen und damit gegen ihre Hybridisierung auftreten. Dieses ästhetische Regime der Künste, so lässt sich mit einem Rückgriff auf Rancière schließen, bleibt so lange dominant, wie Kunst als Kunst – und damit als privilegiertes gesellschaftliches Feld – identifiziert werden kann.

³⁸ Ebd., S. 257 sowie McRobbie, Angela: »Vom Club zum Unternehmen. Der Niedergang der politischen Kultur in der schnelllebigen Welt der Kreativen«, in: Regina Bittner (Hg.), *Die Stadt als Event. Zur Konstruktion urbaner Erlebnisräume*, Frankfurt a. M., S. 279–291.

Tandemforschung im Fotoarchiv

Ein Bericht aus dem interdisziplinären Projekt »Foto-Objekte«

Franka Schneider

Wie können wir vier unterschiedliche Fotoarchive und die tausenden Fotografien, die sie enthalten, kollektiv erforschen? Wie vergleichen wir dabei die unterschiedlichen disziplinären Logiken von Fotoarchiven und fotografischen Praktiken? Und welchen Stellenwert haben unsere eigenen Perspektiven auf und Umgangswisen mit Fotografien in diesem Vergleich? – Diese Fragen stehen im Zentrum des folgenden Berichts, der unsere Zusammenarbeit im Forschungsprojekt *Foto-Objekte* in den Blick nimmt. Das dreijährige Projekt startete im März 2015 und untersuchte den wissenschaftlichen Umgang mit Fotografien in den drei Disziplinen Archäologie, Ethnologie und Kunstgeschichte zwischen ca. 1860 und 1945. Im Projekt kooperierten das *Kunsthistorische Institut in Florenz, Max-Planck-Institut*, das *Institut für Europäische Ethnologie, Humboldt Universität zu Berlin* sowie die *Antikensammlung* und die *Kunstbibliothek*, beide *Staatliche Museen zu Berlin*.¹ Jeder der vier Partner stand dabei für spezifische disziplinäre und institutionelle Arbeitsweisen mit und an Fotografien: In der *Antikensammlung* untersuchte Petra Wodtke die Dokumentation archäologischer Ausgrabungskampagnen in Kleinasien. Mit kunsthistori-

¹ Das Projekt wurde von März 2015 bis März 2018 vom *Bundesministerium für Bildung und Forschung* gefördert, siehe auch die Homepage auf <http://fotobjekt.hypotheses.org/> vom 3.11.2018.

schen Abbildungssammlungen beschäftigten sich Stefanie Klamm am Beispiel der Architekturfotografien von Frank Cousins und dem *Wasmuth-Verlag* in der *Sammlung Fotografie* der *Kunstbibliothek* sowie Julia Bärnighausen am Beispiel der Objektfotografien in der Sektion Kunstgewerbe der Florentiner *Photothek*. Ich bearbeitete am *Institut für Europäische Ethnologie* das *Hahne-Niehoff-Archiv* als Beispiel volks- und völkerkundlicher Fotoarbeit.² Diese Bestände wurden nicht in einzelnen Teilprojekten untersucht, wie es bei interdisziplinären Verbünden oft üblich ist. Stattdessen arbeiteten wir mit einer gemeinsamen Fragestellung, die auf die *komparative* und *interdisziplinäre* Analyse des disziplinären Umgangs mit Fotografien in archäologischen, ethnologischen und kunsthistorischen Fotoarchiven zielte.

Zentraler Bestandteil unserer Forschung im Projekt war daher eine permanente Vergleichsarbeit, die nicht nur Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Fotografien und Fotoarchiven in den Blick nahm, sondern im Sinne eines *reflexive comparativism*³ auch Asymmetrien und Unvergleichbares, zum Beispiel Nicht-Überliefertes, Leerstellen, Fragmentarisches sowie unsere unterschiedlichen wissenschaftlichen

² Das *Hahne-Niehoff-Archiv* wurde von Hans Hahne, dem Direktor des *Museums/der Landesanstalt für Vorgeschichte* (später *Volkstumskunde*) in Halle, und seinem Mitarbeiter Heinz Julius Niehoff zwischen den 1920er und 1940er Jahren mit einer völkischen Programmatik angelegt. Es sollte die vermeintlich ununterbrochene rassische und kulturelle Kontinuität eines nordisch-germanischen Volkes in Mitteldeutschland visualisieren. Zu diesem Zweck wurde eine Masse von Aufnahmen von Festen, Architekturen, Sinnbildern, Trachten usw. gesammelt. Vgl. die Aufsätze zum Archiv in unserer Abschlusspublikation sowie Ziehe, Irene: Hans Hahne (1875 bis 1935), sein Leben und Wirken. Biographie eines völkischen Wissenschaftlers, Halle (Saale): Landesmuseum für Vorgeschichte 1996; Blask, Falk et al. (Hg.): Das unheimliche Idyll. Fotografien aus Mitteldeutschland 1928–1943, Halle (Saale): Technisches Halloren- und Salinemuseum Halle (Saale) 1997; Stricker, Martin: Imaginierte Volkheit. Das Fotoarchiv der Landesanstalt für Volkstumskunde, Halle (Saale) 1927–1943, Berlin: Magisterarbeit am Institut für Europäische Ethnologie der HU Berlin 2010, unveröff. Manuskript.

³ Herzfeld, Michael: »Performing Comparisons: Ethnography, Globetrotting, and the Spaces«, in: Journal of Anthropological Research 57:3 (2001), S. 259–276.

Sprachen, Archiverfahrungen und Foto-Expertisen einbezog. Das bedeutete, dass wir keine feststehenden Vergleichsfragen hatten, sondern diese im Verlauf des Projektes er- und bearbeiteten. Eine der Herausforderungen im Projekt war es dabei, produktive Punkte zu finden, mit denen sich disziplinäre Umgangsweisen mit Fotografien beleuchten und zugleich die unterschiedlichen Strukturen von Fotoarchiven in Museen, Universitäten und Forschungsinstituten reflektieren ließen. Die Vergleichsfragen mussten außerdem die einzelnen, in Teilen sehr unterschiedlichen Bestandsgeschichten überschreiten und doch die Geschichte des jeweiligen Fotoarchivs erhellen. Im Prozess unserer gemeinsamen Wissensproduktion verschoben sich je nach Notwendigkeit und Anlass – von gemeinsamen Texten in Tagungsbänden über eine Online-Ausstellung bis zur Abschlusspublikation und Abschlussausstellung – Aufmerksamkeiten, wurden Aspekte fallen gelassen oder verstärkt untersucht. Im Folgenden möchte ich dies an einem zentralen Baustein dieser Vergleichsarbeit, den Tandemforschungen in den Fotoarchiven, näher beleuchten. Dabei geht es mir weniger um eine generelle Darstellung unseres Forschungsprozesses oder unserer Ergebnisse. Vielmehr werde ich aus meiner Perspektive einige Aspekte unserer Tandemforschung herausgreifen und mit Blick auf das Anliegen des Sammelbandes auch den »(versteckten) Strukturen und Bedingungen« der Tandemforschung im Fotoarchiv nachspüren.⁴

Tandemforschung

Gemeinsam auf einem Tandem zu fahren ist ein beliebtes Bild, um Formen der Zusammenarbeit zu illustrieren. Als eine neue Form des gegenseitigen Lehrens und Lernens wurde der Begriff Tandem in

⁴ Diese Überlegungen und Reflexionen entstanden in der gemeinsamen Arbeit mit Julia Bärnighausen, Stefanie Klamm und Petra Wodtke, die als Forscherinnen die Tandems mit mir und allein unternommen und diskutiert haben. Sie sind daher grundlegend an diesem Text beteiligt.

den 1960ern eingeführt und erlangte vor allem im Bereich des Fremdsprachenerwerbs Verbreitung.⁵ Seitdem wurde der Begriff auf immer mehr Bereiche der (Zusammen-)Arbeit ausgedehnt, wo er unterschiedliche Anforderungen bedient. Angesichts des globalisierten Arbeitsmarktes sollen im Tandem längst nicht mehr nur Sprachen erlernt, sondern auch interkulturelle Kompetenzen erhöht werden.⁶ Arbeitsplätze, die dem Modell des Jobsharings entsprechen, werden gern als Tandem-Jobs annonciert.⁷ In diesem Sinne bedienen sich auch staatliche Behörden wie die Arbeitsagentur des Begriffs. So förderte das *Jobcenter Berlin-Lichtenberg* 2017 in einem Pilotprojekt so genannte Tandem-Jobs, in denen Langzeitarbeitslose und Geflüchtete sich einen »Doppel-Arbeitsplatz« teilen und gemeinsam bei der Integration unterstützen.⁸ Im wissenschaftlichen Kontext werden Tandemprojekte nicht nur unternommen, um gemeinsam zu forschen und zu lernen. Sie werden hier auch als eine Organisationsform entworfen, die den bilateralen Austausch, die interdisziplinäre Kooperation oder den Aufbau von internationalen Netzwerken konkretisiert und gegenüber Forschungsförderern plausibilisiert. Oder sie sollen als »Transferinstrument« die Kommunikation in institutionalisierten Kooperationen zwischen Wissenschaft und Praxis verbessern.⁹

5 Vgl. Lingyan, Qian: Sprachenlernen im Tandem. Eine empirische Untersuchung über den Lernprozess im chinesisch-deutschen Tandem, Tübingen: Narr Francke Attempto 2016.

6 Ebd.

7 Die Firma Tandemploy hat daraus ein Geschäftsmodell gemacht und bietet eine Software an, die »flexible Arbeitsmodelle und Kollaborationsformen aller Art« unterstützt, siehe <https://www.tandemploy.com/de/> vom 3.11.2018.

8 Vgl. »Zu zweit geht es leichter bergauf«; www.focus.de/regional/berlin/mdb-martin-paetzold-gastbeitrag-tandem-job-programm-zu-zweit-geht-es-leichter-berg-auf_id_6675727.html vom 3.11.2018.

9 Vgl. die Broschüre zur Tagung »Kommunikation und Kooperation zwischen Gesellschaftswissenschaften und Praxis im Themenfeld ›Wohnen und Wohnumfeld‹, Bielefeld, 14.–15.2.1997, zu finden auf der Homepage der Schader-Stiftung (www.schader-stiftung.de vom 3.11.2018).

Der kurze, kurзорische Überblick deutet die rhetorische Bandbreite an, die mit der Organisationsform Tandemforschung verknüpft wird. Die rhetorischen Zuschreibungen lassen sich mit Michi Knecht als Teil eines »kollaborativen Imperativs« der Gegenwart begreifen, der die Arbeitsprozesse und Problemlösungen, die in Team- und Projektkonstellationen stattfinden, in einer »ungedeckten Vorannahme« ausschließlich positiv bewertet. Dieser gesellschaftliche Imperativ zusammenzuarbeiten hat auch die ethnografische Wissensproduktion strukturell verändert, nicht nur mit Blick auf Forschungsfelder und Untersuchungsgegenstände. Vielmehr konvergiert er mit der Reformulierung ethnografischer Wissensproduktion als *collaborative ethnography*, die als Minimalforderung die Zusammenarbeit von Ethnografinnen und Akteuren des Feldes in einer symmetrischen Forschung formuliert.¹⁰ Angesichts dieser Gleichzeitigkeit findet gegenwärtig eine kritische Diskussion und Reflexion kollaborativer Ethnografien statt, von der auch wir im Projekt profitierten. Für die Tandemforschung ist hier besonders die Freiburger Ethnologin Judith Schlehe zu nennen, die gemeinsam mit ihrer indonesischen Kollegin Sita Hidayah das Tandemkonzept für die Feldforschung ausgearbeitet hat. Erprobt wurde das Konzept in Lehrforschungsprojekten, in denen Studierende aus Indonesien und Deutschland für sechs Wochen gemeinsam an einer Fragestellung in einem Land und im darauffolgenden Jahr

¹⁰ Michi Knecht: »Collaborate! Wie ein vielstimmiger, wandernder Imperativ die ethnografische Wissensproduktion verändert«, Vortrag am 20.6.2017 im Kolloquium des Instituts für Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin; u.a. mit Bezug auf Mark Terkessidis, der Kollaboration als »handlungsbegründendes Leitprinzip« der Gegenwart entwirft (Terkessidis, Mark: Kollaboration, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2015, S. 10), sowie Konrad, Monica: »A Feel for Detail: New Directions in Collaborative Anthropology«, in: Dies. (Hg.), *Collaborators Collaborating: Counterparts in Anthropological Knowledge and International Research Relations*, New York: Berghahn 2012, S. 3–39. Vgl. zum kollaborativen Imperativ in der ethnografischen Forschung auch Holmes, Douglas R./Marcus, George: »Collaboration Today and the Re-Imagination of the Classic Scene of Fieldwork Encounter«, in: *Collaborative Anthropologies* 1 (2008), S. 81–101 sowie Jörg Niewöhner und Klaus Schönfelder in diesem Band.

im anderen Land forschen.¹¹ Unsere Forschung erfolgte weiterhin im Kontext kollaborativer Ansätze in ethnografischen Museen, in denen Objekte gemeinsam mit Akteuren aus so genannten *source communities* untersucht werden.¹² Nicht zuletzt basierte unsere Tandemforschung auf Überlegungen aus dem Bereich der Historischen Ethnografie, die die Forschung im Archiv als kollektive Arbeit konzeptualisieren.¹³

-
- ¹¹ Schlehe, Judith/Hidayah, Sita: »Transcultural Ethnography in Tandems: Collaboration and Reciprocity. Combined and Extended«, in: Freiburger Ethnologische Arbeitspapiere 23 (2013), <https://www.freidok.uni-freiburg.de/fedora/objects/freidok:9155/datastreams/FILE1/content> vom 3.11.2018; vgl. auch Schlehe, Judith: »Wechselseitige Übersetzungen. Methodologische Neuerungen in transkulturellen Forschungscooperationen«, in: Thomas Bierschenk/Mathias Krings/Carola Lentz (Hg.), *Ethnologie im 21. Jahrhundert*, Berlin: Reimer 2013, S. 97–110.
- ¹² Vgl. Brown, Alison K./Peers, Laura (Hg.): *Museums and Source Communities: A Routledge Reader*, London: Routledge 2005; Allen, Linda/Hamby, Louise: »Pathways to Knowledge: Research, Agency and Power Relations in the Context of Collaborations between Museums and Source Communities«, in: Sarah Byrne et al. (Hg.), *Unpacking the Collection: Networks of Material and Social Agency in the Museum*, New York: Springer 2011, S. 209–230; Golding, Viv/Modest, Wayne (Hg.): *Museums and Communities: Curators, Collections and Collaboration*, London: Bloomsbury 2013; Oswald, Margareta von/Rodatus, Verena: »Decolonizing Research, Cosmo-optimistic Collaboration? Making *Object Biographies*«, in: *Museum Worlds: Advances in Research* 5 (2017), S. 211–223. Explizit als Tandemforschung formuliert durch Ivanov, Paola/Weber-Sinn, Kristin: »Shared Research. Zur Notwendigkeit einer kooperativen Provenienzforschung am Beispiel der Tansania-Projekte am Ethnologischen Museum Berlin«, in: Larissa Förster et al. (Hg.), *Provenienzforschung zu ethnografischen Sammlungen der Kolonialzeit. Positionen in der aktuellen Debatte*, Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin 2018, S. 143–156; für Fotoarchive vgl. u.a. Edwards, Elizabeth: »Talking Visual Histories: Introduction«, in: A. K. Brown/L. Peers (Hg.), *Museums and Source Communities*, S. 83–98.
- ¹³ Die Idee der Tandemforschung im Archiv wurde durch Ina Dietzsch und Sabine Imeri im DFG-Projekt »Volkskunde als öffentliche Wissenschaft«, Institut für Europäische Ethnologie, HU Berlin (2003–2006) entwickelt und 2006 als neue kooperative Arbeitsweise für das Verbundprojekt »Volkskundliches Wissen« (vgl. www.volkskundliches-wissen.de vom 3.11.2018) formuliert. Vgl. dazu auch Imeri, Sabine/Schneider, Franka: »Historische Ethnografie als reflexiver Forschungsmodus«, in: Reinhard Johler et al. (Hg.), *Kultur_Kultur. Denken, Forschen, Darstellen*, Münster u.a.: Waxmann 2013, S. 213–224.

Tandemforschung als reziprokes, vergleichendes Involviertsein im Fotoarchiv

Vor dem Hintergrund dieser Studien möchte ich nun folgend unsere Tandemforschung im Fotoarchiv eingehender charakterisieren. Dies betrifft zunächst unsere Positionen als Forscherinnen und die institutionell gegebenen Möglichkeiten und Beschränkungen einer gemeinsamen Wissensproduktion. So stellen Schlehe und Hidayah fest, dass viele kollaborativen Ethnografien noch dem klassischen *studying down* folgen, ein Teil bleibe immer Gast oder Outsider und sei auf die Bereitschaft der Gastgebenden oder Insider angewiesen. In den von ihnen organisierten Tandemforschungen würde tatsächlich Reziprozität hergestellt, da sich die Ethnografen/Ethnografinnen wechselseitig besuchen, auf diese Weise Positionen tauschen und sich zeitgleich als Outsider und Insider wahrnehmen:

»The multiple points of view – of the insider and outsider and many positions in between, simultaneously employed – pave a new way of seeing things. Not just seeing, and seeing more, but also seeing differently. The project challenges ethnographers to exchange positions while at the same time experiencing themselves both as participants of a culture and observers of everchanging others.«¹⁴

Diese Form der Reziprozität, die auch die Anerkennung einer wechselseitigen Expertise impliziert, ist besonders für die kollaborative Arbeit in ethnografischen Museen ein zentrales Problem, da Museen allgemein stark hierarchisierte Räume sind und der Zugang von außen sehr reguliert ist. Dies betrifft auch die auf Inklusion von *communities* ziellenden Programme gemeinsamen Forschens und Kuratierens, da sie oftmals durch asymmetrische Machtverhältnisse in der Frage des

¹⁴ J. Schlehe/S. Hidayah: *Transcultural Ethnography*, hier S. 17, in expliziter Abgrenzung u. a. von Lassiter, Luke Eric: *The Chicago Guide to Collaborative Ethnography*, Chicago: University of Chicago Press 2005.

Zugangs zu und der Deutungshoheit über Bestände wie Forschungsgegenstände strukturiert sind. Insbesondere ethnografische Museen nutzten das Label »Kollaboration«, um ihre kolonialen Sammlungen mit *source communities* zu erforschen, ohne jedoch die ungleich verteilten Machtstrukturen zu thematisieren oder gar zu ändern. Dies führte, so die Kritik, zu einer Fortschreibung der kolonialen Wissensproduktion.¹⁵ Die Forschung in solchen Sammlungen zu dekolonialisieren war dann eine der folgerichtigen Forderungen. Wer Kollaborationen aus welchem Grund wie initiiert, zählt dabei zu den Kernfragen.¹⁶ Dies meint unter anderem auch, dass nicht nur Museen und institutionelle Insider, sondern zum Beispiel auch Akteure der *communities* das konkrete Forschungsinteresse bestimmen und definieren, was gemeinsam beforscht werden soll.¹⁷

Strukturell sahen sich unsere Tandemforschungen ähnlich wie viele kollaborative Projekte in Museen mit dem Problem konfrontiert, dass eine von uns die Gastgeberin war, den Zugang zur Sammlung hatte und der anderen Foto-Objekte vorlegte. Im Unterschied zu anderen Kollaborationen, in denen Akteure von *communities* oder Künstler/-innen meist Outsider bleiben, begegneten wir uns allerdings als institutionelle Insider, d. h. wir alle forschten in einer Sammlung. Wir besuchten uns gegenseitig und stellten damit Reziprozität her, weil sich die Rollen von Gast und Gastgeberin umdrehen. Dies gab vielfach die Gelegenheit, sich über die jeweiligen Interessen zu verständigen,

¹⁵ So unter anderem die Kritik von Robin Boast an der einseitigen positiven Nutzung des Konzepts der *contact zone* für kollaborative Projekte in Museen, was deren antagonistischen Charakter ausblende und neokoloniale Strukturen produziere: Boast, Robin: »Neoliberal Collaboration. Museum as Contact Zone Revisited«, in: *Museum Anthropology* 34:1 (2011), S. 56–70.

¹⁶ Vgl. Hatoum, Rainer: »Dialogue« und »Collaboration« mit »Source Communities«. Persönliche Reflexionen zum Schwerpunkt »gemeinsames Kulturerbe«, in: Blog »Wie weiter mit Humboldts Erbe? Ethnographische Sammlungen neu denken«, Beitrag vom 17. April 2018, <https://blog.uni-koeln.de/gssc-humoldt/dialogue-und-collaboration-mit-source-communities/> vom 3.11.2018.

¹⁷ M. Oswald/V. Rodatus: Decolonizing Research, hier S. 215.

neue Sichtweisen kennenzulernen, mitunter auch Aufmerksamkeiten zu verschieben, wie noch zu zeigen sein wird. Im Verlauf entwickelte sich so ein gegenseitiges, verteiltes Wissen über die Sammlungen.

Darüber hinaus unterschieden sich unsere Tandemforschungen in ihrer Struktur und Zielsetzung von vielen kollaborativen Projekten in Museen, die oft ergebnisorientiert arbeiten und häufig auf die Wissenserweiterung in Bezug auf einen Bestand oder einzelne Objekte zielen.¹⁸ Unser Verbundprojekt hat zwar Ergebnisse erarbeitet, die Tandemforschungen sind aber weniger als Instrument dafür formuliert worden. Die Treffen¹⁹ hatten keine vorgegebene Struktur und waren zumeist abhängig von situativen Interessenlagen. Das reichte von einem informativen Rundgang und Stöbern in Beständen über das Diskutieren konkreter Arbeitsschritte oder aktueller Funde bis hin zum gemeinsamen Arbeiten an Foto-Objekten. Die Treffen waren auch zeitlich wenig strukturiert und dauerten von zwei Stunden bis zu einer Woche, waren somit auch weniger ausgedehnt und intensiv als etwa die von Schlehe und Hidaya organisierten Tandemfeldforschungen.

Unsere Treffen waren vielmehr explizit offen und explorativ angelegt. In ihrer Offenheit kann unsere Tandemforschung daher auch als eine ko-laborative Forschungsarbeit bezeichnet werden. Mit Jörg Niewöhner lässt sich diese als ein epistemischer Modus verstehen, der weniger auf ein gemeinsames Ergebnis abzielt, sondern auf den miteinander geteilten Arbeitsprozess, auf das kontinuierliche Arbeiten an gemeinsamen Fragestellungen sowie auf die Produktion disziplinärer Reflexivität.²⁰ Es ging in unseren Tandemforschungen folglich darum, die unterschiedlichen Konzepte und Theorien, Materialitäten und

¹⁸ Vgl. z. B. den Bericht über ein Projekt bei L. Allen/L. Hamby: Pathways to Knowledge.

¹⁹ Siehe die Reflexion einer Tandemforschung von Petra Wodtke unter <http://fotoobjekt.hypotheses.org/1136>, vom 14.1.2017.

²⁰ Niewöhner, Jörg: »Co-laborative Anthropology: Crafting Reflexivities Experimentally [Original in Finnisch]«, in: Jukka Jouhki/Tytti Steel (Hg.), Etnologinen tulkinta ja analyysi. Kohti avoimempaa tutkimusprosessia, Tallinn: Ethnos 2016, S. 81–125. Vgl. auch seinen Aufsatz in diesem Band.

Praktiken, wie sie sich in den Sammlungen wie in unseren Forschungsperspektiven äußern, zu befragen: Was wird hier wie gewusst, was ist problematisch? Wie wird ein Foto-Objekt, ein Foto-Archiv hergestellt? Und wie bleibt es stabil, wie wird es stabilisiert? Oder, um Niewöhners Definition zu paraphrasieren: Ko-laborative Forschung war in der Tandemforschung ein vergleichendes Involviertsein, bei dem wir die unterschiedlichen Vorstellungen und Herstellungen von Foto-Archiven und Foto-Objekten reflektierten.²¹ Unsere Tandemforschung lässt sich in diesem Sinne als eine Vergleichsarbeit durch/mit Dingen fassen. Die Dinge im Archiv partizipierten dabei, agierten als Widerhaken oder Störung, als Erdung oder Impulsgeber, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu reflektieren. Drei Beispiele solcher Vergleichsarbeit durch/mit Dingen möchte ich nun folgend knapp skizzieren.

Ungleiche Infrastrukturen, differente Praktiken

Unsere Tandemforschung war als historisches Forschen im Kollektiv konzipiert. Dies bedeutete weder ein einsames Exzerpieren noch eine körperlose oder stille Tätigkeit, wie es oft für die historische Arbeit in Archiv und Bibliothek entworfen wird.²² Im Gegenteil: Wir diskutierten Fotografien, standen an Tischen und beugten uns gemeinsam über Fotografien, nahmen sie in die Hand, drehten sie um, zeigten auf etwas.

Die Arbeit mit der Hand war begleitet von der Einübung und Reflexion institutioneller Standards im Umgang mit Foto-Objekten.²³ Diese waren (und sind) zum Beispiel zwischen den *Staatlichen Museen Berlin*

²¹ Vgl. ebd.

²² Vgl. dazu S. Imeri/F. Schneider: Historische Ethnografie als reflexiver Forschungsmodus.

²³ Eine solche Einübung (nicht selten impliziter) institutioneller Standards geschieht sonst auch beim Arbeiten im Fotoarchiv, meistens jedoch ohne weitergehende verbale Verständigung; vgl. Rose, Gillian: »Practising Photography: An Archive, a Study, some Photographs and a Researcher«, in: Journal of Historical Geography 26:4 (2000), S. 555–571.

*Abbildung 1: Um den Tisch stehen und sich über Foto-Objekte beugen,
Archiv der Landesstelle für Berlin-Brandenburgische Volkskunde,
Institut für Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin,
Digitalfotografie: Wiebke Zeil 2016.*



und dem *Institut für Europäische Ethnologie* höchst unterschiedlich. Während etwa in der Sammlung Fotografie der *Kunstbibliothek* das Tragen von Handschuhen vorgeschrieben ist, hatten wir am *Institut für Europäische Ethnologie* zum Anfang des Projekts nicht einmal welche – was zum Gegenstand mehrfacher Kommentare wurde. Und zu Überlegungen führte, welche Arbeitsformen Institutionen vorsehen und wie ihre Infrastrukturen diese ausgestalten.

Das Beispiel der Handschuhe zeigt bereits an, dass wir in ungleichen institutionellen Kontexten forschten, die mit ihren Infrastrukturen Unterschiedliches erwarteten und ermöglichten. Deutlich wurde mir das besonders an einem vordergründig banalen Ding wie einem Tisch. Der Tisch ist natürlich keineswegs ein banales Möbel. Forschungen zu Sitzordnungen an Tischen (oder ohne Tisch im Stuhlkreis) zeigen zum Beispiel, wie sehr sie Interaktionen strukturieren, das Sprechen mit- oder gegeneinander erleichtern, Hierarchien perpetuieren,

Abbildung 2: Auslegen am großen Tisch in der Sammlung Fotografie der Kunstabibliothek, Staatliche Museen Berlin, Digitalfotografie: Franka Schneider 2016.



eine bestimmte Erfahrung produzieren usw.²⁴ In Fotoarchiven sind Tische neben Regalen und Schränken, Schachteln und Kartons aller Art ein zentrales Möbel, Ablagefläche wie Arbeitsgerät zugleich.²⁵

Anders als die anderen arbeitete ich nicht in einem Archiv- oder Sammlungsraum, sondern in einem Büro mit Schreibtischen und anfangs einem kleinen runden Besprechungstisch. Nach den ersten Be-

24 Vgl. zum Beispiel Conrad, Lisa/Richter, Nancy: »Materiality at Work: A Note on Desks«, in: *Ephemera* 13:1 (2013), S. 117–136. Zum Stuhlkreis als soziomaterielles Arrangement in Kliniken vgl. Klausner, Martina: *Choreografien psychiatrischer Praxis. Eine ethnografische Studie zum Alltag in der Psychiatrie*, Bielefeld: transcript 2015, S. 121–178.

25 Zur Rolle von Sammlungsmöbeln vgl. te Heesen, Anke/Michels, Anette (Hg.): *auf/zu. Der Schrank in den Wissenschaften*, Berlin: Akademie Verlag 2007; Döring, Daniela: »Das verrückte Inventar. Über ver/schränkte Wissensräume im Museum«, in: *Trajekte* 20 (2010), S. 7–10; Nadim, Tahani: »System box (tray) with wasp«, in: Susanne Bauer et al. (Hg.), *Boxes in Action*, Manchester: Mattering Press (im Druck).

suchen in den anderen Sammlungen wurde mir schnell deutlich, dass ich an meinem runden Tisch keine Foto-Forschung, schon gar keine Tandemforschung betreiben konnte. Denn diese war in unserem Projekt ein vergleichendes Sehen und Handhaben, Foto-Objekte müssen daher in einer Vielzahl ausgelegt werden können, ohne dass dabei immer ein erneutes Umstapeln nötig ist.

Diese Differenz führte im Team zu einer weitergreifenden Reflexion. In kunsthistorischen Foto-Archiven zum Beispiel ist das Auslegen eine zentrale Praxis im Umgang mit Fotografie und schon räumlich durch großzügige Tische präsent. Fotografien sind auf stabilem Karton aufgezogen, was die Handhabung erleichtert und das Anfassen auch konservatorisch legitimiert. Sie werden in Schachteln aufbewahrt, was eine schnelle Herausnahme erleichtert. Eine solche Praxis des vergleichenden Auslegens und Sehens von Fotografien zum Zwecke der Typologisierung ist in den heutigen ethnologischen Wissenschaften nicht üblich. Sie scheint auch, historisch gesehen, nicht dominiert zu haben. Jedenfalls vermitteln historische Aufbewahrungssysteme in ethnografischen Fotoarchiven auch andere Nutzungsformen: Im Bestand des *Hahne-Niehoff-Archivs* am *Institut für Europäische Ethnologie* sind die Abzüge auf Erfassungsbögen montiert, die gelocht und in Aktenordner eingehefbt waren. Eine Herausnahme und Auslegen auf Tischen ist in dieser Form zwar möglich, war aber nicht intendiert. Sie haben sich auch in unserer eigenen Recherche als unhandlich und unpraktisch erwiesen. Es ist zu vermuten, dass die wissenschaftliche Arbeit mit diesen Bögen weniger durch Auslegen bestimmt war. Recherchen in heute noch überlieferten Findmitteln und Beständen zeigten außerdem, dass die Erfassungsbögen in den Ordnern bereits stark systematisiert geordnet waren. Ihre permanente Rekombination durch Auslegen auf Tischen zum Zwecke der Typologisierung war also nicht notwendig.

Das Beispiel beschreibt einen produktiven Effekt von Tandemforschung als kollektiver, körperlicher Aktivität: Das gemeinsame Sitzen oder Stehen um Tische, die Herausnahme von Schachteln aus Regalen, das Öffnen von Ordnern, das Entnehmen von Fotografien usw., kurz: das gemeinsame Hantieren mit Foto-Objekten und Sammlungsmö-

beln ermöglicht den Vergleich in gegenseitig beobachtender und reflektierender Weise. Wir konnten unseren eigenen Umgang mit anderen Handhabungen von Fotografien kontrastieren und reflektieren. Im vorliegenden Beispiel besprachen wir dabei anfangs die institutionell unterschiedlichen Infrastrukturen – kleine, runde Tische hier, großzügige dort –, was zu weiteren Forschungen und Reflexionen differenter Praktiken in Fotoarchiven führte.²⁶

Ungleiche Foto-Objekte als produktive Störung

Mein zweites Beispiel bezieht sich auf die ungleichen Foto-Objekte, die wir im Projekt untersuchten. Für unsere vergleichende Forschung war dabei das Konzept des Foto-Objektes zentral, mit dem wir Fotografie als Bild *und* Objekt definieren. Dies meint, dass sich eine Fotografie durch eine doppelte Objekthaftigkeit auszeichnet: Sie bildet Objekte ab und ist zugleich selbst ein dreidimensionales, historisch geformtes Objekt, mit dem hantiert wird und das durch soziale, politische wie kulturelle Netzwerke zirkuliert.²⁷

26 Wir haben aus diesen Reflexionen einen gemeinsamen Text für unsere Abschlusspublikation entwickelt, vgl. Bärnighausen, Julia et al.: »Browsen – Vom Suchen und Finden im Fotoarchiv«, in: Constanza Caraffa et al. (Hg.): Foto-Objekte. Arbeiten in archäologischen, ethnologischen und kunsthistorischen Fotoarchiven, Berlin: Kerber Verlag (im Erscheinen).

27 Vgl. dazu aus dem Projektkontext Caraffa, Constanza et al. (Hg.): Foto-Objekte; dies. et al. (Hg.): Photo-Objects: On the Materiality of Photographs and Photo Archives in the Humanities and Sciences, Berlin: Edition Open Access (im Erscheinen); dies.: »Photographic Itineraries in Time and Space: Photographs as Material Objects«, in: Gil Pasternak (Hg.), Handbook of Photography Studies, London: Bloomsbury Academic (im Erscheinen). Grundlegend wurde das Konzept der Foto-Objekte durch Elizabeth Edwards formuliert, siehe u. a. Edwards, Elizabeth: »Objects of Affect: Photography beyond the Image«, in: Annual Review of Anthropology 41 (2012), S. 221–234; dies./Hart, Janice: »Introduction: Photographs as Objects«, in: Dies. (Hg.), Photographs, Objects, Histories: On the Materiality of Images, London: Routledge 2004, S. 1–15.

Während die anderen Archive im Verbund vornehmlich die bereits erwähnten Fotos auf Karton beherbergten, ist das *Hahne-Niehoff-Archiv*, mit dem ich mich beschäftigte, von ca. 1.100 unbeschnittenen Schwarz-Weiß-Kleinbildfilmen mit ca. 35.000 Einzelaufnahmen dominiert, die noch in 13 originalen quadratischen Pappkartons aufbewahrt sind.

Abbildung 3: Innenansicht von Kasten Nr. 5 des Hahne-Niehoff-Archivs, Institut für Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin, Digitalfotografie: Wiebke Zeil 2016.



Daneben besteht das Archiv aus einer Vielzahl heterogener Foto-Objekte wie den bereits genannten Foto-Erfassungsbögen, Kontaktabzügen, Großformaten, Abzügen in Karteikarten, Stereotypien usw. Um die Masse an Einzelaufnahmen auf den Negativfilmen zu bewältigen, wollte ich zu Beginn des Projekts eine exemplarische Auswahl für die

weitere Untersuchung treffen. Meine Kriterien dafür konzentrierten sich auf das Aufgenommene: Welche Motive entsprachen dem volkskundlichen Kanon der Zeit, welche Perspektiven und Abläufe spiegelten Forschungspraktiken wider usw.? Dieser Fokus auf das Dargestellte vernachlässigte jedoch den Objektcharakter der Negativfilme. Unsere Diskussionen auf Workshops und in den Tandemforschungen kamen daher anfangs immer wieder auf die Frage, wie wir die unterschiedlichen Materialitäten von auf Karton montiertem Foto und Negativfilmrolle sinnvoll vergleichen könnten. Wie ließ sich mit ihnen unser Vorhaben, Fotografien als Bild und Objekt zu untersuchen, umsetzen? Sollte ich nicht besser die außerdem vorliegenden, jedoch nur noch fragmentarisch vorhandenen Foto-Erfassungsbögen untersuchen, die den Foto-Kartons der anderen Archive viel eher entsprachen? Wäre damit nicht eher die Vergleichbarkeit in Bezug auf den Objektcharakter von Fotos, auf die archivarischen Handhabungen wie Beschriften, Stempeln, Nummerieren und auf wissenschaftliche Gebrauchsweisen wie Auslegen hergestellt?

Diese Fragen waren Teil eines Prozesses ko-laborativer Verständigung über die Foto-Objekte des *Hahne-Niehoff-Archivs* im Vergleich zu den Foto-Objekten der anderen Archive im Verbund, die zu einem veränderten Fokus meiner Untersuchung des Archivs führten. Ich beschäftigte mich stärker mit den Erfassungsbögen, befragte ihre Materialität und Affordanzen, etwa inwieweit sie Auslegen nahelegen. Zugleich zwangen mich die Nachfragen, die Materialität der Negative als eingerollter Film und die andere Handhabung, die dies im Unterschied zu Kartons verlangt, eingehender zu reflektieren. Dieser Prozess kann auch so verstanden werden, dass sich die Negativfilme in ihrer spezifischen Materialität unserer Bearbeitung von Foto-Objekten im Projekt, die vor allem Fotos auf Karton im Blick hatte, verweigerten und ein Neudenken erzwangen. Welche Foto-Objekte untersuchten wir? Wie verglichen wir überhaupt und wie gingen wir mit Heterogenität im Projekt um? Waren die Negativfilme anfangs eher ein Sonderfall im Vergleich zu den anderen Beständen, wurden sie zu einer produktiven

*Abbildung 4: Foto-Erfassungsbogen »Badeleben am Grochlitzer Gries«,
Fotograf: H. G. Pernutz, 1938, 11,5 × 17,2 cm (Foto), 24 × 34 cm (Bogen),
Hahne-Niehoff-Archivs, prov. Sign. IfEE-HNN 16, Institut für Europäische
Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin, Digitalisat: Wiebke Zeil 2016.*

| | | | |
|---|--|---|-------------------------------------|
| 10. Arch | | | |
| 9. Zeit | | | |
| 8. Platten-Nr. E 140. | 9. Zeit der Aufnahme 10. Juni 1938. | 10. Urheber H. G. Pernutz, Passendorf. | |
| <i>Gartenszenen. 1. Was „Badeleben“ am „Grochlitzer Gries“ lautete das Schild am Wagen.</i> | | 2. Wo Grochlitz — Ratzeburg. | 3. Wann Mittwoch nach Mittag. |
| 5. Wie | | 4. Wer Jürgen + Jürgen. | |
| 7. Warum | | 6. R. | |
| Centraalbalk op de achterkant in gele a. c. post. Bildarchiv-Wagnersstraße 533 | | | |

Störung, um den Normalfall, das häufig Vorhandene, Übliche in Foto-Archiven zu hinterfragen.

An anderer Stelle²⁸ haben wir diesen Verständigungsprozess als Beispiel genommen für drei mögliche Modi, die eine ko-laborative Tandemforschung im Fotoarchiv involviert: (1) den Fokus verschieben, was durch die kollektive Verständigung am konkreten Material in der Tandemforschung wie gemeinsame Workshops herbeigeführt werden kann und auf eigene Leerstellen, Blindheiten gegenüber Objekten in einem frühen Stadium aufmerksam macht; (2) das kontrastive Sehen, mit dem einzelne Fotografien oder Bestände in Archiven in der Tandemforschung wiederholt vergleichend in den Blick genommen werden, kann »Aha-Effekte« auslösen und erzeugt allmählich ein gemeinsames Wissen um die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Fotografien bzw. Fotoarchive; (3) der reflexive Vergleich von Handhabungen bezieht den eigenen Umgang mit Foto-Objekten und Aufbewahrungsmöbeln in die historische Analyse ein, wobei die Tandemforschung die wechselseitige Beobachtung und Reflexion dieses Umgangs ermöglicht.

Kuratieren: Mit und durch Dinge problematisieren

Wie das Beispiel der Negativfilme zeigt, gingen diese Verständigungsprozesse auch darum, geeignete Konzepte und Begriffe für den Vergleich ungleicher Foto-Objekte und Fotoarchive zu finden – diese Arbeit an Konzepten und Begriffen kann im Anschluss an Paul Rabinow als Kuratieren von Problematisierungen bezeichnet werden.²⁹

²⁸ Schneider, Franka et al.: »Die Materialität des ‚punctum‘. Zum Potential ko-laborativer Objekt- und Sammlungsanalysen in Foto-Archiven«, in: Irene Ziehe/Ulrich Hägele (Hg.), Eine Fotografie. Über die transdisziplinären Möglichkeiten der Bildforschung, Münster u. a.: Waxmann 2017, S. 219–244.

²⁹ Rabinow, Paul/Stavrianakis, Anthony: »From Discordant Participant Observation Toward an Anthropology of the Discordant«, in: Reinhard Johler et al. (Hg.), Kultur_Kultur. Denken, Forschen, Darstellen, Münster u. a.: Waxmann 2013, S. 64–70.

Der Begriffstransfer aus dem Ausstellungsbereich soll anzeigen, dass Denkarbeit auch als ein materieller Akt zu entwerfen ist, der mit und durch Dinge stattfindet. Paul Rabinow kuratiert gemeinsam mit Anthony Stavrianakis die ›Misstöne‹ (›the discordant‹) ihrer kollaborativen Forschung, was ihnen eine analytische Distanzierung davon erlaubt, wodurch ein Neudenken von schwierigen Forschungsprozessen möglich wird. Dabei stellen sie vor allem Listen mit Begriffs-Paaren auf, die miteinander in Konflikt stehen. So problematisiert er die Idee kollaborativer Forschung angesichts der Standards und Maßstäbe in einem Forschungsfeld (›the metric‹) – zum Beispiel ist die Offenheit kollaborativer Forschungsprozesse kaum mit der Erwartung, durch Forschungsprojekte Wissen zu akkumulieren, zu vereinbaren.³⁰

In unserem Projekt stellten wir auch viele unterschiedliche Listen auf, darunter auch disziplinäre Begriffslisten. Viel stärker als es bei Rabinow deutlich wird, war unsere Denkarbeit jedoch tatsächlich materiell gebunden: nicht nur durch die konkrete Denkarbeit mit den Objekten in den Sammlungen, sondern auch durch das Kuratieren zweier Ausstellungen. Ende des Jahres 2016 realisierten wir die Online-Ausstellung *Into the Archive: On the Materiality of Photographs*, die auf der Seite der Digitalen Photothek und über die Homepage des *Kunsthistorischen Instituts* in Florenz zu finden ist.³¹

Zum Konzept der Problematisierung vgl. auch Rabinow, Paul: *Anthropos Today: Reflections on Modern Equipment*, Princeton: Princeton University Press 2003, Kapitel 1; vgl. auch Estalella, Adolfo/Sánchez Criado, Tomás: »Introduction«, in: Dies. (Hg.), *Experimental Collaborations: Ethnography through Fieldwork Devices*, New York u.a.: Berghahn 2018, S. 1–29 sowie Jörg Niewöhner in diesem Band. Aufmerksam wurde ich u.a. auf das Konzept des Kuratierens von Problematisierungen durch das am Institut für Europäische Ethnologie von 2014–2016 angesetzte SEISMIC-Projekt (www.seismicproject.eu/germany/ vom 3.11.2018), das den Dialog zwischen Akteuren aus Wirtschaft, Verwaltung, Planung und Zivilgesellschaft über soziale Innovationen in urbanen Räumen organisierte. Dieser Dialog wurde auch als das Kuratieren der Problematisierungen von Stadt beschrieben.

³⁰ Vgl. ebd.

³¹ <http://photothek.khi.fi.it/documents/oau/00000303> vom 10.7.2018.

Abbildung 5: Poster der Online-Ausstellung »Into the Archive: On the Materiality of Photographs«, Kunsthistorisches Institut in Florenz, Plakatgestaltung: Micaela Mau.

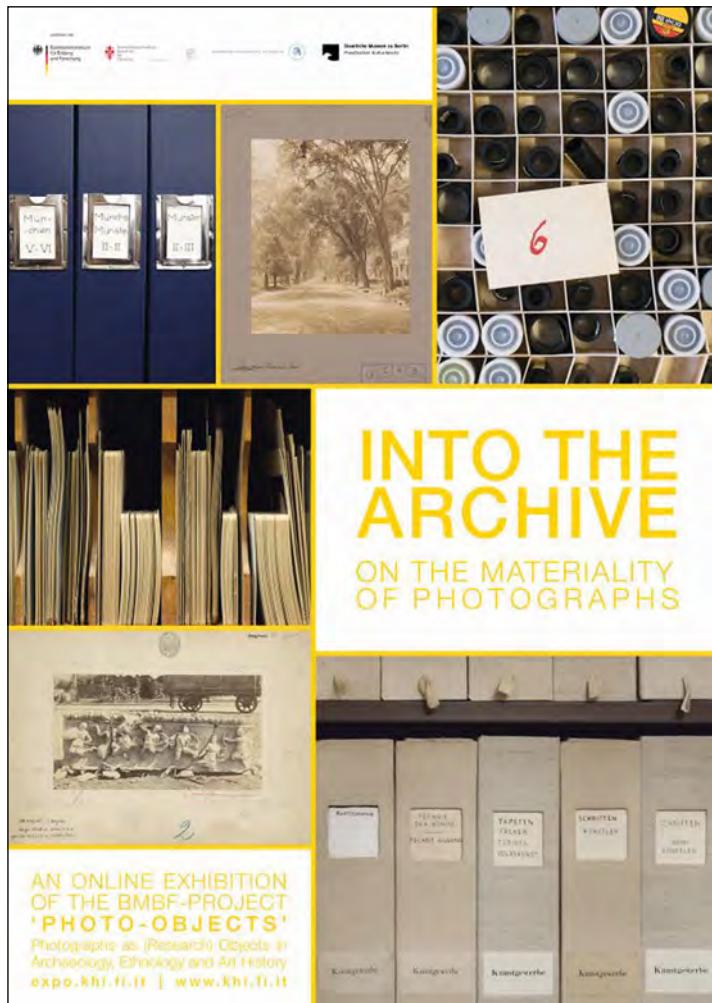


Abbildung 6: Screenshot der Rubrik »Menschen im Bild« der Online-Ausstellung »Into the Archive: On the Materiality of Photographs«, Kunsthistorisches Institut in Florenz, <http://photothek.khi.fi.it/documents/oak/00000312>

Die Ausstellung ist ein Ausdruck der vergleichenden Arbeit des Projekts: Sie erzählt nicht einzelne Bestandsgeschichten, sondern zeigt Fotografien aus jeder Sammlung in gemeinsamen übergreifenden Sektionen. Unter den Rubriken »Multiple Originale«, »Arbeit am Foto-Objekt«, »Zirkulation«, »Menschen im Bild«, »Typen und Typologien« und »An den Rändern des Archivs« versammeln wir verschiedene Facetten der Arbeit an und mit Fotografien in Archäologie, Ethnologie und Kunstgeschichte. Die Rubriken waren sowohl ein erstes Zwischenergebnis unserer Begriffsarbeit in den Tandemforschungen als auch ein Anstoß neuer Problematisierungen. Ein Beispiel hierfür ist die Rubrik »Menschen im Bild«, die thematisierte, dass Fotografien menschengemachte soziale Objekte sind.

Sie verfolgte exemplarisch deren Darstellung bzw. Nicht-Darstellung auf den Fotografien in den von uns beforschten Archiven. Diese Rubrik ging auch zurück auf Diskussionen, die die vorrangige Abbildung von Menschen in den auf Brauchtum und Gemeinschaft fokussierten Fotografien des *Hahne-Niehoff-Archivs* im Verhältnis zu den von Objekten, Gebäuden oder Grabungsstätten bestimmten Fotografien der anderen Archive im Verbund problematisierte. Anfangs war dafür der Begriff *veduta animata*, im Umlauf, womit Ende des 19. Jahrhunderts Fotografien belebter italienischer Stadträume betitelt wurden.³² Weil dieser Begriff jedoch ein spezielles kunsthistorisches Genre bezeichnete, wurde die allgemeinere Variante »Menschen im Bild« gefunden, die auf alle Bestände zutraf. Gleichwohl stellte »Menschen im Bild« eine asymmetrische Vergleichskategorie dar, insofern Menschen den zentralen Forschungsgegenstand der ›Menschenwissenschaften‹ Volks- und Völkerkunde darstellten und mithin auch deren fotografische Praxis dominierten.³³ Anfangs war es

32 Vgl. Dercks, Ute: »Von Randfiguren und Hauptdarstellern. Die *veduta animata* in der florentinischen Fotografie des 19. Jahrhunderts«, in: Astrid Lang/Wiebke Windorf (Hg.), *Blickränder. Grenzen, Schwellen und ästhetische Randphänomene in den Künsten*, Berlin: Lukas Verlag 2017, S. 146–158.

33 An dieser Stelle geht es mir ausschließlich um die Darstellung unserer Denkbewegung hinsichtlich der Rubrik »Menschen im Bild« der Online-Ausstellung, die aus

also eine redundante, in gewisser Weise auch nichtssagende Kategorie, die im *Hahne-Niehoff-Archiv* auf viele tausende Fotografien zutraf und eine sinnvolle Bildauswahl daher unmöglich schien. Die Kategorie ergab erst Sinn im disziplinären Vergleich, denn im Unterschied zur Volks- und Völkerkunde wurden Menschen in der Kunstgeschichte und Archäologie nicht als Forschungsgegenstände abgelichtet: Sie scheinen manchmal eher versehentlich ins Bild geraten zu sein, zum Beispiel auf sich spiegelnden Oberflächen oder als beobachtende Passanten am Rande eines fotografierten Türeingangs. Waren sie absichtlich dargestellt, dann übernahmen sie meist Funktionen als Maßstäbe, Markierungen oder ästhetische Gestaltungselemente. In der Online-Ausstellung thematisierten wir diesen Unterschied, indem die ersten vier Fotografien in dieser Rubrik aus dem *Hahne-Niehoff-Archiv* entstammten und typische Darstellungen von »Menschen im Bild« zeigten. Die übrigen Abbildungen verfolgten dann vergleichend einzelne Themen, etwa ob und wie Fotografen/Fotografinnen im Bild sichtbar wurden.

Zu den Problematisierungen, die diese Arbeit an der Ausstellung herbeiführte, gehörten unter anderem auch die disziplinären, institu-

der Vergleichsarbeit im Projekt entstand. Die Rubrik konzentrierte sich auf den fundamentalen Unterschied in der Abbildung von Menschen zwischen Archäologie, Kunstgeschichte, Volks- und Völkerkunde; Gemeinsamkeiten in Motiven, etwa dass auch in der Volks- und Völkerkunde Objekte, Geräte, Bauten und Landschaften fotografisch dokumentiert wurden, sind dabei vernachlässigt. Zur fotografischen Praxis der Volks- und Völkerkunde vgl. z. B. Edwards, Elizabeth (Hg.): *Anthropology and Photography 1860–1920*, New Haven/London: Yale University Press 1992; Morton, Christopher: »The Anthropologist as Photographer: Reading the Monograph and Reading the Archive«, in: *Visual Anthropology* 18:4 (2005), S. 389–405; Häggele, Ulrich: *Foto-Ethnographie. Die visuelle Methode in der volkskundlichen Kulturwissenschaft*, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V. 2007; Overdick, Thomas: *Photographing Culture. Anschauung und Anschaulichkeit in der Ethnographie*, Zürich: Chronos 2010; Edwards, Elizabeth: »Tracing Photography«, in: Marcus Banks/Jay Ruby (Hg.), *Made to Be Seen: Perspectives on the History of Visual Anthropology*, Chicago: University of Chicago Press 2011, S. 159–189.

tionellen und ästhetischen »Gesten des Zeigens«³⁴ von Fotografien. So unterliegen die Online-Ausstellungen des *Kunsthistorischen Instituts* einem relativ feststehenden Format, das wenig Platz für Experimente lässt. Meist sind es ca. sechs Rubriken, die jeweils 8, 12 oder 16 Fotografien enthalten. Die Fotografien werden dabei in eine Bildmaske eingefügt, der ein quadratisches Format zugrunde liegt, die Abbildungen in ihrer Größe vereinheitlicht und auf etwa gleicher Höhe hält. Dadurch ergibt sich eine sehr geordnete Ästhetik. In diese Bildmasken mussten auch die heterogenen Foto-Objekte des *Hahne-Niehoff-Archivs* eingepasst werden. Die Großformate des Archivs sind daher in der digitalen Darstellung ähnlich groß wie Kontaktabzüge oder Kleinbildfilme. Insbesondere letztere bereiteten bei der Einpassung in das quadratische Format Schwierigkeiten: Unsere ursprüngliche Absicht war es, in der Rubrik »Menschen im Bild« eine längere Sequenz von acht Aufnahmen eines Festes in Querfurt zu zeigen, um sowohl die Häufigkeit wie die Form der Abbildungen von Menschen als auch die besondere Materialität des Seriellen aufzuzeigen.

Abbildung 7: Sequenz eines Festes in Querfurt, Fotograf: Heinz Julius Niehoff?, nach 1933, Perutz Schwarz-Weiß-Kleinbildfilm, Filmnr. 04/037-36, Hahne-Niehoff-Archiv, Institut für Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin, Digitalisat: Wiebke Zeil 2016.



Dies funktionierte aber technisch nicht, da die Sequenzen aufgrund ihrer Länge die quadratische Maske überschritten, daher viel zu klein in der Ansicht geworden und nur sehr schmal im oberen Teil platziert gewesen wären. Wir mussten die Scans der Negative daher so beschnei-

³⁴ Muttenthaler, Roswitha/Wonisch, Regina: Gesten des Zeigens. Zur Repräsentation von Gender and Race in Ausstellungen, Bielefeld: transcript 2006, hier S. 38.

den, dass sie dem Format der Maske und damit den üblicherweise gezeigten Fotografien entsprachen. Zudem wurden sie in eine Art Passepartout gesetzt, um sie in der Mitte der Maske zu halten. Die spezifische Materialität der Negativfilme störte also die Oberfläche der Online-Ausstellung. Das Längsformat der Negativfilme (unbeschnitten meist 1,50 m) war in der technischen Anwendung nicht vorgesehen, die Bildmaske war offensichtlich mit dem Standardformat von Fotokartons geplant worden. Die Online-Ausstellung konnte also Objekthaftigkeit einiger Foto-Objekte nur eingeschränkt vermitteln.³⁵ Gleichwohl erscheint unsere Ausstellung im Vergleich zu einigen anderen Online-Ausstellungen des Florentiner Instituts immer noch ›unordentlicher‹, da die unterschiedlich großen Fotografien in der Maske ›hin- und herspringen‹. Dies gibt zumindest eine Ahnung von der Heterogenität der in unseren vier Archiven versammelten Foto-Objekte.

Die technisch bedingte Beschneidung von Foto-Objekten wie den Negativfilmen war einer der Punkte, die zu einer Reflexion darüber führten, was üblicherweise in Ausstellung (nicht) gezeigt wird und was wir zeigen wollen. Unsere Überlegungen dazu flossen dann in die im Frühjahr 2018 im Ausstellungsraum der Kunstabibliothek der *Staatlichen Museen zu Berlin* gezeigten Ausstellung des Projektes mit dem Titel *Unboxing Photographs. Arbeiten im Fotoarchiv* ein.³⁶ Hier thematisierten wir explizit die Darstellungskonventionen von Fotografien von Ausstellungen. Unter anderem empfing die Besucher/-innen am Eingang eine Art Regal mit Plexiglas, das die vielgestaltigen Materialitäten von Fotografien im Archiv aufzeigen sollte.

35 Auch analoge oder digitale Buchformate werden durch die unbeschnittenen Negativfilme überschritten. In unserer Onlinepublikation nutzen wir daher das digitale Bildtool Hyperimage, mit dem ein Negativfilm in seiner ganzen Länge angesehen werden kann, siehe Bärnighausen, Julia et al.: »Photographs on the Move: Formats, Formations, and Transformations in Four Photo Archives«, in: Constanza Caraffa et al. (Hg.): *Photo-Objects: On the Materiality of Photographs and Photo-Archives in the Humanities and Sciences*, Berlin: Edition Open Access (im Erscheinen).

36 <https://www.smb.museum/ausstellungen/detail/unboxing-photographs.html> vom 10.7.2018.

Abbildung 8: Die Heterogenität von Foto-Objekten, »Regal« im Eingangsbereich der Ausstellung »Unboxing Photographs. Arbeiten im Fotoarchiv«, 16.2.–27.5.2018, Staatliche Museen zu Berlin, Kunstabibliothek, Foto: Dietmar Katz 2018.



In dieses Regal waren die Foto-Objekte so hineingestellt, dass abgerissene Ecken, Fehlstellen oder Rückseiten sichtbar waren. Bewusst waren dabei ein Großformat neben kleine Stereotypien gestellt, eine Filmrolle und Filmdose neben eine ausgeklappte Karteikarte oder ein kleiner Abzug unter einem aufgeklappten DIN-A4-Aktenordner. So entstand eine »unordentliche« Reihung, die die Vielgestaltigkeit und die Objekthaftigkeit von Fotografien, so wie sie bei der alltäglichen Arbeit in Archiven vorzufinden sind, vermitteln sollte.

Beide Ausstellungen verlangten, jeweils neu und anders über Foto-Objekte und Fotoarchive nachzudenken. Die Beschäftigung mit konkreten Objekten und den Möglichkeiten ihrer Darstellung in den Ausstellungen führte beispielsweise zu Problematisierungen ihrer spezifischen Materialität, wie hier am Beispiel der Negativfilme gezeigt. Diese Form der Reflexion war so nur durch die Arbeit an den beiden Ausstellungen möglich, denn Kuratieren von Ausstellungen bedeutet

»ein Zusammenbringen von Dingen, Menschen, Räumen und Diskursen, die vorher nicht verbunden waren«.³⁷ Das heißt: Durch unsere kuratorische Arbeit kamen die Foto-Objekte, die wir in der Tandemforschung immer nur im jeweiligen Archiv einzeln betrachtet hatten, nun erstmals in ihren unterschiedlichen Formaten, konservatorischen Ansprüchen und ästhetischen Anmutungen zusammen. Objekte digital oder räumlich in den Ausstellungen anzurufen, war überdies nur durch die Expertise der Teams aus Gestaltern/Gestalterinnen, Konservatoren/Konservatorinnen usw. möglich. Die Anforderungen des jeweiligen Ausstellungsformats wie die Zusammenarbeit in den Ausstellungsteams produzierten jeweils neue Fragen bzw. Sichtweisen auf die von uns untersuchten Foto-Objekte und Fotoarchive. Die Ausstellungen können daher als spezifische Form der Forschung³⁸ verstanden werden, in der wir die Vergleichsarbeit der Tandemforschung mit anderen Mitteln fortsetzen.

Ausblick

Tandemforschung ist in diesem Text als reziprokes, vergleichendes Involviertsein im Fotoarchiv entworfen worden, das Foto-Objekte und Fotoarchive nicht nur als Gegenstand untersucht, sondern mit und durch diese forscht. Dabei werden Konzepte und Theorien, Materialitäten und Praktiken, die der Verfasstheit der beforschten Archive wie unseren eigenen Forschungsperspektiven zugrunde liegen, in konkreter Anschauung und körperlicher Einübung befragt. Die hier berichteten Beispiele zeigten auf, dass das produktive Potential von Tandemforschungen im Foto-Archiv in der wechselseitigen Beobachtung

37 Beatrice von Bismarck zitiert nach Sternfeld, Nora: »Kuratorische Ansätze«, in: ARGE schnittpunkt (Hg.), Handbuch Ausstellungstheorie und -praxis, Wien u.a.: Böhlau 2013, S. 73–78, hier S. 73.

38 Vgl. Lehmann-Brauns, Susanne et al. (Hg.): The Exhibition as Product and Generator of Scholarship, Berlin: Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte 2010.

und Reflexion dieser ko-laborativen Vergleichsarbeit mit und durch Dinge liegt. Dies ermöglicht insbesondere, auch die Bedingungen und Strukturen der Vergleichsarbeit, ihre Ungleichheiten, Unvergleichbares, Leerstellen wie »Misstöne« im Sinne Rabinows zu problematisieren und als produktive Störungen zu kuratieren, die zu neuen Fragen und Konstellationen in der Vergleichsarbeit führen.

Ausblickend möchte ich aufgrund meiner Erfahrungen auf einige Probleme unserer Tandemforschung hinweisen und mögliche Lösungen anbieten. Im Anschluss an Rabinows Gegenüberstellung von kollaborativer Forschung und »the metric«, also den Standards und Maßstäben eines Forschungsfeldes, ist zuerst der Konflikt zwischen den Erwartungen der beteiligten Institutionen wie den Förderern, Ergebnisse zu produzieren, und der auf Prozess, Offenheit und Reflexion angelegten Tandemforschung zu nennen: So sollte das Projekt zu einer Reihe von vergleichenden Ergebnissen führen. Dazu zählten neben den im Text besprochenen Ausstellungen eine Online-Publikation und ein Abschlussband. Außerdem knüpfte sich an unsere Forschung auch die Erwartung, Sammlungsbestände zu erschließen und Wissen über diese zu vermehren. Die Tandemforschung war hingegen als ko-laborative Vergleichsarbeit angelegt, die den Prozess gemeinsamen Forschens und Lernens in den Vordergrund stellte. Im Laufe des Projekts, insbesondere je mehr wir uns der Ergebnisproduktion näherten, die unsere ganze Aufmerksamkeit absorbieren sollte, wurde es jedoch zunehmend schwieriger, gemeinsame Zeit für die Tandemforschungen zu finden. Während die Ausstellungen die kollektive Forschungsarbeit im neuen Format fortführten, ist insbesondere die Abschlusspublikation wieder stärker individuell durchgeführte Arbeit. Auch wenn wir gemeinsame Texte schreiben und dies in google.docs sogar synchron, so sitzt doch jede für sich an einem Schreibtisch. Ebenso blieb in der gesamten Projektlaufzeit wenig Zeit für eine Reflexion der Tandemforschung selbst.

Es scheint daher sinnvoll, in zukünftigen Projekten explizit definierte Zeitkorridore für Tandemforschungen im Archiv, für die Reflexion und Supervision dieser Form der Forschung sowie für die kol-

lektive Ergebnisproduktion (etwa Phasen kollaborativen Schreibens) einzuplanen. Diese Zeitkorridore würden eine Intensivierung der Vergleichsarbeit erlauben, eine Konzentration auf spezifische Punkte, die sich aus der fortwährend im Projekt stattfindenden ko-laborativen Forschung ergeben. Das würde auch ermöglichen, zusätzliche finanzielle Ressourcen dafür einzuplanen (was wir nicht konnten).

Neben der Spannung zwischen Prozess- und Ergebnisorientierung hat sich als weiteres Problem interdisziplinärer Tandemforschung die Dokumentation des gemeinsamen Arbeitens herausgestellt. Da wir alle stark thematisch in unsere Forschungen »verstrickt« waren, wurden die Tandemforschungen nicht systematisch dokumentiert. Wir haben zwar in vielen unserer Sitzungen fotografiert, aber nur wenige schriftlich protokolliert. Ich konnte alle Gespräche unserer Treffen aufzeichnen, das *Institut für Europäische Ethnologie* hat dafür die notwendigen Geräte, die anderen Partner im Verbundprojekt hingegen nicht. Angesichts der zeitintensiven Ergebnisproduktion konnte ich allerdings nur wenige Teile dieser Aufnahmen transkribieren. Es wäre daher sinnvoll, für künftige Tandemforschungen eine Stelle einzuplanen, welcher, neben der Forschung, die Organisation der Dokumentation wie auch der Supervision und Zusammenführung der Erfahrungen obliege. Arbeiten zu kollaborativen Forschungen, in denen Feldforscher/-innen die Rolle von Dokumentar/-innen übernehmen, haben überdies aufgezeigt, wie die Dokumentation selbst zum Gegenstand kollektiver Verständigungsprozesse werden kann, die zu weiteren Problematisierungen des Prozesses gemeinsamen Arbeitens führen, ihn damit also auch intensivieren und reflektieren helfen.³⁹ Im Kontext der hier vorgestellten Tandemforschung im Fotoarchiv könnten damit auch die eigenen Archivierungs- und Dokumentationspraktiken, insbesondere durch digitale Fotografien und Listen, die in Projekten als Form kollektiver Kommunikation zirkulieren, zum Gegenstand einer intensivierten Vergleichsarbeit werden.

39 Vgl. A. Estalella/T. Sánchez Criado: Introduction.

BLOCH - eine kollaborative Praxis

Prozess- und Partizipationskunst aus dem Appenzellerland

Johannes M. Hedinger

BLOCH ist ein multidisziplinäres, partizipatives Kulturprojekt des Schweizer Künstlerduos Com & Com (Marcus Gossolt/Johannes M. Hedinger). Es basiert auf einem Schweizer Brauch, bei dem ein fünf Meter langer Fichtenstamm (*Bloch*) von 20 Männern durchs Appenzellerland gezogen und anschließend versteigert wird. In der zeitgenössischen Adaption reist das Künstlerduo mit dem Baum seit 2011 einmal um den Globus und initiiert auf jedem Kontinent Prozesse und Aktionen in Kollaboration mit lokalen Kunstschaffenden, basierend auf regionalen Traditionen und Bräuchen. Das Langzeitprojekt *BLOCH* hat bis heute mit über 400 Kulturschaffenden an 40 Orten auf 4 Kontinenten kooperiert, unzählige Menschen und kulturelle Diversitäten verknüpft, temporäre Gemeinschaften geschaffen und ein globales Netzwerk gewoben: die Internationale Blochgesellschaft. Nach Europa, Asien, Nordamerika und Afrika, wird *BLOCH* in den nächsten fünf Jahren noch die restlichen Kontinente bereisen. Ca. 2022 wird es dann wieder in seinem Ursprungsort zurückkerwartet, wo in der Gemeinde Urnäsch ein abschließendes Festival mit Kollaborateuren aus allen besuchten Orten stattfinden soll. Begleitet wird die Rückkehr von einer Ausstellung, einem Dokumentarfilm über die Reise und einer Publikation.

Global Talking Stick und Bloch-Archiv

BLOCH ist nicht nur ein Stück Schweizer (und Appenzeller) Kulturgut, es macht auch Gemeinsamkeiten und Verschiedenartigkeit der besuchten Orte und Kulturen sichtbar. *BLOCH* und seine (lokale) Geschichte wird global exportiert und weitergeschrieben. *BLOCH – the Global Talking Stick* bekam seinen Beinamen bei seinem Besuch bei den Sioux-Indianern in North Dakota im Sommer 2014. Dort verglich man den Baumstamm mit einem »Giant Talking Stick«, einem so genannten »Redestab«, ein Kultgegenstand, den die Dakota-Indianer bei wichtigen Gesprächsrunden und Beratungen rituell zur Förderung der Gesprächskultur einsetzen. Bloch komme mit all seinen Geschichten zu ihnen, sie lauschten seinen Erlebnissen und Geschichten, und nun sei es an ihnen, ihre Geschichte zu erzählen und Bloch mit auf seine weitere Reise zu geben. *BLOCH* ist also auch eine wachsende Erzählung, ein Speicher und eine Inszenierung mit vorerst offenem »Ende«. *BLOCH* ist eine Einladung zur Kollaboration, zur Partizipation und zum kulturellen Austausch. Der Fichtenstamm funktioniert dabei als Bindeglied zwischen Menschen und Geschichten aus verschiedenen kulturellen Kontexten, er ist eine Bühne und Kristallisierungskern, um Geschichten hör- und sichtbar zu machen.

Die daraus entstandenen Werke, Prozesse und Diskussionen, wie auch die Reise selbst werden in Text, Ton und Bild (Foto, Video) dokumentiert und fließen in ein wachsendes »Bloch-Archiv« ein. Das Archiv ist die Quelle für die abschließenden Auswertungen des Projekts und die Realisierung von zusätzlichen Formaten wie Ausstellung, Buch und Film.

Relationale Kunst und Soziale Plastik

Seit rund 20 Jahren treten in der aktuellen Kunstproduktion immer öfter die Produktionsprozesse in den Vordergrund, dies (auch) auf Kosten eines finalen Kunstobjektes oder Endproduktes. Der Weg führt vom Objekt hin zum Subjekt, vom Artefakt hin zum Referenziellen, zur

Recherche und Interaktion, zum Austausch und zur Situation. *BLOCH* ist dafür ein Beispiel. Zwar gibt es hier immer noch ein physisches Objekt – den Baumstamm –, doch ist dieser letztendlich nur Platzhalter für die Potentiale, die er ermöglichen kann: für die Prozesse, Kollaborationen, Werke, Debatten und Diskurse, die es ohne *BLOCH* und seine Geschichte nicht geben würde.

Kunstwerke, die durch Beziehungen zwischen Individuen und Gruppen, zwischen Künstlern/Künstlerinnen und der Welt sowie zwischen Betrachtenden und der Welt zustande kommen, bezeichnete der Kunsthistoriker Nicolas Bourriaud vor rund 20 Jahren als »*Relational Art*«. Künstlerischen Praktiken, die mit menschlichen Interaktionen und dem sozialen Kontext als »Material« arbeiten, umschreibt er als: »Learning to inhabit the world in a better way«.¹ Rund 30 Jahre vor Bourriaud schloss Joseph Beuys mit seiner Theorie der »*Sozialen Plastik*« menschliches Handeln mit in die Kunstproduktion ein und zielte damit auf die aktive Gestaltung der Gesellschaft durch künstlerische Praxis.² Auch heute noch sieht »*Soziale Kunst*«³ die soziale Praxis als Ort und Medium, um Kunst zu schaffen. Darauf verweisen auch Konzepte wie »*Participatory Art*«⁴ oder »*Socially Engaged Art*«⁵.

Partizipation und offenes Werk

BLOCH wurde von Beginn an als experimentelles, auf Kollaboration und Partizipation angelegtes, offenes Kunstwerk konzipiert. Umberto Eco bezeichnete 1962 im Essay *Opera Aperta* (dt.: *Das offene Kunstwerk*)

¹ Bourriaud, Nicolas: *Relational Aesthetics*, Paris 1998, S. 13.

² Beuys, Joseph: *Jeder Mensch ist ein Künstler*, Berlin 1988.

³ Vgl. Jackson, Shannon: *Social Works*, London 2011.

⁴ Vgl. Bishop, Claire: *Artificial Hells. Participatory Art and the Politics of Spectatorship*, London u. a. 2012.

⁵ Vgl. Thompson, Nato: *Living as Form: Socially Engaged Art from 1991–2011*, New York 2012.

das Zusammenspiel zwischen dem Künstler und seinen Rezipienten und Interpretatoren als Grundvoraussetzung für künstlerisches Schaffen. Eco sah voraus, was heute nahezu inflationär unter dem Stichwort »Partizipationskunst« abgehandelt wird: Die Rezipienten/Rezipientinnen werden als Koproduzenten/Koproduzentinnen aktiv am künstlerischen Prozess beteiligt – etwa an der Entstehung eines künstlerischen Produktes, oder indem eine soziale Austauschsituation selbst an die Stelle des Werkes tritt. Viele der heutigen Formen und Formate der (Kunst-)Vermittlung und Teilhabe wie auch ein Großteil der *Social Media* können als eine Fortschreibung dieser vor über 50 Jahren lancierten Konzepte verstanden werden.

Postproduktion

Partizipative Kunstprojekte verlaufen oft auf ähnliche Art: Sind die Teilnehmenden, Regeln und der kontextuelle Rahmen einmal bestimmt, wird der »Ball« meist von den Künstlern/Künstlerinnen selbst ins Spiel gegeben. Einen Großteil der Produktion tragen dann die Teilnehmenden und Rezipierenden unter sich aus. Die Rolle der Künstler/-innen verschiebt sich dabei zunehmend zu der eines/ einer Spielleiters/Spielleiterin, Beobachtenden und Dokumentierenden. Ihnen zu Hilfe eilen Kuratoren/-innen, Vermittler/-innen, Wissenschaftler/-innen sowie Journalisten/Journalistinnen oder Kritiker/-innen, welche die Ergebnisse analysieren, kommentieren, interpretieren und verbreiten. Dieser Prozess wird auch als »Postproduktion« bezeichnet, doch weitgehend zum Werk zugehörig betrachtet.⁶ Das BLOCH-Projekt kann daher auch als Projekt der Postproduktion betrachtet werden: Ein durch den ursprünglichen Brauch aufgeladenes Objekt (der Baumstamm) wird mit Hilfe einer

⁶ Siehe dazu auch: Hedinger, Johannes: Soziale Skulptur und offenes Werk, in: Hedinger, Johannes (Hg.), Point de Suisse, Basel 2015, S. 281 und Bourriaud, Nicolas: Postproduction, New York 2002.

Vielzahl von Kollaborationen und unterschiedlicher Bearbeitungen kulturell aufgeladen und mittels diverser Interpretationen fortlaufend neu positioniert und weiterentwickelt.

Organisation und Ermöglichungskunst

Obschon strategisch geplant, lassen sich kollaborative und partizipative Prozesse wie *BLOCH* ab einem gewissen Punkt nur noch partiell steuern. Je offener die Anlage ist, desto eher muss mit ungeplanten Resultaten und Überraschungen gerechnet werden, die jedoch immer auch eine Chance und Potentiale beinhalten. Bei weitergehender *Carte blanche* für die Kollaborateure wurden die Bloch-Initianten schon öfters vom *Outcome* formal wie inhaltlich positiv überrascht.

Dadurch dass der/die Autor/-in (Künstler/-in) einen Großteil der Kontrolle abgibt, bleibt ihm/ihr oft »nur« die Rolle, den Verlauf des Projektes zu beobachten, die Ergebnisse zu sammeln, zu dokumentieren, zu kuratieren, zu vermitteln, gegebenenfalls zu interpretieren. Es ist also auch eine Verlagerung und Erweiterung der traditionellen Kernkompetenzen und Rolle eines/einer Künstlers/Künstlerin in der zeitgenössischen Kunstproduktion zu beobachten – vom/von der klassischen Kunstproduzierenden hin zum/zur Prozessbegleitenden, Kuratierenden und Vermittelnden.⁷ Diesen Wandel bringt die Aussage des britischen Künstlers und Turner-Prize-Trägers Jeremy Deller zusammenfassend auf den Punkt: »I went from being an artist that makes things – to being an artist that makes things happen.«⁸

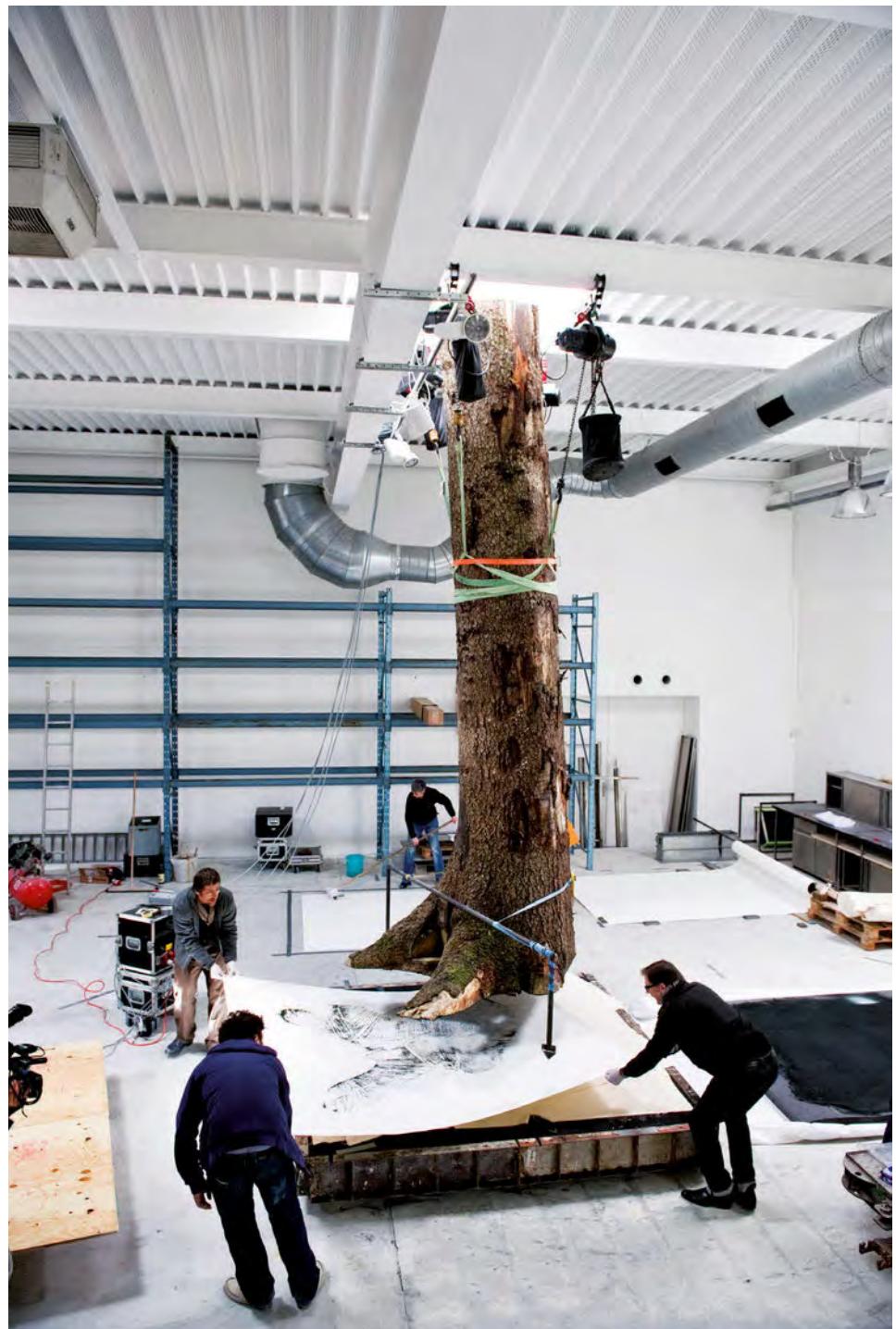
Weitere Informationen zum Projekt *BLOCH*: www.bloch.art vom 30.10.2018.

⁷ Zum Wandel des Künstlers siehe auch Hedinger, Johannes: Let's get lost, in: Torsten Meyer et al. (Hg.), Übertrag, München 2017, S. 289 ff.

⁸ Deller, Jeremy, in: Johannes M. Hedinger/Torsten Meyer (Hg.), What's next? Kunst nach der Krise, Berlin 2013, S. 201.



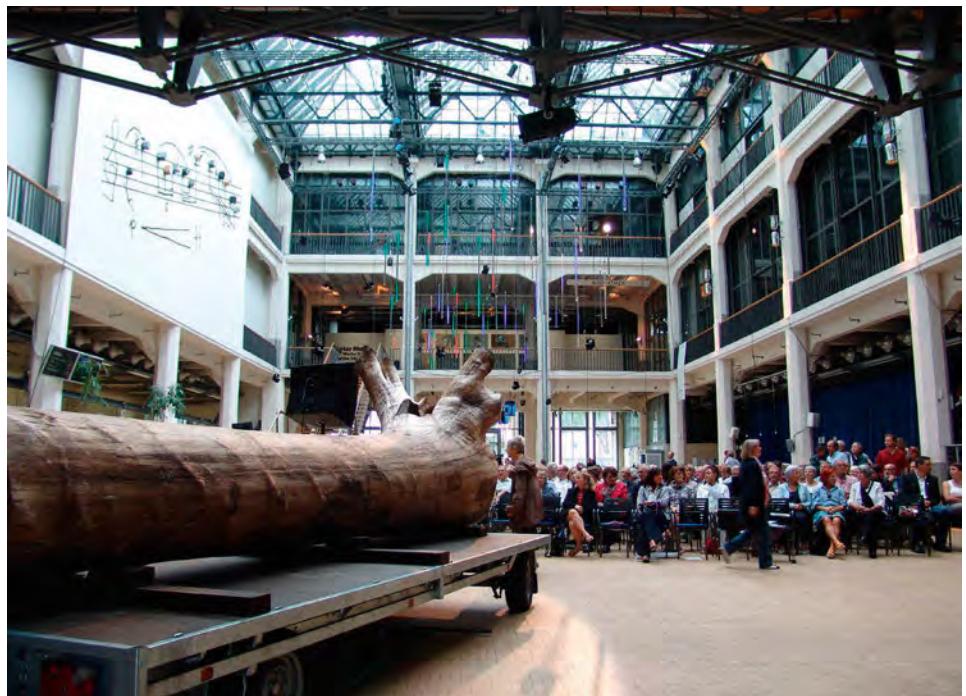
URNÄSCH (2011): 1. Blochmontag-Prozession zwischen Urnäsch und Herisau /
2. Vergantung (Auktion) von Bloch in Urnäsch



ST. GALLEN (2012): Druck mit Bloch in der Kunstgiesserei St. Gallen, Druck: Urban Stoob



BERN (2012): 1. Bloch in der Berner Altstadt / 2. Konzert mit Jamie Wong Li & Steven Götz im PROGR in Bern



BERLIN / KARLSRUHE (2012): 1. Bloch mit Urnäscher Blochgesellschaft vor dem Brandenburger Tor in Berlin / 2. Bloch im ZKM Karlsruhe mit Bazon Brock / Profi Bürger

Bloch IV



SHANGHAI (2012/13): 1. Ankunft von Bloch in China / 2. Modeshow auf Bloch von Zhang Da und Yangzi an der 9. Shanghai Biennale



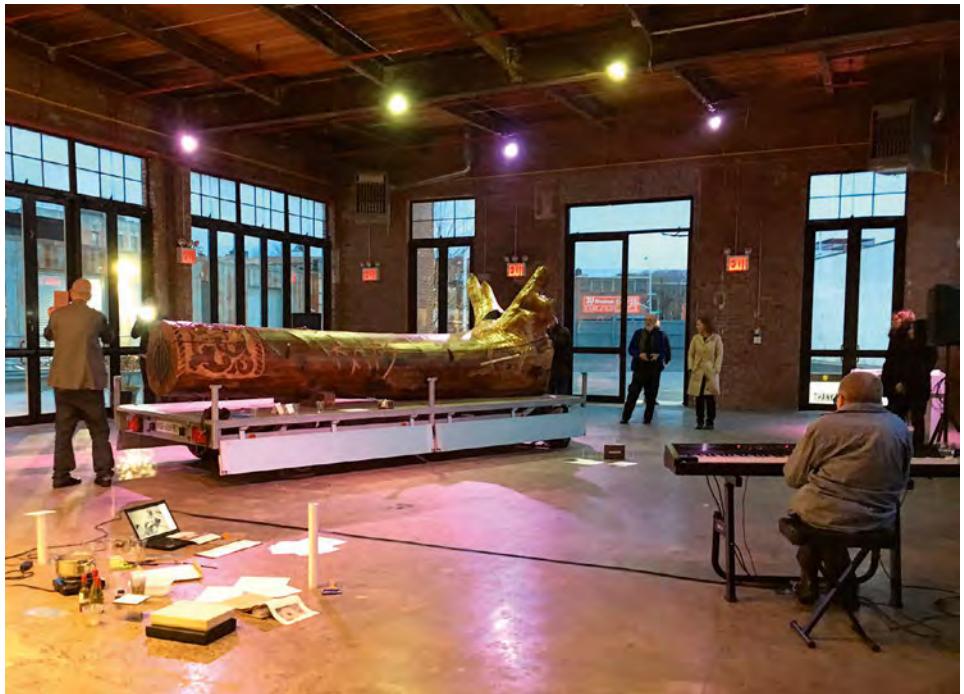
SHANGHAI (2012/13): 1. Konzert von Zhang Du, Zhang Meng und Hai Qing / 2. Hao Hao Gu und Shanghai Kunqu Opera Troupe an der 9. Shanghai Biennale



TURTLE MOUNTAIN (2014): 1. Konzert von Cubby und Brian LaRocque / 2. Schnitzereien von Ruth Severson und Larry Longtine / 3. Bloch Branding in Taylor / 4. Flöte von Dan and Owen Jerome / 5. Talking Sticks von Marvin Youngman



SPIRIT LAKE / TAYLOR (2014): 1. Bloch an den Fort Totten Days im Spirit Lake Indian Reservation / 2. Bloch-Sonderstempel zum Horse Fest in Taylor / 3. Bloch als Guest am Horse Fest in Taylor / 4. Konzert von the Larsen Brothers in Taylor / 5. Fernsehsendung in Valley News Live, Fargo

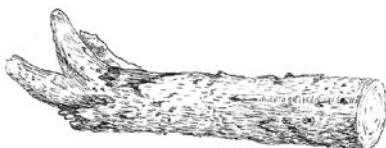


CINCINNATI / NEW YORK (2015): 1. Konzert von The Faux Frenchmen vor der Carl Solway Gallery in Cincinnati / 2. Bloch-Ausstellung und Performance von Bruno Jakob / Hans Witschi im Knockdown Center, Queens

Bloch IX



FOUND: LOG



If this log belongs to you, please come pick it up.

Comdy Central Pretends + BHQFU
November 21, 2015 // 7pm
Knockdown Center
52-19 Flushing Ave, Maspeth, NY 11378



NEW YORK (2015/16): 1. Bloch am Times Square Manhattan / 2.+4. BHQFU Comedy Night im Knockdown Center, Queens / 3. Prozession mit Batala NYC Samba-Reggae Drum Corp durch Queens.

Bloch X



SÜDAFRIKA (2017/18): 1. Bloch mit Elefanten im Buffelsdrift Game Lodge in Oudtshoorn /
2. Art Teritis bei Art Karoo am KKNK Festival Oudtshoorn / 3. Babalwa Tom's Feuertanz im ERF81 in
Kapstadt / 4. Aktion von Richard John Forbes in Graskop.



SÜDAFRIKA (2017/18): 1. Abendstimmung vor Kapstadt mit Tafelberg / 2. Kindertheater in den Townships von De Aar.

Schleudertrauma

Forschendes Lernen an der Schnittstelle von Wissenschaft und Kunst

Oliver Becker und Torsten Näser

Der Begriff »Schleudertrauma« bezeichnet eine Reihe von Krankheitssymptomen wie Schmerzen im Kopf- und Nackenbereich, Schwindel oder Gangunsicherheit, die oft in Folge leichter Auffahrunfälle entstehen. Da beide Unfallparteien hierbei in dieselbe Richtung fahren, bleiben die Verletzungen bei einem Schleudertrauma meistens harmlos – nur in sehr seltenen Fällen werden sie chronisch.¹ Es war jene populäre Vorstellung eines Krankheitsbildes, die zu der Wahl des Titels für einen Film führte, der im Zentrum dieses Beitrags steht.

Der 85-minütige Film SCHLEUDERTRAUMA² erzählt die Geschichte einer Kooperation zwischen einem Lehrforschungsprojekt des Instituts für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie (KAEE) der Georg-August-Universität Göttingen und dem Jungen Theater (JT) Göttingen. Ziel des Projekts war es, unterschiedliche Forschungsperspektiven auf das Grenzdurchgangslager Friedland kulturanalytisch zu bearbeiten. Das Lager liegt in der Nähe von Göttingen und wurde im Herbst 1945 von der britischen Besatzungsmacht eingerichtet. Während zunächst Flüchtlinge und Vertriebene in der Folge des Zweiten Weltkriegs hier eintrafen, stellten ab Ende der 1940er Jahre die so genannten Kriegsheimkehrer die größte Gruppe in Friedland betreuter Personen dar. Von der Mitte der 1950er Jahre bis heute wurden vor

¹ Vgl. www.lexikon-orthopaedie.com/pdx.pl?dv=0&id=01289 vom 6.3.2018.

² SCHLEUDERTRAUMA (Deutschland 2018, R: Oliver Becker/Torsten Näser).

allem Spätaussiedler/-innen, jüdische Zuwanderer und Zuwanderinnen aus der ehemaligen Sowjetunion und Asylsuchende aufgenommen. Nach eigenen Angaben diente das Lager seit seiner Gründung bis heute über 4.000.000 Menschen als erste Anlaufstelle in der Bundesrepublik.³ Neben einer Publikation hatten die Projektverantwortlichen der Lehrveranstaltung geplant, die Ergebnisse auch theatrical aufzuarbeiten, wofür sie das JT als Partner gewinnen konnten. Als im Herbst 2014 ca. vier Wochen vor dem Premierentermin die konkrete Entwicklung der Stückfassung unter Beteiligung der Studierenden und des Theaterensembles begann, setzten unsere Dreharbeiten ein. Ursprünglich waren wir an der Frage interessiert, wie sich der Transfer von wissenschaftlichem Wissen in ein künstlerisches Feld vollzieht und welche neuen Repräsentationsmöglichkeiten sich dadurch eröffnen. Dass sich die Kooperation schnell als reibungsvoll erweisen und Konflikte, die u. a. um angemessene Arbeitsrhythmen, aber auch um Fragen redlicher Repräsentationen entstanden, so sehr in den Mittelpunkt der filmischen Arbeit rücken würden, dass sie den Filmtitel inspirieren sollten, war zu diesem Zeitpunkt noch nicht abzusehen.

Wie der Film thematisiert auch dieser Beitrag die Kooperation zwischen Mitarbeitern/Mitarbeiterinnen und Studierenden eines universitären kulturanthropologischen Instituts und einem Theater. Im Zentrum steht dabei die Frage, wie die Kooperation und die in ihrem Zuge entstandenen Spannungen unter wissensanthropologischen Gesichtspunkten dicht beschrieben werden können. Für deren Beantwortung werden Auszüge aus den Interviews herangezogen, die wir für die filmische Dokumentation *nach* Beendigung der Projektarbeit mit ausgewählten Beteiligten geführt haben. Die Interviewpassagen machen deutlich, wie sich die Akteure vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen selbst, aber auch ihre jeweiligen kooperativen Partner an der Schnittstelle von Wissenschaft und Kunst positionieren. Zudem

³ Vgl. https://www.grenzdurchgangslager-friedland.niedersachsen.de/wir_ueber_uns/historisches/die-geschichte-des-grenzdurchgangslagers-55774.html vom 4.3.2018.

lassen diese Aussagen in ihrer Selbst- und Fremdeinschätzung dessen, was als charakteristisch für den Universitäts- und Theaterbetrieb angesehen wird, Rückschlüsse auf die vollzogenen Aushandlungsprozesse sowie ihnen inhärente Formen einer *boundary work* zu, worunter Thomas Gieryn ideologische Demarkationen von Wissensfeldern versteht.⁴ Um die Kooperation in ihrer Intention, in ihrem Verlauf sowie in ihrer retrospektiven Beurteilung wissensanthropologisch aufzufächern, muss außerdem berücksichtigt werden, dass die Zusammenarbeit auf einem so genannten Lehrforschungsprojekt gründet. Da dieses Format des Forschenden Lernens in universitären Fachcurricula u. a. wegen seines berufsqualifizierenden Potentials sowie seiner Außenwirkung bei allen Beteiligten viel höhere Erwartungen weckt, als eine konventionelle Lehrveranstaltung, markiert dieser Umstand einen weiteren Deutungsrahmen dieses Beitrags. Ergänzt werden diese Perspektiven durch kurze Ausführungen zu filmisch-narrativen und ästhetischen Entscheidungen, die wir getroffen haben. Diese sollen im Sinne Lisa Rööslis dazu dienen, die filmischen »Herstellungsbedingungen und -überlegungen transparent und nachvollziehbar zu machen«⁵.

Prolog: Die filmische Dokumentation eines Lehrforschungsprojekts

Das zweisemestrige Lehrforschungsprojekt »Bilder/Vermitteln. Das Grenzdurchgangslager Friedland« wurde in den Jahren 2013 und 2014 durchgeführt. Unterrichtet wurde es von Regina Löneke und Ira Spieker

⁴ Vgl. Gieryn, Thomas: »Boundary-Work and the Demarcation of Science from Non-Science: Strains and Interests in Professional Ideologies of Scientists«, in: American Sociological Review 48, 6 (1983), S. 781–795, hier S. 792.

⁵ Rööslis, Lisa: »Hinterrhein. Umbruch im Bergdorf«, in: Dies./Marius Risi, Lebensbilder – Bilderwandel. Zwei ethnografische Filmprojekte im Alpenraum (=culture. Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft 3), Münster/Basel: Waxmann und SCV Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 2010, S. 27–136, hier S. 31.

*Abbildung 1:
Wissen auf die Bühne: Theaterpremiere von SCHÖN, DASS IHR DA SEID.*



im Rahmen eines Lehrauftrags. Zehn Studierende⁶ nahmen an dem Projekt teil. Nach einer ersten Annäherung an den Gegenstand bestand ihre Aufgabe zunächst darin, unterschiedliche Forschungsperspektiven auf Friedland zu generieren. Entsprechend der Bandbreite kulturanthropologischer Zugänge und Methoden bearbeiteten die Studierenden sowohl die Geschichte des Lagers, als auch dessen Gegenwart. Im Fokus standen dabei die für das Fach kennzeichnenden subjektiven Erfahrungsdimensionen einzelner Menschen in Abhängigkeit von institutionell-strukturellen Bedingungen. Neben Archivrecherchen und Dokumentenanalysen kamen qualitative Interviews und teilnehmende Beobachtungen als Methoden zum Einsatz. Die von den Studierenden

⁶ Als Studierende nahmen am Lehrforschungsprojekt teil: Mathias Fiedler, Lee Hiel-scher, Susanne Klenke, Stefanie Nebel, Marius Prill, Irina Schleicher, Nils Schmidt, Sebastian Stephan, Lisa Szepan und Antje Utta. Den Studierenden, den Lehrenden, aber auch den Mitarbeitenden des JT möchten wir auch an dieser Stelle ganz herzlich für ihre Offenheit und ihre große, sicherlich nicht zu jedem Zeitpunkt des Projekts leicht zu erbringende Bereitschaft danken, die Entwicklung des Theaterstücks sowie die retrospektive Reflexion desselben durch uns filmisch begleiten und bearbeiten zu lassen.

den entwickelten Erkenntnisinteressen spannten sich von der diskurskritischen Erhellung ausgewählter historischer Phasen des Lagers, wie der Rückkehr deutscher Kriegsgefangener in den 1950er Jahren⁷, bis hin zur Dekonstruktion symbolischer und ideologischer Aufladungen, etwa des stark kolportierten Terminus »Tor zur Freiheit«, die das Lager Friedland immer wieder erfuhr⁸. Zusätzlich zu einem Sammelband⁹ sollten die Ergebnisse auch auf die Bühne transferiert werden. War zunächst eine szenische Lesung nach dem Vorbild des von der Bremer Historikerin Eva Schöck-Quinteros entwickelten Konzepts »Aus den Akten auf die Bühne«¹⁰ geplant, entschied man sich schließlich auf Anregung des JT, ein Dokumentartheaterstück zu konzipieren, wie sich der künstlerische Leiter Tobias Sosinka erinnert:

»Das Institut ist letztendlich auf uns zugekommen und hat gesagt: ›Es wär' doch toll, wir haben da ein Forschungsprojekt und könnte man sowas nicht mal als Lesung bei euch auf der Bühne machen?‹ In dem Zuge hat [der Intendant] Nico Dietrich [...] gesagt: ›Halt mal, das ist doch ein super interessantes Thema! [...] Wir nehmen unser Ensemble dazu, wir nehmen noch eine richtige Regie dazu und wir begleiten das. Wir machen da eine richtige Theaterperformance draus, im Sinne des dokumentarischen Theaters.‹«¹¹

⁷ Prill, Marius: »Die ›Heimkehr der Zehntausend‹ und das Grenzdurchgangslager Friedland. Der öffentliche Diskurs um die Rückkehr von Kriegsgefangenen in den 1950er-Jahren«, in: Regina Löneke/Ira Spieker (Hg.), *Hort der Freiheit. Ethnografische Annäherungen an das Grenzdurchgangslager Friedland*, Göttingen: Selbstverlag 2014, S. 26–56.

⁸ Hielscher, Lee/Fiedler, Mathias: »Gescheitert im Kampf um das ›Tor zur Freiheit‹. Ein Traditionslager in der Transformation«, in: R. Löneke/I. Spieker (Hg.), *Hort der Freiheit*, S. 139–166.

⁹ R. Löneke/I. Spieker (Hg.), *Hort der Freiheit*.

¹⁰ Vgl. www.sprechende-akten.uni-bremen.de/projektreihe/projektreihe/vom73.2018.

¹¹ Vgl. SCHLEUDERTRAUMA, 00:07:58. Diese wie alle folgenden Interviewauszüge aus dem Film sind der besseren Lesbarkeit wegen sprachlich durch gekennzeichnete Auslassungen geglättet, in ihrem Sinnzusammenhang aber erhalten geblieben.

Für die Entwicklung des Stückes verpflichtete das JT den Regisseur Kai Tuchmann. Dessen Methode besteht darin, thematisch relevante Texte ganz unterschiedlicher Gattungen bzw. Passagen daraus miteinander zu verschränken. Für das Kooperationsprojekt wählte Tuchmann ein Sample, das aus Dokumenten, die die Studierenden in ihren Forschungen ausgewertet hatten, aus deren Feldnotizen und Interviewtranskripten, aber auch aus Klängen bestand, die zwei Studierenden in Friedland aufgenommen hatten. Dieses Konvolut ergänzte er um literarische sowie wissenschaftliche Texte. Als nach mehreren gemeinsamen Treffen zwischen dem Regisseur und der universitären Projektgruppe im Laufe des Sommersemesters 2014 für Ende September das erste Arbeitstreffen der knapp zweiwöchigen intensiven Phase, in der Regisseur, Studierende und Dozierende, aber auch die Ensemblemitglieder sukzessive die Stückfassung erarbeiten wollten, näher rückte, sprach uns Regina Löneke an. Sie fragte, ob wir uns vorstellen könnten, einen Teil der Projektarbeit filmisch zu begleiten. Die Anfrage bezog sich zunächst nur auf eine Voraufführung des Stücks im Grenzdurchgangslager Friedland, die auf ca. eine Woche vor der eigentlichen Theaterpremiere terminiert war. Uns reizte die Idee, den Transfer wissenschaftlichen Wissens in ein Theaterstück zu dokumentieren. Daher sagten wir nicht nur die Aufzeichnung der Voraufführung zu, sondern schlugen vor, den ganzen vierwöchigen Prozess der Stückentwicklung bis zur Uraufführung filmisch zu begleiten. Diese wurde unter dem Titel SCHÖN, DASS IHR DA SEID am 1. November 2014 auf der Bühne des JT gespielt.

Idee des Films

»Crossings are never ›free‹ and indeed are routinely blocked [...] by restrictive definitions of art and culture, by community hostility and miscomprehension.«¹²

¹² Clifford, James: *Routes. Travel and Translation in the Late Twentieth Century*, Cambridge: Harvard University Press 1997, S. 204.

Es war die konkrete kollaborative Konstellation, die uns interessierte und eine filmische Begleitung nahelegte. Zum einen bot es sich an, ein Lehrforschungsprojekt zum Ausgangspunkt eines Films über Wissenstransfer in der Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie zu wählen. Ein solches versprach, die Grundtechniken an Wissensgenerierung, -transfer und damit einhergehenden Aushandlungsprozessen im »Zustand des kulturwissenschaftlichen making of«¹³ nachvollziehbar zu machen. Auch wenn zu Beginn der Dreharbeiten die konfliktreiche Entwicklung dieser Kollaboration nicht abzusehen war, hegten wir die Hoffnung, dass in dem zu erwartenden Transferprozess spezifische und zudem kontrastive Vorstellungen von Wissensaufbereitung angelegt und damit auch filmisch herauszuarbeiten wären. In Anlehnung an den Ethnologen Frederik Barth kann unter Wissen all das verstanden werden, was eine Person nutzt, um in der Welt zu agieren und sie sinnhaft auszulegen.¹⁴ Die Erzeugung von Wissen erscheint damit nicht primär als geistiger Prozess, sondern als relationale, kontextuelle und damit auch situierte Praxis.¹⁵ Der Film, so die Ausgangsidee, sollte im Idealfall einen fruchtbaren Einblick in zwei unterschiedliche Wissensmilieus¹⁶ gewähren. Erst als sich im Laufe unserer Dreh-

¹³ Eggman, Sabine: »Die Volkskunde als Kulturwissenschaft. Der Diskursraum als Denkraum des Faches«, in: Ina Dietzsch/Wolfgang Kaschuba/Leonore Scholze-Irrlitz (Hg.), *Horizonte ethnografischen Wissens. Eine Bestandsaufnahme (=Alltag & Kultur 12)*, Köln: Böhlau 2009, S. 155–177, hier S. 161.

¹⁴ Vgl. Barth, Fredrik: »An Anthropology of Knowledge«, in: *Current Anthropology* 43:1 (2002), S. 1–18, hier S. 1.

¹⁵ Vgl. u. a. Knecht, Michi: »Nach Writing Culture, mit Actor-Network: Ethnografie/Praxeografie in der Wissenschafts-, Medizin- und Technikforschung«, in: Sabine Hess/Johannes Moser/Maria Schwertl (Hg.), *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*, Berlin: Reimer 2013, S. 79–106, hier S. 81.

¹⁶ Das Konzept des Wissensmilieus bezeichnet nach Ina Dietzsch et al. einen »relativ homogenen, intern gleichwohl differenzierten Interaktionszusammenhang mit erhöhter Binnenkommunikation, der zugleich durch ein implizites Milieu-Wissen um gemeinsame Praxisformen geprägt ist.« Dietzsch, Ina et al.: »Horizonte ethnografischen Wissens«, in: Dies./W. Kaschuba/L. Scholze-Irrlitz, *Horizonte ethnografischen Wissens*, S. 7–15, hier S. 12.

arbeiten¹⁷ abgezeichnet hatte, wie reibungsvoll sich die kollaborative Arbeit gestaltete, ergänzten wir die genannte, noch eher unbestimmte theoretische Perspektive um das Konzept der *contact zone*. Nach Mary Louise Pratt kann diese als Begegnung von Akteuren konzeptualisiert werden, die gewöhnlich räumlich getrennt voneinander agieren. Aus diesem Grund müssen sie die Bedingungen ihrer Ko-Präsenz, die durch das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Feldlogiken sowie ungleicher Machtverhältnisse gekennzeichnet ist, improvisiert aushandeln.¹⁸ Vor diesem Hintergrund ist anzunehmen, dass in *contact zones* die Sinnssysteme und Eigenlogiken der beteiligten Akteursgruppen in Form von Interaktion, aber auch von Wettbewerb und Abgrenzung augenfällig werden.¹⁹ Nachdem auch die zweite Drehphase abgeschlossen war und wir das Material erstmals systematisch sichteten, zeichnete sich schnell ab, dass es das Konzept der *contact zone* sein würde, das für die Auswahl der Szenen sowie die Erarbeitung der filmischen Struktur eine leitende Funktion übernehmen würde. Um diese im fertigen Film kenntlich zu machen, entschieden wir uns, den Film mit einer Texteinblendung zu eröffnen. Sie enthält das diesem Kapitel vorangestellte Zitat von James Clifford, der den Terminus der *contact zone* ebenfalls verwendet hat. Entsprechend dieser Konkretion formulierten wir für die Montage des Films folgende Unterfragen, die den konfliktbeladenen Prozess herausarbeiten sollten: Woraus resultierten die Konflikte im Zuge der Kollaboration? Welche Eigen- und Fremdzuschreibungen an die beiden Wissensmilieus werden, vor allem anhand von Grenzziehungen, sichtbar? Und schließlich: Welche

¹⁷ Wir drehten in zwei Phasen. Die erste vierwöchige und intensive Phase war der synchronen Beobachtung der gemeinsamen Stückentwicklung gewidmet. Die zweite Phase, die sich über mehrere Monate erstreckte und aus vielen kurzen Drehsituationen bestand, war den Interviews sowie der Erstellung der Schnittbilder zugeschlagen.

¹⁸ Vgl. Pratt, Mary Louise: *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*, London: Routledge 1992, S. 6–7.

¹⁹ Vgl. I. Dietzsch et al.: »Horizonte ethnografischen Wissens«, S. 11.

Rolle spielen dabei Wissensformate, welche die sozialen Gebrauchsweisen, die ihnen zugrunde liegen?

Gründe für die Kooperation

»Das war wirklich ein Experiment, das war uns von vornherein klar. Aber es hat uns einfach gereizt: Welche Möglichkeiten können wir da entwickeln, was bietet es uns, als Kulturwissenschaftler, als Kultурanthropologen unsere Ergebnisse auf die Bühne zu bringen.«²⁰

Nicht erst seit Begriffe wie *citizen science* oder *transformative Wissenschaft* in aller Munde sind, ist bekannt, dass die Grenze zwischen Wissenschaft und Gesellschaft zu beiden Seiten durchlässig ist. Eggman, die sich mit der Wissensarbeit der Kulturanthropologie auseinandergesetzt hat, sieht in der Verschränkung mit der Öffentlichkeit gar einen konstitutiven Teil des disziplinären diskursiven »Denkraum[s]«²¹. Zum einen, weil die Kulturanthropologie, wie andere Disziplinen auch, im Zuge einer voranschreitenden Rechenschaftslegung sowohl innerhalb der Universität, als auch gegenüber der Gesellschaft zunehmend unter Druck geraten ist, ihre »Legitimität und Notwendigkeit konstant und explizit nachzuweisen«²². Zum anderen, weil ein Wissen über die Gesellschaft »per definitionem nicht loslösbar von Wissen für die Gesellschaft«²³ ist. Der Transfer von Wissen aber wird von Fachvertretenden durchaus ambivalent diskutiert. Der selbstbewusst vorgetragenen Erkenntnis, dass das nach den gegenwärtigen Paradigmen produzierte Wissen als gesellschaftlich relevant erachtet wird, stehe die Annahme zur Seite, so Wolfgang Kaschuba, dass es sich vor allem aufgrund mikoperspektivischer und empiriegebundener Erkenntniskonzepte nur unzureichend für den generalisierenden Ratschlag großer Reichweite

²⁰ SCHLEUDERTRAUMA, 00:08:47.

²¹ S. Eggmann: Volkskunde als Kulturwissenschaft, S. 155.

²² Ebd., S. 175.

²³ Ebd. S. 177.

eigne.²⁴ Als problematisch gelten darüber hinaus oft solche Wissensflüsse, die in eine institutionelle und normative Umsetzung münden, wie Valdimar Hafstein hervorhebt.²⁵ Angesichts dieser Zwiespältigkeit aus Notwendigkeit und Skepsis ist es nicht verwunderlich, dass kulturanthropologische Institute die Transferprozesse nicht dem Zufall überlassen, sondern ihnen im Rahmen ihrer Curricula einen prominenten Platz einräumen, oft im Rahmen von Lehrforschungsprojekten, wie auch das Friedlandprojekt eines war.

Teils im Bachelor-, teils im Masterstudium verankert, bilden Lehrforschungsprojekte oft den »heimlichen« Kern kulturanthropologischer universitärer Ausbildung u.a. weil sie dem erfahrungsbasierten Erwerb disziplinärer Kompetenzen im weitesten Sinne dienen. Lehrforschungsprojekte verbinden praxisnah die themengebundene Verknüpfung von Theorien und Methoden zu einem Forschungsdesign, das die Studierenden eigenverantwortlich, aber in enger Betreuung durch Lehrende erarbeiten und umsetzen. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei der öffentlichkeitswirksamen Vermittlung der Ergebnisse, wofür sich das Fach aus einem breiten Spektrum publikumswirksamer Formate bedient. Dieses reicht von kulturhistorischen und künstlerischen Ausstellungen über Websites, Comics, Hörfunkfeatures sowie Rollenspiele bis hin zu kuratierten Filmreihen, um nur beispielhaft einige der Formate zu nennen, derer sich das Göttinger Institut in den vergangenen Jahren bediente.²⁶ Auch das beschriebene Lehrforschungsprojekt

24 Vgl. Kaschuba, Wolfgang: »Volkskundliche Wissenschaftskultur und Moderne. Zum gesellschaftlichen Status ethnographischen Wissens«, in: Institut für Europäische Ethnologie (Hg.), Volkskultur und Moderne. Europäische Ethnologie zur Jahrtausendwende. Festschrift für Konrad Köstlin zum 60. Geburtstag am 8. Mai 2000 (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien 21), Wien: Selbstverlag des Instituts für Europäische Ethnologie 2000, S. 105–122, hier S. 115.

25 Vgl. u.a. Hafstein, Valdimar: »Kulturen im Gespräch. Valdimar Hafstein. Universität Island, Reykjavík«, in: Kulturen 2 (2009), S. 40–47, hier S. 46–47.

26 Vgl. dazu www.uni-goettingen.de/de/studentische+projekte/201945.html und www.kaee.uni-goettingen.de/cva vom 9.3.2018.

ist in dieser Reihe zu verorten. Die diesem Kapitel vorangestellte Aussage von Regina Löneke macht dabei deutlich, dass die Entscheidung, mit einem Theater zu kooperieren, auch daraus resultierte, andere als die akademisch gängigen Formen der Wissensvermittlung zu erproben. Eine Idee dahinter war, wie Ira Spieker betont, eine hohe Reichweite zu erzielen:

»Publikationen oder Ausstellungen, das ist uns allen klar, erreichen logischerweise nur ein gewisses Segment an Publikum. Theater natürlich auch, aber wir haben ja auch das Junge Theater gewählt, so dass wir natürlich auch die Hoffnung hatten, das erreicht sehr viele Menschen, die sonst nichts von den Ergebnissen dieser Arbeit erfahren würden.«²⁷

Auch wenn eines ihrer Ziele darin besteht, das A bis Z praktischer Forschungsarbeit zu vermitteln, gehen Lehrforschungsprojekte in der Erprobung der von ihnen anvisierten Formate immer öfter strategische Partnerschaften, etwa mit Museen, bildenden Künstlerinnen und Künstlern oder Medienschaffenden ein. Mit dem dadurch verbundenen Wunsch, die Veröffentlichung der Forschungsergebnisse zu professionalisieren, ist auch die Notwendigkeit gestiegen, Drittmittel einzuwerben. Das ist ein Schritt, der in besonderem Maße als berufsvorbereitend für die Studierenden gilt, um sie an jene vielgestaltigen Arbeitsfelder heranzuführen, in denen Anträge und Fristen, aber auch kooperatives Arbeiten zum Alltag gehören. In dieser Form nehmen Lehrforschungsprojekte oft eine herausgehobene Stellung im Curriculum ein. Sowohl von Lehrenden, als auch von Studierenden erfordern sie ein hohes Arbeitspensum. Genauso hoch sind die Erwartungen an sie: seitens der Studierenden, weil sie die ersten wissenschaftlichen Meriten in Form einer Veröffentlichung, aber auch berufsbildende Qualifikation verheißen; seitens der Dozierenden aber auch des gesamten Instituts, weil sie die Akkumulation wissenschaftlichen wie

27 SCHLEUDERTRAUMA, 00:09:01.

institutionalisiert wissenschaftlichen Kapitals²⁸ versprechen und damit zu einem Aushängeschild werden können.

Vor diesem facettenreichen Hintergrund ist die Entscheidung der Verantwortlichen zu verorten, die Projektergebnisse nicht nur schriftlich zu publizieren, sondern auch in eine ungleich öffentlichkeitswirksamere Arena zu überführen. Mit diesem Anliegen rannte man beim JT offene Türen ein. Auch viele Theaterschaffende sehen sich in der Verantwortung, Kooperationen, »die über den eigentlich professionellen Kern – also ein Schauspielensemble, künstlerische Leitung, Dramaturgie und Regie – [hinausgehen, einzugehen und] [...] mit gewissen Zuschauergruppen einer Stadt, einer Region in Kommunikation [zu] treten und daraus Projekte [zu] entwickeln«²⁹, wie der künstlerische Leiter des JT im Film konstatiert. Tobias Sosinka spricht damit die Notwendigkeit vieler öffentlich geförderter Institutionen an, sich stärker mit Bildungsinstitutionen wie Schulen³⁰, aber auch Universitäten zu vernetzen. Diese Notwendigkeit resultiert zum einen aus einem kultur- und bildungspolitischen Willen. Dieser verpflichtet kommunal oder durch die Länder geförderte Kultureinrichtungen explizit (etwa durch öffentliche Forderungen), aber auch implizit (mithilfe entsprechender Förderprogramme oder Preise), aktiv an der Vermittlung kultureller Bildungsinhalte in die ganze Breite der Gesellschaft mitzuarbeiten.³¹ In diesem Diskurs, in dem es daneben auch um die

²⁸ Vgl. Bourdieu, Pierre: *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes* (=édition discours 12), Konstanz: UVK Universitätsverlag 1998, S. 31 ff.

²⁹ SCHLEUDERTRAUMA, 00:09:28.

³⁰ Vgl. dazu u. a. Valentin, Katrin: *Die Zusammenarbeit zwischen Schule und Theater. Empirische Ergebnisse für die Fachdebatte und hilfreiche Reflexionen für die Praxis* (=Erlanger Beiträge zur Pädagogik 11), Münster: Waxmann 2013.

³¹ Zu diesem Zweck hat bspw. das Staatsministerium für Kultur und Medien im Jahr 2009 den Preis »Kulturelle Bildung« ins Leben gerufen, der jährlich vergeben wird und Projekte institutioneller Kulturschaffender, etwa Theater, auszeichnet, die u. a. Kollaborationsvereinbarungen eingehen, partizipative Ansätze der Vermittlung entwickeln und damit auch neue Zielgruppen ansprechen. Vgl. dazu u. a.

Sichtbarmachung der eigenen Arbeit in der Öffentlichkeit, aber auch um Zielgruppenerweiterung, also schlicht um die Steigerung von Besucherzahlen geht, bewegt sich auch das JT. Sosinka beschreibt den erwarteten Nutzen des Projektes: »Man ist da irgendwie näher am Zuschauer dran, oder das ist zumindest die Hoffnung, die man erstmal hat.«³² Sonja Elena Schroeder, die im Rahmen der Kooperation für Ausstattung und Video zuständig war, benennt einen weiteren Punkt, der aus Sicht des Theaters dazu beigetragen haben mag, die Kooperation mit dem Institut für KAAE einzugehen:

»Im Theater beschäftigt man sich ja ständig mit irgendwelchen Sachen und man beschäftigt sich in dem Zeitraum, in dem es relevant ist, natürlich intensiv damit. Aber man kommt an das Expertentum natürlich nie ran und weiß immer: Oh Gott, darf ich überhaupt, ist diese Auseinandersetzung überhaupt weitreichend relevant genug – und da dachte ich: Perfekt!«³³

Partiell geteilte Vorstellungen von Wissen

»Was mich interessiert ist, zu sagen: Ich mache eine Inszenierung über eine Inszenierung. Was sind bei diesem offiziellen historischen Inszenierungsgegenstand die Sachen, die im Schatten geblieben sind, die im Schlaglicht geblieben sind, die nicht Inszenierungsgegenstand erster Ordnung geworden sind?«³⁴

Wie die Motivation, die Kooperation einzugehen, sowohl im Fall des Instituts als auch des Theaters aus vergleichbaren Feldlogiken sowie

https://www.bundesregierung.de/Content/DE/_Anlagen/BKM/2017/2017-09-11-bkm-preis-kulturelle-bildung-2018-infos-vorschlagsberechtigte.pdf?__blob=publicationFile&v=5 vom 13.3.2018.

32 SCHLEUDERTRAUMA, 00:09:28.

33 Ebd., 00:10:03.

34 Ebd., 00:11:50.

aus der beiderseitigen Hoffnung resultierte, das kooperative Gegenüber könne die eigene Wissensarbeit professionalisieren, so weisen auch die Episteme, auf denen die Kooperationspartner gründen, Ähnlichkeiten auf. Dies gilt vor allem hinsichtlich der Frage, wie das über das Grenzdurchgangslager Friedland generierte Wissen aufbereitet und vermittelt werden kann. Hierbei spielt das Verständnis Kai Tuchmanns von Dokumentartheater eine entscheidende Rolle. Tuchmanns Ansatz ist stark durch die Zusammenarbeit mit Hans-Werner Kroesinger inspiriert³⁵, einem renommierten Theaterschaffenden, der sich oft politischen Themen zuwendet und dessen Stückfassungen aus Collagen bestehen, die sich aus historischen Quellen, aktuellen Dokumenten, aber auch literarischen und theoretischen Texten zusammensetzen.³⁶ In Anlehnung daran hat Tuchmann eine Arbeitsweise entwickelt, die an dominanten Vorstellungen von Geschichte und Gegenwart ansetzt. Diese Perspektive ähnelt sehr den Ansätzen der Kulturanthropologie, zu deren Zielen es gehört, das Selbstverständliche und Alltägliche zum Ausgangspunkt von Forschungen zu nehmen. Weitere Parallelen zu Tuchmanns Arbeit zeigen sich im geteilten methodologischen Verständnis, dass Themen und Felder immer durch klar definierte Bezüge und Leitfragen einzugrenzen sind.³⁷ Einigkeit besteht auch darin, dass den daraus resultierenden kleinräumigen und alltagsnahen Betrachtungen gleichwohl das Potential zugeschrieben werden kann, Rückschlüsse auf gesellschaftliche Strukturen zuzulassen. Auch das von Eggman als typisch für kulturanthropologisches Wissen herausgestellte Moment, Stereotype zu kontrastieren und zu dekonstruieren³⁸, ist Tuchmanns Theaterverständnis inhärent. Dies indiziert u. a. sein Anspruch, wonach Theater »die dominanten Erzählungen von Geschichte

³⁵ Vgl. Tuchmann, Kai: »Schön, dass Ihr da seid! Die Inszenierung einer Inszenierung«, in: R. Löneke/I. Spieker (Hg.), *Hort der Freiheit*, S. 186–190, hier S. 187.

³⁶ Vgl. dazu u. a. www.goethe.de/kue/the/reg/reg/hl/kro/deindex.htm#6619678 vom 18.3.2018.

³⁷ Vgl. K. Tuchmann: Schön, dass Ihr da seid, S. 186.

³⁸ Vgl. S. Eggmann: Volkskunde als Kulturwissenschaft, S. 163.

hinterfragen und herausfordern«³⁹ solle, worauf sich auch das Eingangszitat dieses Kapitels bezieht. Darüber hinaus fundiert Tuchmann seine Arbeitsweise dezidiert kulturtheoretisch, wie in seinen Ausführungen im Film u. a. durch Rekurse auf die *postcolonial studies* oder die Arbeit Emmanuel Levinas deutlich wird.⁴⁰ Schließlich kann auch ein spezifischer Modus der Präsentation, der zum einen nah am Erlebbaren bleibt, zum anderen Elemente des »Bricolagehaft[n]«⁴¹ beinhaltet, als geteilter Wissensbestand angesehen werden. Dabei dürften es vornehmlich die Annäherungen zwischen Wissenschaft und Kunst, die seit der Krise der Repräsentation »systematisch reflektiert und elaboriert«⁴² werden, wie Judith Laister und Michael Hieslmaier herausgestellt haben, gewesen sein, die zu einer wechselseitigen Rezeption von Ansätzen und Diskursen geführt haben. Wenn Erika Fischer-Lichte in theatralen Aufführungen eine *transitorische* Interaktion zwischen Darstellenden und Zuschauenden sieht, die der Prozess des Aufführens hervorbringt⁴³, dürften angesichts unzähliger fachimmanenter Kritiken an den tradierten autoritativen und Kultur oft *festschreibenden* Vermittlungsformen performative Praxen unter Kulturanthropologinnen und -anthropologen eigentlich keine großen Befangenheiten mehr auslösen.⁴⁴ Vor diesem Hintergrund ist zu konstatieren, dass zwischen der Kulturanthropologie, dem Theater im Allgemeinen sowie dem Dokumentartheateransatz Tuchmanns im Speziellen eine erhebliche Schnittmenge formal geteilter Wissensbestände existiert, die dem Kooperationsprojekt ein stabiles Fundament hätte geben können.

39 K. Tuchmann: Schön, dass Ihr da seid, S. 187.

40 Vgl. u. a. SCHLEUDERTRAUMA, 01:09:40.

41 W. Kaschuba: Volkskundliche Wissenschaftskultur, S. 117.

42 Laister, Judith/Hieslmaier, Michael: »Relationale Ethnografie. Feldbeziehungen zwischen Kunst, Architektur und Ethnologie«, in: S. Hess/J. Moser/M. Schwertl, Europäisch-ethnologisches Forschen, S. 151–174, hier S. 169.

43 Vgl. Fischer-Lichte, Erika: Ästhetik des Performativen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004, S. 49, 47 u. 56.

44 Vgl. u. a. Laister, Judith: »Andere Bilder. Im Dienste ethnographischer Repräsentationskritik«, in: Berliner Blätter 46 (2008), S. 20–30.

Abbildung 2: Geteilte Vorstellung von Wissen: Studierende, Dozierende und Ensemblemitglieder bei der gemeinsamen Erarbeitung der Stückfassung.



Unterschiedliche Praxen der Wissensgenese

»Macht man aber als Wissenschaftler nicht das gleiche, wenn man mit empirischem Material, mit Sekundärliteratur, mit Theorien arbeitet und sich überall Sachen rauspickt, neu zusammenstellt und kürzt? Ist das nicht so, wie der Regisseur seines eigenen Textes zu sein?«⁴⁵

Die Antwort auf diese Frage, die wir einem studentischen Projektteilnehmer gestellt haben, um mit ihm über die Nähe von Theater und Universität zu sprechen, zeigt an, dass es weniger Differenzen auf der epistemischen Ebene waren, die im Zuge der Kollaboration zu Konflikten geführt haben:

»Ich würde mich nicht Regisseur nennen [...]. Ich habe niemanden, den ich [...] befehligen muss, wie was gespielt werden muss. Ich habe auch keinen Ton, der unterlegt ist, ich habe kein Publikum [...] das mir zu-

45 SCHLEUDERTRAUMA, 00:15:57.

klatscht bei einer Premiere. Deswegen glaube ich, dass da auch ein anderer Druck drauf ist.«⁴⁶

Die Antwort verdeutlicht, dass es die spezifischen sozialen Bedingungen, in denen sich Wissen materiell, räumlich, vor allem aber performativ sowie prozessual formatiert und schließlich ausdrückt, waren, die in der Zusammenarbeit von Universität und Theater Potential zur Auseinandersetzung boten. In diesem Kontext spielen Institutionen und die Art und Weise, wie sie Praxis habitualisieren, eine besondere Rolle. Um diesen Deutungshorizont auch im Film aufzuspannen, beginnt dessen zweite Hälfte, in der es zu einer Verhärtung zwischen den Parteien kam, mit der Einblendung eines Zitats von Peter L. Berger und Thomas Luckmann: »Durch die bloße Tatsache ihres Vorhandenseins halten Institutionen menschliches Verhalten unter Kontrolle. Sie stellen Verhaltensmuster auf, welche es in eine Richtung lenken, ohne ›Rücksicht‹ auf die Richtungen, die theoretisch möglich wären.«⁴⁷ Der Film möchte hiermit verdeutlichen, dass Institutionen durch eingebüttetes Verhalten eine eigentlich ausreichend breite epistemische Basis geteilter Wissensbestände im Zuge ihrer praktischen Formatierung unterlaufen und kollaboratives Arbeiten damit erschweren können.

»Ich will sie [die kritische Meinung der Studierenden zur Vorpremiere des Stücks im Grenzdurchgangslager Friedland] gerne hören, ich habe nur keine Zeit. Ich habe jetzt gerade keine Zeit, das ist mein Problem! Das ist der Ablauf. Das meine ich auch mit Schutz, das ist nicht poetisch gemeint, aber es gibt halt Berufe und Gewerke, die nur jetzt da sind!«⁴⁸

46 SCHLEUDERTRAUMA, 00:16:18.

47 Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: Zur gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997, S. 58; im Film als Zitat eingeblendet bei 00:37:54.

48 SCHLEUDERTRAUMA, 00:46:50.

Dass und wie vergleichbare Episteme in differierenden institutionellen Ummantelungen unterschiedliche Praxisformen nach sich ziehen, kristallisierte sich im Zuge des Projekts u. a. an auseinanderdriften den Arbeitsroutinen heraus. Alexa Färber hat deutlich gemacht, dass sich ethnografische Praxis durch das Ethos auszeichnet, Zeit – am besten jederzeit – verdichten und alle Arbeiten auf ein ganzheitliches ethnografisches Selbst konzentrieren zu können.⁴⁹ Dem Primat der selbständigen Forscherin steht ein im Theater aufeinander stark abgestimmtes Arbeiten der Vielen gegenüber. Vor allem nach der Aufführung des Stücks in Friedland wurde eine Kollision dieser beiden gegenläufigen Routinen sichtbar.

Eine Woche vor der Premiere wurde das noch in Bearbeitung befindliche Stück im Grenzdurchgangslager gezeigt. Dies entsprach vor allem dem Wunsch der universitären Projektbeteiligten, der Friedländer Bevölkerung sowie den im Lager Wohnenden, bei denen es sich zu diesem Zeitpunkt um russische Spätaussiedler/-innen, vor allem aber um Asylsuchende aus den politischen Krisenregionen des Nahen und Mittleren Ostens handelte, einen Einblick in ihre Arbeit zu gewähren. Als Spielstätte wurde der Speisesaal des Lagers gewählt, der den Regisseur nach eigenen Worten dazu anregte, eine »soziale Skulptur«⁵⁰ und einen Raum der »Unverfügbarkeit«⁵¹ zu schaffen. Inmitten vieler langer Tischreihen, an denen die Zuschauenden saßen, spannte er ein Konversations-Trapez auf. An dessen Eckpunkten waren vier Schauspieler/-innen platziert und führten einen oft schnell rotierenden Wortwechsel.

⁴⁹ Vgl. Färber, Alexa: »Das unternehmerische ethnografische Selbst. Aspekte der Intensivierung von Arbeit im ethnologisch-ethnografischen Feldforschungsparadigma«, in: I. Dietzsch/W. Kaschuba/L. Scholze-Irrlitz, Horizonte ethnografischen Wissens, S. 178–202, hier S. 201.

⁵⁰ SCHLEUDERTRAUMA, 00:37:33.

⁵¹ Ebd., 00:37:40.

Abbildung 3: Irritation: Die Schauspielerin Linda Elsner (vorne) und der Schauspieler Karsten Zinser (hinten) während der Vorpremiere in Friedland.



In mehreren kurzen Einschüben fanden zudem kurze Gespräche mit den Zuschauenden statt. Zudem war für die Mitte des Stücks vorgesehen, dass diejenigen Gäste, die in zusätzlich bereitgestellten Stuhlrängen weiter hinten im Saal saßen, ihre Plätze mit den an den Tischen Sitzenden tauschen sollten. Die Aufführung in Friedland markierte eine Zäsur in der gemeinsamen Arbeit. Ihre Länge von über drei Stunden und ihre theatrale Ästhetik, die sowohl seitens der Studierenden und Lehrenden als auch seitens der Leitung des JT als unkonventionell empfunden wurde, riefen unter den universitären Projektbeteiligten Kritik hervor. Zu Unmut führte aber vor allem, dass die meisten der anwesenden Lagerbewohner/-innen der Aufführung nicht folgen konnten. Dies gründete zum einen auf einem Sprachproblem, da kaum eine Person unter den großteils syrischen Geflüchteten Deutsch verstand. Zum anderen wurden Befürchtungen laut, einige der Bewohner/-innen hätten den Inszenierungscharakter der Situation nicht erkennen können. Es stand sogar die Sorge im Raum, die Geflüchteten hätten die Aufführung als eine Form der Anhörung und damit als Teil ihres Asylverfahrens missinterpretiert. Ob dies den Tatsachen entspricht, darüber gehen die Meinungen unter den Projektbeteiligten

auseinander. Unumstritten aber ist, dass die Aufführung unter den Geflüchteten Irritationen hervorrief. Diese entluden sich u. a. in Gesprächen und anderen Formen der Zerstreuung, die von einigen anderen Besuchenden als Störung empfunden wurden. Zum sonischen Erlebnisraum trugen auch zwei Dolmetscher bei, die für den Abend eigens engagiert waren, um im Flüstermodus wenigstens einen kleinen Teil der Anwesenden ins Bild setzen zu können. Doch auch sie vermochten dieses multiple Übersetzungsproblem allenfalls in Ansätzen zu lösen.

Diese Situation, die von einigen der universitären Projektbeteiligten als eine Form des Zur-Schau-Stellens der anwesenden Geflüchteten empfunden wurde, veranlasste sie, wenige Tage später das Gespräch mit dem Regisseur zu suchen. Im Film ist zu sehen, wie drei Studierende und eine der beiden Dozentinnen im Theater mit Tuchmann sprechen, während im Hintergrund am Bühnenbild und an der Beleuchtung gearbeitet wird. Als die Studierenden dafür eintraten, den für den Abend vorgesehenen Probendurchlauf abzusagen, solange nicht die Vorpremiere in Friedland mit all ihren kritischen Punkten diskutiert und daraus für die Stückfassung betreffende Konsequenzen gezogen wären, verteidigte der Regisseur den vorgesehenen Ablaufplan. Zum einen verwies er darauf, dass er in dieser Situation keine Zeit für Gespräche habe, da er den anderen Gewerken für Fragen und Abstimmungen zur Verfügung stehen müsse. Auch wenn es im Film nicht expliziert wird, ging es ihm zum anderen sicherlich auch darum, deswegen an der abendlichen Probe festzuhalten, weil in ihr nicht nur der Inhalt der Stückfassung, sondern auch deren Beleuchtungskonzept, die vorgesehene Videoeinspielung sowie das Bühnenbild gesichtet werden sollten. Trotz der Vermittlungsversuche einer der beiden Dozierenden prallten in dieser ohnehin angespannten Situation zwei unterschiedliche Arbeitsweisen aufeinander, was in der Erwiderung eines Studierenden gipfelte, der dem Regisseur auch nach mehrfachen Versuchen, für seine Situation Verständnis aufzubringen, entgegnete: »Mein Hauptanliegen, weswegen ich auch hier bin, ist, sich jetzt zu-

sammenzusetzen.«⁵² Diese strikte Haltung resultierte auch aus einer eingübten Wissenspraxis. Abgesehen davon, dass sich die Zeiträume, in denen Wissen entsteht und verarbeitet wird, hinsichtlich ihrer Ausdehnung in Wissenschaft und Theater grundsätzlich unterscheiden, differiert auch das Arbeitsethos: Wer, wie in ethnografischen Zusammenhängen üblich, selbstständig arbeitet, kann auch den Rhythmus dieser Arbeit in weiten Teilen bestimmen. Diese Freiheit hat zudem eine heuristische Funktion, die methodologisch begründet ist. Darauf zeichnet sich ethnografische Arbeit sowohl hinsichtlich des hermeneutischen Verstehensprozesses als auch der zeitlichen Strukturierung dieser Wissensgenese⁵³ oft durch zirkuläre Bewegungen aus. Auf diese Charakteristika rekurriert auch die Aussage eines anderen Studenten, indem er in der filmischen Sequenz, in der es um genau diese verschiedenen Arbeitsweisen geht, das Moment der Reversibilität, das eng mit den vorgenannten Aspekten verknüpft ist, ins Feld führt: »Das [klar definierte Ziel] kann sich halt während des Forschungsprojekts entwickeln. Das heißt, ich kann versuchen, eine Linie in meiner Forschung drin zu haben, aber sie muss so aufgestellt sein, dass sie sich jederzeit verändern kann.«⁵⁴ Anders am Theater: »Beim Theater gibt es diese vier Wochen und in den vier Wochen hat man Zeit, Einfluss zu nehmen und künstlerisch zu gestalten und [...] zuzupacken und zu handeln.«⁵⁵ Schroeder beschreibt damit im Film in durchaus zugesetzter Form den für Theater, in denen während des laufenden Aufführungsbetriebs oft parallel an unterschiedlichen Produktionen gearbeitet wird, gängigen Arbeitsrhythmus. Dieser zeichnet sich durch ein hohes Arbeitsaufkommen sowie die Koordination der Aufgaben vieler Beteiligter aus. Zudem verdichtet er sich zum Premierentermin

52 SCHLEUDERTRAUMA, 00:50:31.

53 Vgl. Welz, Gisela: »Die Pragmatik ethnografischer Temporalisierung. Neue Formen der Zeitorganisation in der Feldforschung«, in: S. Hess/J. Moser/M. Schwertl, Europäisch-ethnologisches Forschen, S. 39–54.

54 SCHLEUDERTRAUMA, 00:46:49.

55 Ebd., 00:46:28.

hin massiv. Vor dem Hintergrund dieser Differenzerfahrung sind die Erinnerungen Tuchmanns an diese Phase der gemeinsamen Arbeit zu verstehen: »Ich kam mir vor wie in einem schlechten Film: Du kommst einen Tag später wieder auf die Probe und alles, was Du zusammen einen Tag vorher entschieden hast, wird wieder in Frage gestellt, du musst wieder von vorne anfangen.«⁵⁶

Was hier am Beispiel der Kollaboration zwischen einem universitären Institut und einem Theater deutlich wird, kann potentiell in jedem Lehrforschungsprojekt, das mit externen Partnern zusammenarbeitet, passieren. Gerade Lehrforschungsprojekte benötigen Zeit: Zeit, die im Vergleich zu Vorlesungen und Seminaren neue und dabei ungleich egalitärere Rollenverteilung von Lehrenden und Studierenden auszutarieren, Zeit, die Arbeit in studentischen Teams zu lernen, vor allem aber, um sich methodisch, theoretisch sowie konzeptuell auszuprobieren, eigene Wege innerhalb eines gesteckten Rahmens zu finden und um die Ergebnisse einer Forschungsarbeit termingerecht der Öffentlichkeit vorzustellen. All das verlangt Zeit. Während viele examinierte Kulturanthropologen/Kulturanthropologinnen ihr Handeln längst den Fristen von Drittmittelprojektanträgen und Publikationen untergeordnet haben, fordern Studierende mit Recht immer wieder die Freiheiten einer allein an der Forschung und nicht ihren Rahmenbedingungen ausgerichteten Terminierung ein. Was im universitären Alltag durch Klausurwiederholungen oder verlängerte Abgabefristen von Hausarbeiten leicht eingeräumt werden kann, führt im Rahmen von Lehrforschungsprojekten nicht selten zu Spannungen. Diese resultieren dann daraus, dass für die Veröffentlichung der Forschungsergebnisse Termine fixiert werden, die durch Werbemaßnahmen wie Plakate oder Ankündigungen in den Medien avisiert und durch die Einbindung weiterer Mitarbeitender oder Subunternehmer in ein derart festes Netz verwoben sind, dass sie nicht oder nur äußerst schwer verschoben werden können.

56 Ebd., 00:52:34.

Differente Hierarchien

»Es ist eine ganz klar hierarchische Struktur. Also es gibt letztendlich jemanden, der bestimmt und die Pyramide bildet sich meistens sowohl im Theater selbst ab, als auch in den einzelnen Produktionen.«⁵⁷

Abbildung 4: Hierarchische Arbeit der Vielen (v.l.n.r.): Regisseur, Intendant, Schauspielerin und Regieassistentin.



Was die Differenzen angesichts abweichender Zeitrhythmen im Zuge des Projekts zusätzlich vertiefte, sind die abweichenden Hierarchieverhältnisse wie sie in der Universität und im Theater herrschen. Während die Hierarchien zwischen Lehrenden und Studierenden gerade in Lehrforschungsprojekten häufig verflachen und als »freie Form der Macht, die unterschiedliche Handlungs- und Reaktionsoptionen«⁵⁸ erlaubt, in Erscheinung treten, zeigt sich im Theater ein gegenteiliges Bild, wie das Eingangszitat verdeutlicht. Dies wurde offensichtlich, als nach der Vorpremiere des Stücks in Friedland Intendant und

57 SCHLEUDERTRAUMA, 01:01:32.

58 Lemke, Thomas: »Max Weber, Norbert Elias und Michel Foucault über Macht und Subjektivierung«, in: Berliner Journal für Soziologie 1 (2001), S. 77–95, hier S. 89.

künstlerische Leitung in die Produktion eingriffen und den Regisseur wenige Tage vor der Premiere zur Seite stellten. Im Film erinnert sich Tobias Sosinka:

»Nach unserer Einschätzung, nach meiner und der von Nico Dietrich, ging es stellenweise nicht auf, weil wir bestimmte Sachen einfach nicht verstanden haben. Und wenn wir es schon nicht verstehen, die sich mit dem Stoff schon beschäftigt haben, wie soll ein Zuschauer da reinkommen. In der Knappeit der Zeit muss man dann manchmal etwas schneller vorangehen, als es eigentlich, wie soll ich sagen: künstlerisch gesund wäre. Dann müssen irgendwann mal so Entscheidungen getroffen werden, das geht dann irgendwie ein bisschen schneller: wir machen das bitte jetzt mal so.«⁵⁹

Diese Möglichkeit der Intervention ist der Institution Theater immanent, in der, verglichen mit Lehrforschungsprojekten, Herrschaftszustände viel unbeweglicher zu Tage treten. Sie zeigte sich im geschilderten Projekt zu genau dem Zeitpunkt, als seitens der Lehrenden und Studierenden dringender Redebedarf über die Stückfassung artikuliert wurde. Indem Intendanz und künstlerische Leitung den Regisseur, der ironischerweise eine ausgesprochen kollektive Arbeitsweise präferiert, indem er immer wieder versucht, alle Beteiligten in den Produktionsprozess einzubinden⁶⁰, zur Seite stellten und einen Schutzraum errichteten, zu dem die universitären Kooperationspartner – zumindest für einen gewissen Zeitraum – keinen Zugang hatten⁶¹, zeigt sich auch, dass die Dichotomie von Universität und Theater, die auch diesem Beitrag in weiten Teilen zugrunde liegt, streng genommen zu kurz greift. Denn spätestens an diesem Punkt wurde ersichtlich, dass das Projekt in seinem Verlauf eine ganze Reihe an Partikularinteressen ausdifferenziert hatte. Durch die hierarchiebedingte Möglichkeit, in einem

⁵⁹ SCHLEUDERTRAUMA, 01:05:50.

⁶⁰ Vgl. ebd., 00:13:00.

⁶¹ Vgl. ebd., 01:01:08.

institutionellen Reflex einen Schutzraum zu errichten, zeigte sich die Fragmentierung, wie der Regisseur im Film zusammenfassend feststellt:

»Zeitvernichtung, Denkvernichtung. Man fängt dann immer nur an, kurz Zeit zu investieren, kurz zu denken, wenn es ganz massiv wird. Im Vorfeld nicht und danach nicht. Das ist so ein Gesetz dieser Institutionen [...]. Das ist der Fehler. Also Kommunikation, klar, fehlte absolut. Also eine Selbstverständigung und eine Verständigung darüber, was jede der Parteien will. Das sind ja viele Parteien, auch innerhalb der Parteien gibt es Parteiungen. [...] Und da gäbe es ja viel zu kommunizieren. Aber man geht halt dieser Logik auf den Leim, zu sagen: neue Formen der Wissensvermittlung, das klingt ganz toll, machen wir mal ein Theaterstück und beim Machen fällt dann auf: Oh, das ist ja alles gar nicht so einfach und schön und erquicklich, wie es so klingt.«⁶²

Epilog

»Aber das ist halt wieder diese Schwierigkeit: Wie stellst du zwei Welten so dar, dass sie einerseits verschmelzen können, aber andererseits noch sichtbar werden – bleiben.«⁶³

Mit dieser Aussage zieht einer der studentischen Teilnehmer am Ende des Films SCHLEUDERTRAUMA Bilanz der über einjährigen Zusammenarbeit. Diese Worte machen nicht nur deutlich, dass und wie viel institutionelles Vorwissen in Kooperationen hineingetragen wird. Sie zeigen auch, wie es die Beurteilung derartiger Projekte beeinflusst. Der Interviewauszug beruft sich auf ein Paradigma, in dem die diskursive Situierung einer wissenschaftlichen Aussage in intra- und intertextuelle Beziehungen ebenso große Bedeutung hat, wie deren

62 Ebd., 01:00:07.

63 Ebd., 01:14:51.

Abbildung 5: Verschmelzen und sichtbar bleiben: das Ensemble des JT mit Studierenden sowie Dozierenden beim Schlussapplaus der Premiere.



konsequente Offenlegung durch explizite Verweise. Diese Vorstellung von Wissenschaftlichkeit ist stark durch schriftliche Formate geprägt, in denen Fußnoten und Anmerkungsapparate deutliche Zeichen der Transparenz darstellen, wie Michael Cahn ausgeführt hat.⁶⁴ Sie waren es, die von dem Projektteilnehmer als Messlatte des Gelingens einer kooperativen Arbeit angelegt wurden, obgleich Ausstellungen, Radio-features oder eben Theaterstücke die Vormachtstellung gerade jener vorgenannten Texte unterlaufen wollen. Die speziell in der Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie auf eine lange Geschichte zurückblickenden und auf Evokation, Experiment oder Performanz zugeschnittenen Formen der Wissensvermittlung, denen auch das Theater, allen voran der Regisseur Kai Tuchmann folgt, gerieten in der Beurteilung der Kooperation ins Hintertreffen. Der damit gleichbedeutende Rück(be)zug auf gewohntes Terrain, war dabei übrigens nicht nur sei-

64 Cahn, Michael: »Die Rhetorik der Wissenschaft im Medium der Typographie. Zum Beispiel der Fußnote«, in: Hans-Jörg Rheinberger/Michael Hagner/Bettina Wahrig-Schmidt (Hg.), *Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur.* Berlin: Akademie Verlag 1997, S. 91–110, hier S. 96–97.

tens einiger universitärer Projektteilnehmenden zu beobachten. Auch die Theaterleitung wirkte dem betont nüchternen, textbasierten und collagehaften Stil des Regisseurs nach dessen Entmachtung entgegen, indem sie das Stück mithilfe tradierter Inszenierungsmethoden überarbeitete. Tuchmann erinnert sich: »Und dann mussten die Scheinwerfer rein, die mussten mehr spielen, Übergänge mussten her, halt dieses Einmaleins des kleinen Regiehandwerks.«⁶⁵ Wenn sich im Angesicht des Anderen das Bewusstsein für die eigene Identität schärft, kann daraus leicht ein Paradoxon resultieren. Dabei kann es ausgerechnet die offene Bereitschaft, sich neuen Wissensformaten zuzuwenden, sein, die zur Folge hat, dass sich im Laufe eines Kooperationsprojekts, das neue Formen umsetzen will, Positionen herausbilden, die viel be- harrender sind, als es die aktuellen Diskurse um die Verschränkung von Wissenschaft und Kunst eigentlich gebieten.

65 SCHLEUDERTRAUMA, 01:03:45.

Ein Studiengang als transdisziplinäres Projekt

Zusammenarbeiten in der Lehre: Master of Arts in Transdisziplinarität (Zürcher Hochschule der Künste)

Irene Vögeli und Patrick Müller

Transdisziplinarität kann nicht alleine gemacht werden. Im Kontext einer Hochschule der Künste, aus dem wir im folgenden Beitrag ein Studienangebot präsentieren, stellen kollaborative Arbeitsweisen eine besondere Herausforderung dar. Dies hat einerseits mit dem Vorherrschenden solistischer Autorschaftskonzeptionen zu tun, insbesondere in den sich auch autorschaftlich verstehenden visuellen Künsten oder der Musik (Komposition), des Theaters, des Filmes (Regie) oder des Tanzes (Choreografie), andererseits mit der Tatsache, dass Zusammenarbeit, wo sie unabdingbar ist, oft von traditionell vorgegebenen und kaum hinterfragten (oder hinterfragbaren) Hierarchien geprägt ist, man denke etwa an das Sinfonieorchester oder das Stadttheater. Im *Master of Arts in Transdisziplinarität* an der *Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK)* hingegen werden Formen von Kooperation und Kollaboration ursächlich thematisiert und situativ entwickelt. Im Folgenden erläutern wir nach dem Entstehungskontext des Masterstudienganges seine inhaltlichen und praktischen Schwerpunkte. Im Zentrum des Textes stehen jedoch exemplarische Masterarbeiten, die einen konkretisierenden Einblick in Themen und Formate vermitteln, wie sie im Studiengang bearbeitet werden. Ein Exkurs beschreibt zudem den Versuch einer Rekontextualisierung der im Studiengang entwickelten Modelle in einem stark international geprägten Umfeld. Chancen und Schwierigkeiten der Zusammenarbeit kommen dabei im Rahmen eines Studienganges zur Sprache, der sich selbst als transdisziplinäres Projekt versteht.

Zum Kontext der Gründung des Studiengangs

Die *Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK)* entstand 2007 aus der Zusammenführung der bereits bestehenden *Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich* und der *Hochschule Musik und Theater Zürich*. Einige Jahre zuvor hatte die Schweizer Bildungspolitik zudem beschlossen, das Bachelor-Master-System auf Hochschulstufe schweizweit einzuführen, und im Jahr nach der Gründung der *ZHdK* begannen auch die ersten Master-Studiengänge. Der Zusammenschluss von zwei Hochschulen aus den visuellen und den performativen Künsten bot die Möglichkeit, nicht-konsekutive Masterstudiengänge zu entwickeln, die das Potential einer fächerübergreifenden Lehre nutzen. In diesem institutionellen Umfeld entstand der *Master of Arts in Transdisziplinarität*, der nunmehr auf eine rund zehnjährige Geschichte zurückblicken kann.

Den anderen und gewiss gewichtigeren Anlass für die Einführung eines neuen Studienangebotes boten allerdings verbreitete Entwicklungen innerhalb der Künste sowie zwischen Kunst und anderen gesellschaftlichen Bereichen. Im Kulturbetrieb beispielsweise gibt es kaum mehr spartenreine Festivals; im Konzert der zeitgenössischen Künste ist die Entscheidung für die Wahl unterschiedlicher Medien und Ausdrucksformen – Klang, Bild, Film, Performance etc. – nur noch teilweise von den klassischen Kunstgenres abhängig, ihre Demarkationslinien verfransen zusehends. Künstlerische Strategien und ästhetische Taktiken – also die Ausbildungsinhalte einer Kunst- und Gestaltungshochschule – haben Eingang auch in andere Felder des gesellschaftlichen Lebens gefunden und zu einer Entgrenzung der Kunst geführt.¹ Zu nennen wären etwa Prozesse der Stadtplanung, in welchen künstlerische Vorgehensweisen strategisch eingesetzt werden und Künstler/-innen sich maßgeblich in entsprechenden Teams en-

¹ Eine konzise Darstellung der Begriffe Verfransung, Entgrenzung, Kunst und Künste findet sich bei Wellmer, Albrecht: »Die Verfransung der Künste und die Entgrenzung der Kunst«, in: Hiekel, Jörn Peter (Hg.), Neue Musik und Andere Künste, Mainz: Schott 2010, S. 31–50.

gagieren. Schließlich zeigt ein an Kunsthochschulen prominent diskutierter Begriff wie derjenige der »künstlerischen Forschung« – so unscharf, diskutabel und oft rein strategisch eingesetzt der *umbrella term* auch sein mag –, dass die Produktions- und Distributionsformen von Wissen als eine der wichtigsten Ressourcen in einer so genannten Wissensgesellschaft einem Veränderungsprozess unterworfen sind. Zur Debatte steht, welche spezifischen Wissens- und Erkenntnisformen in den Künsten generiert werden, ob sie an klassische Epistemologien anzuschließen in der Lage sind und inwiefern sich diskursive und ästhetische Verfahrensweisen komplementär und nicht ausschließlich zueinander verhalten.

Curriculare Setzungen und inhaltliche Schwerpunkte

Nun wird ein Studiengang kaum in der Lage sein, Fähigkeiten in einer Breite auszubilden, die aus der Beobachtung solcher Entwicklungen abzuleiten wären. In der Frühphase der Studiengangskonzeption sprachen wir von der Notwendigkeit einer Analysekompetenz, mit der Arbeitsteilungen und Verfahren befragt werden und Fragestellungen eingegrenzt und einer Bearbeitung zugeführt werden können; von einer Übertragungskompetenz, welche die Fähigkeit einschließt, Diskurse involvierter Disziplinen fachlich, inhaltlich und sprachlich einordnen zu können und miteinander ins Gespräch zu bringen; schließlich von einer Praxiskompetenz, die eine Positionierung in entsprechenden Arbeitsfeldern möglich macht. Die Fähigkeit zur Zusammenarbeit ist in allen drei Kompetenzbereichen angelegt oder gefordert, sie hat aber auch Voraussetzungen, die sich in der Studiengangsentwicklung in zwei Grundentscheidungen widerspiegeln: Zum einen bedeutet die Ansiedlung auf Masterstufe, dass eine gewisse Sicherheit und Erfahrung in einer bestimmten Disziplin eine Grundbedingung bildet, über diese – im Wortsinne des »trans« – hinausgehen zu können. Viele der Studierenden kommen nicht direkt nach einem Bachelor-Abschluss in den Masterstudiengang, sondern nach einigen Jahren Be-

rufserfahrung, in denen sich Anliegen, die in einem Studium vertieft bearbeitet werden können oder wollen, erst gebildet haben. Formale Voraussetzung für den Eintritt in das Studium ist ein Bachelor-Abschluss – manche bringen auch bereits einen ersten Master-Abschluss mit. Eine kleine Mehrheit der Studierenden stammt dabei aus künstlerischen oder gestalterischen Ausbildungen, rund ein Drittel aus kunstnahen universitären Studiengängen wie Kulturwissenschaften oder Kunstgeschichte, der Rest aus anderen Disziplinen und Berufen mit dem Anliegen, an ästhetische Strategien anzuschließen.

Zum anderen sind wir überzeugt davon, dass Transdisziplinarität keine neue Disziplin werden soll, anders gesagt: dass Anliegen, Vorhaben, Projekte oder auch Konzeptualisierungen immer spezifisch sind und zu individuellen Konfigurationen führen bzw. von solchen ausgehen müssen. Konkret heißt dies, dass im Studiengang kein feststehender Kanon der Transdisziplinarität vermittelt wird, sondern dass sich das Curriculum nach den Bedürfnissen der Studierenden und den Erfordernissen ihrer Projekte sowie aufgrund der Interessen der Lehrenden immer wieder neu und anders zusammensetzt.

Zentrum des Studiums bildet das Mastervorhaben, in dem die Studierenden in oft kollaborativen Zusammenhängen ihre Anliegen entwickeln und bearbeiten; sie werden dabei von Mentoren/Mentinnen inner- oder außerhalb der ZHdK unterstützt, für deren Wahl sie auch selbst Verantwortung übernehmen; darüber hinaus können sie Angebote von anderen Studiengängen der ZHdK wählen, die mit ihren Vorhaben in Verbindung stehen. Abgesehen von wenigen, sich über die Jahre wiederholenden Kursen, die zumal den Beginn und den Abschluss des Studiums betreffen, entwickelt das Kernteam der Lehrenden das curriculare Angebot jedes Semester neu und in einem intensiven Austausch. Dieses besteht aus wöchentlichen, bisweilen theoretisch, bisweilen praktisch orientierten Seminaren sowie aus Projektwochen und Workshops, jeweils gemäß den Themen, die unter den Studierenden und Lehrenden kursieren. Der Einbezug von Gästen sowie der Grundsatz des Team-Teachings gehört zu den zentralen Elementen und soll auch den Lehrenden wie dem Studiengang insgesamt

vor Augen führen, dass in nicht-disziplinären Settings Orientierung und Verständigung immer wieder neu verhandelt werden müssen.

Eine Herausforderung für den Studiengang ist es, dass »Transdisziplinarität« keine inhaltliche Bestimmung ist, sondern vielmehr ein Arbeits- oder Forschungsprinzip, das in unterschiedlichen Kontexten und mit verschiedenen Verfahren zur Anwendung kommen kann. Es überrascht daher nicht, dass die Anliegen, die die Studierenden zum Studium geführt haben, äußerst vielfältig sind. Dennoch haben sich in den letzten Jahren einige wiederkehrende Motive feststellen lassen, aus denen inhaltliche Schwerpunkte abgeleitet werden können. Trotz oder gerade wegen der konstatierten Verfransungs- und Entgrenzungstendenzen in den Künsten und anderswo empfinden viele Bewerber/-innen die Grenzen ihrer eigenen Sparte als eng, ihre Konventionen und Traditionen nach wie vor als zu starr, ihre Themen und Verfahrensweisen als allzu eingeschränkt. Am Anfang des Studiums steht daher oft die formulierte Kritik an Aspekten der eigenen Disziplin, während Vorstellungen für mögliche Veränderungen noch im Vagen bleiben. Für viele Studierende bieten der Studiengang und seine Aktivitäten einen Raum, in dem anfänglich noch wenig fokussierte, aber stark intrinsisch motivierte Anliegen und Begehren schrittweise einer Fragestellung oder einer Verfahrensweise zugeführt werden, die es überhaupt erst ermöglicht, jene produktiv bearbeiten zu können.

Zu den wiederkehrenden Motivationen der Studierenden mit künstlerischem Hintergrund gehört der Wunsch, die »Black Box« des Theaters oder des Konzertsaales oder den ›White Cube‹ der visuellen Künste zu verlassen oder zumindest zu überschreiten. Die Grenzen zwischen den Disziplinen materialisieren sich nicht zuletzt in institutionell definierten Räumen, die wenig Spielraum für andere Rollenverteilungen bieten und deren Publikum oft als homogen wahrgenommen wird. Ein erster inhaltlicher Schwerpunkt des Studiengangs befasst sich daher mit der Frage, wie andere Orte angeeignet und neue Öffentlichkeiten hergestellt werden können. Wer die angestammten Räume und ihr Publikum verlässt, gerät nicht selten in den Stadtraum, den öffentlichen Raum; dieser erscheint als ein Ort, in dem ästheti-

sche Strategien unter anderen Bedingungen erprobt werden können, in dem sich aber gleichzeitig forciert die Frage nach der Rolle von Künstlerinnen und Künstlern stellt, die dort aktiv werden wollen.

Viele Studierende mit künstlerischem Hintergrund formulieren außerdem dezidiert das Bedürfnis nach theoretischer Auseinandersetzung mit aktuellen, gesellschaftlich relevanten Themen, die sie in ihren Arbeiten thematisieren wollen. Die Frage nach möglichen Verbindungen von Theoriearbeit und künstlerischer Praxis, die auch Studierende mit universitären Abschlüssen beschäftigt, schließt an Diskurse über sich verändernde Produktions- und Distributionsformen von Wissen sowie an solche über Erkenntnisweisen in den Künsten und anderen Disziplinen an. Die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Wissensformen und Denkweisen bildet einen zweiten Schwerpunkt des Studiums.

Ein dritter Schwerpunkt schließlich beschäftigt sich mit Konzepten und Figuren des »Dazwischen«. Wer transdisziplinär arbeitet, verschiebt künstlerische und gestalterische Verfahren, Techniken und Formate, Medien und Sprechweisen oder Begriffe in andere Kontexte, wo sie (neu) verhandelt, auf ihre Übertragbarkeit hin befragt, modifiziert und anders positioniert werden müssen. In den Blick genommen werden Konstellationen, die sich zwischen disziplinären, fachlichen, medialen oder kulturell geprägten Paradigmen und Denkformen bilden, solche zur Verhandlung bringen oder zwischen ihnen vermitteln.

In den Schwerpunkten kommt nicht zuletzt ein verändertes Verständnis von Kunst zum Ausdruck: Sie orientiert sich nicht mehr primär an einem modernen Autonomie-Verständnis, sondern schaltet sich mit ihren Praktiken und Produktionen in ethische, soziale, ökonomische, epistemologische oder politische Weltverhältnisse in einer kulturell globalisierten Welt ein. Zur Debatte steht damit immer auch, welche – nicht substituierbaren – ästhetischen und künstlerischen Verfahren und Strategien sowohl im Zusammenschluss mit als auch als Komplement zu anderen disziplinären Zugangsweisen einen substantiellen Beitrag zu aktuellen Problem- und Fragestellungen leisten können.

Motivation, Reflexion, Produktion

Auch wenn wir keinen Transdisziplinaritäts-Kanon vermitteln, stellen wir doch Kriterien bereit, an welchen sich die Mastervorhaben orientieren müssen. Dabei sollen sie nicht normativ verwendet werden, sondern zum Ziel haben, Gespräche mit Studierenden verbindlich zu lenken und entsprechende Perspektiven einzufordern.

In den ersten Jahren arbeiteten wir mit Kriterien, die sich stark an eine aus der Wissenschaftstheorie stammende Definition von Transdisziplinarität anlehnten.² Die Projekte der Studierenden sollten bezüglich ihrer (1) *Interdisziplinarität*, der Begegnung verschiedener Disziplinen auf (2) *Augenhöhe*, der (3) Ausrichtung auf neue Methoden, Verfahren oder Formate als ein *Drittes* sowie (4) durch ihre Verortung in der so genannten *Lebenswelt* positioniert werden können. Verlangt wurde die Formulierung eines Problems oder einer Fragestellung, deren Bearbeitung notwendig (1) die Beteiligung mehrerer Disziplinen erfordert. Diese sollen sich (2) gleichrangig begegnen, ihre konventionell vorgegebene Strukturen – Hierarchien, Arbeitsteilungen, Verfahren – kritisch befragen und so zueinander in ein Verhältnis gebracht werden, dass eine produktive Reibung zwischen den unterschiedlichen Denk-, Erkenntnis- und Darstellungsweisen der Beteiligten zu (3) neuen Betrachtungsweisen des Problems und seiner Bearbeitung führt. Die Problemstellung schließlich sollte (4) von gesellschaftlicher Relevanz sein und das Projekt Akteure aus der entsprechenden alltäglichen Lebenspraxis nach Möglichkeit involvieren.

Für die Entwicklung des Studiengangs und dessen Konsolidierung erwiesen sich die Kriterien durchaus als fruchtbar. Sie setzten Diskussionen auf einer Metaebene in Gang, die zur Klärung seiner Position innerhalb der Kunsthochschule, aber auch im Diskurs um Transdisziplinarität beitrugen. Indem die Studierenden der ersten Jahrgänge

² Maßgebend waren insbesondere die begriffliche Ordnung von Transdisziplinaritätskonzepten gemäß Pohl, Christian/Hirsch Hadorn, Gertrude: Gestaltungsprinzipien für die transdisziplinäre Forschung, München: Oekom-Verlag 2006.

die aus den Wissenschaften übernommene Definition von Transdisziplinarität immer wieder kritisch befragten, leisteten sie – notgedrungen – einen wesentlichen Beitrag zur Weiterentwicklung des Masterprogramms. Verhandelt wurde etwa, inwiefern von den Künsten als einer Disziplin oder von Kunstsparten als unterschiedlichen Disziplinen überhaupt gesprochen werden kann und ob die Zusammenarbeit verschiedener Kunstsparten das Interdisziplinaritätskriterium bereits erfüllen könne. Auch der Anspruch, die Mastervorhaben an »Problemen« oder »Forschungsfragen« auszurichten, gab Anlass zu Fragen und zu Kritik: Sind künstlerische Prozesse tatsächlich von explizierbaren Fragestellungen motiviert und geleitet? Kann die künstlerische Auseinandersetzung mit einer – mitunter unbestritten gesellschaftlich relevanten – Thematik als »Lösung«, als »Antwort« oder auch nur als Erkenntniszuwachs im entsprechenden Feld verstanden werden? Um welchen Begriff von Erkenntnis müsste es sich dabei handeln? Und mit welchen Verlusten an ästhetischer und poetischer Qualität muss gerechnet werden, wenn sich die Künste in die Ordnung wissenschaftlicher Forschungs- und Gestaltungslogiken einschreiben? Die Widerstände gegen die Anforderungen ließen zwar immer wieder verinnerlichte Selbst- und Fremdbilder zutage treten und stießen mitunter ein Nachdenken über den Status und die Aktualität künstlerischer Autonomie, über den eigenen Habitus oder unterschiedliche Denkstile an, mündeten dann aber schnell in die – zuweilen reichlich verkrampten oder lediglich ironische, polemische oder rhetorische – Bemühung, die Masterarbeiten in das vorgegebene Kriterienraster einzupassen, oft ohne dabei habitualisierte Denk- und Verfahrensweisen zu reflektieren. Derweil trat in den Hintergrund, den Ansätzen zur Reflexion auf die eigene Disziplin oder das eigene Fach vertiefter nachzugehen und deren Verhältnis zu anderen fachlichen und disziplinären Paradigmen von dort aus auch in der Praxis zu erkunden.

Die Erkenntnis aus den ersten Jahren des Studiengangs war, dass die Anforderung an die Masterarbeiten, sie mit Fug und Recht »transdisziplinär« in einem wissenschaftstheoretischen Sinn zu nennen, nicht nur zu anspruchsvoll war, sondern auch zu wenig Rücksicht

nahm auf die Eigenheiten und den Eigensinn künstlerischen Tuns. Sichtbar wurde dabei, dass die Erwartung, einerseits für die Arbeit in transdisziplinären Konstellationen und kollaborativen Arbeitsformen qualifiziert zu sein, andererseits eine eigene künstlerische Autorschaft zu entwickeln und diese konsequent zu vertreten, oft dilemmatisch ist – und dies, so ist zu vermuten, nicht nur im Studium, sondern in transdisziplinären Vorhaben, in welche Künstler/-innen involviert sind, überhaupt. Die notwendige Voraussetzung für das Agieren in transdisziplinären Konstellationen – so unsere Folgerung – ist nicht nur eine eigenständige Haltung bezüglich des eigenen Fachs, sondern – und insbesondere – auch die ausgeprägte Bereitschaft und Fähigkeit zur Produktion disziplinärer Reflexivität. Arbeitsteilungen, Regelsysteme, Betrachtungs- und Vorgehensweisen zu erkennen und zu verändern, braucht Zeit – und Raum für Experimente.

Die Kriterien, mit denen wir nun seit einiger Zeit arbeiten, sind einerseits offener, andererseits deutlicher auf die genannte Reflexivität ausgerichtet. Die Studierenden müssen sich auf den Ebenen (1) *Motiv/Motivation*, (2) *Reflexion* und (3) *Produktion* positionieren und artikulieren. Die Arbeitsvorhaben können ihre (1) Motivation nicht nur aus einer Fragestellung beziehen, die innerhalb einer einzelnen Disziplin oder eines einzelnen Fachs nicht adäquat behandelt werden kann, sondern ihren Ausgang auch von einer kritischen Positionierung zu Aspekten der eigenen Herkunftsdisziplin nehmen oder von einem Motiv angestoßen sein, für dessen Bearbeitung die Grenzen des eigenen Fachs als zu eng erscheinen. (2) Reflexion bedeutet, die für die eigene Motivation relevanten Grenzen und Reichweiten fachlicher Kriterien, Diskurse, Wissensformen oder Verfahrensideale zu erkennen, zu befragen und sie für Akteure aus anderen Fachgebieten ins Gespräch zu bringen. Die (3) Produktion schließlich zeichnet sich aus durch die Bereitschaft zu Grenzüberschreitungen disziplinärer oder fachlicher Paradigmen, ihrer Gegenstände, Erkenntnisweisen oder Darstellungsmodi, ihrer institutionellen Rahmungen oder Öffentlichkeiten. Die Arbeiten gehen das Wagnis einer Veränderung, Erneuerung oder Erweiterung des eigenen Tätigkeits- oder Themenfeldes sowie der eigenen Denk- und

Arbeitsweisen ein, indem sie Medien und Formate der eigenen Motivation oder dem eigenen Motiv entsprechend konfigurieren.

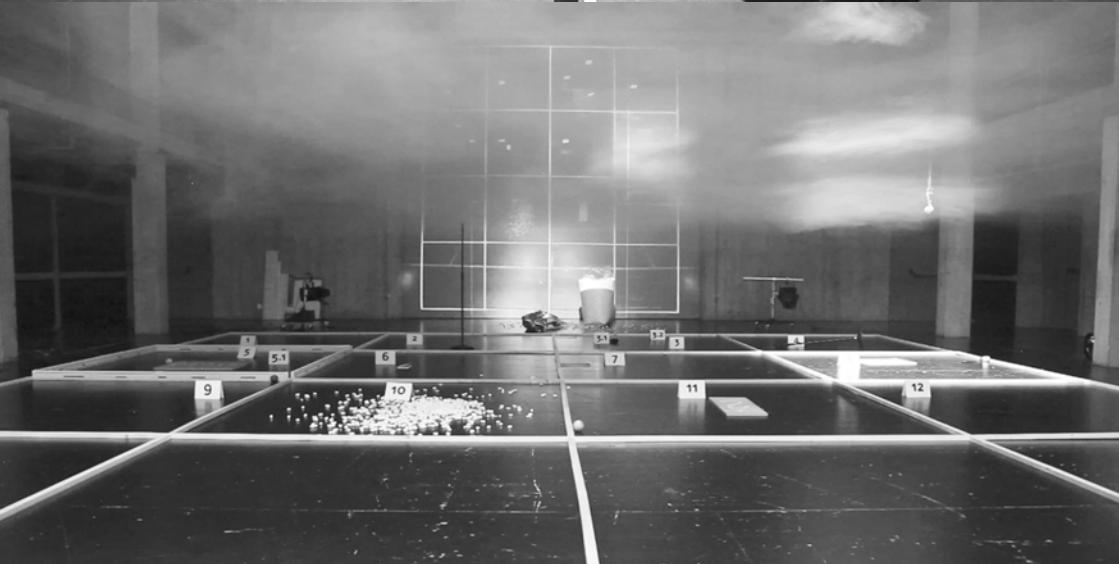
In transdisziplinären Projekten sind üblicherweise Vertreter/-innen unterschiedlicher Disziplinen beteiligt. Im ersten Durchlauf des Studiengangs hatten wir die Idee, die Studierenden in entsprechenden Lehrformaten dazu zu bringen, Projektvorhaben in Gruppen zu entwickeln und kooperativ angelegte Masterarbeiten in Teams auszuarbeiten. In der Praxis zeigte sich, dass die heterogenen Hintergründe, Motivationen, Erfahrungs- und Wissensstände zwar als äußerst anregend wahrgenommen werden und auch individuelle Interessen und Ziele modifizieren können. Als wenig produktiv erwies sich aber, Kooperationen auf Ebene der Masterabschlüsse zu verordnen. Wir versuchen nun, den Unterricht selbst als temporäre transdisziplinäre Versuchsanordnungen anzulegen und in Seminaren und Studiengangprojekten Wissens- und Diskursgrenzen produktiv zu überschreiten und unterschiedliche Formen des Zusammenarbeitens zu erproben. Dies geschieht auch immer wieder in Kooperationen mit anderen Studiengängen innerhalb und außerhalb der ZHdK, so etwa mit Studierenden und Lehrenden des *Instituts für Sozialanthropologie und Europäische Kulturwissenschaften* der Universität Zürich oder des Studiengangs *Urban Design* der *HafenCity Universität Hamburg*. In ihren Masterarbeiten agieren die Studierenden aber – auch wenn Kommilitonen/Kommilitoninnen oder externe Beteiligte involviert sind – in der Regel als projektverantwortliche Einzelautoren/Einzelautorinnen. Dennoch bildet eine durch ein Seminar oder ein Kooperationsprojekt angestoßene Fragestellung, die häufig in eine Befragung des eigenen Fachs, seiner Bedingtheiten sowie das Erproben möglicher Erweiterungen mündet, oft deren Ausgangspunkt. Vermutlich wird – paradoxerweise – nirgendwo an der ZHdK so viel über die eigene Disziplin, über Differenzen zwischen Kunstsparten oder die Inkommensurabilität unterschiedlicher disziplinärer Paradigmen gesprochen und nachgedacht wie im *Master Transdisziplinarität*. Einige ausgewählte Masterarbeiten, die in der Folge beschrieben werden, mögen dies veranschaulichen.

Patrick Gusset: »Die Regenwürmer und der Mythos (inkl. Apfel)«

Während des Studiums fokussierte der Schauspieler und Regisseur Patrick Gusset auf die Frage, welche Arten des Wissens im Theater zum Tragen kommen, generiert und vermittelt werden, und in welchem Verhältnis diese zu anderen Wissensformen stehen. Entstanden ist eine gut einstündige, als künstlerische Forschung verstandene Performance, in welcher er diesen Fragen nachgeht. Kernstück des Bühnenstücks, das auf der großen Bühne des ZHdK-eigenen *Theaters der Künste* zur Aufführung kam, ist ein »Pedokomparator«. Patrick Gusset übernimmt aus einem Text des Wissenschaftssoziologen Bruno Latour³, in welchem die Arbeit von Wissenschaftlern/Wissenschaftlerinnen im Amazonasgebiet beobachtet wird, dieses Instrument der Bodenkunde: ein einfacher Holzkasten mit verschiedenen Fächern, in welchem Bodenproben gesammelt, vergleichbar und transportfähig gemacht werden. In Gusssets Stück dient der Komparator – hier in Form von Holzplatten, die während der Performance zu zwölf quadratischen Feldern ausgelegt werden und bald den gesamten Bühnenraum strukturieren – zur Erkundung des »Theater-Humus«⁴. Der Komparator ist damit thematischer Rahmen, methodisches Werkzeug und Bühnenbild zugleich. In ihm werden die Elemente, mit welchen im Theater gearbeitet – und möglicherweise Wissen generiert – wird, sondiert und kommentiert, zur Sprache und in Wirkung gebracht. Die Bodenproben, die in der Pedologie im Holzkasten abgelegt werden, sind nun »Proben« des Theaters: einerseits, indem Gusset Varianten der Umsetzung einer Figur – das Proben – vorführt, andererseits, indem mit illusionserzeugenden »Theaterdingen« – Nebelmaschine, Lichteffekten, Kunstschnee, Musik und Klang – experimentiert und

³ Latour, Bruno: »Der ›Pedologenfaden‹ von Boa Vista – eine photo-philosophische Montage«, in: Ders., *Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften*, Berlin: Akademie Verlag 1996, S. 191–248.

⁴ Eine Dokumentation der Aufführung ist einsehbar unter: <http://patrickgusset.ch/forschung/die-regenwuermer-und-der-mythos> vom 13.4.2018.



deren Wirkung »erprobt« wird. Gusset nimmt und verhandelt verschiedene Proben des Apparats und Diskursfelds Theater und bringt damit die unterschiedlichen Bedeutungen des Begriffs »Probe« in den Wissenschaften oder den performativen Künsten zur Deckung (oder durcheinander).

Dass Gusset als »Einzelensemble« agiert und Dramaturg, Regisseur, Schauspieler, Bühnenbildner, Requisiteur, Beleuchter, Bühnentechniker etc. in einer Person ist – all seine Handlungen, auch das Hantieren mit Dingen und Geräten, den Lichtreglern und Soundsystemen, sind transparent und Teil der Performance –, ermöglicht ihm, nicht nur das Proben des Schauspielers, sondern auch das Probe-Nehmen aus der Infrastruktur des Theaterraums ins Stück zu integrieren. Indem die sonst auf verschiedene Personen verteilten Rollen und Funktionen von einer einzigen ausgeführt werden, geraten nicht nur die unterschiedlichen menschlichen Tätigkeiten, sondern auch die dinglichen und technischen Akteure bzw. Aktanten in eine neue Figuration.

Auch wenn Vergleiche, Zusammenhänge und Differenzen zwischen wissenschaftlichem und künstlerischem Wissen im Bühnenstück nur implizit und in der Gegenüberstellung von Textfragmenten unternommen werden, so wird, indem das Theater als ›Wissensraum‹ untersucht wird, doch die Frage nach unterschiedlichen Wissens-, Erkenntnis- und Erfahrungsformen in den Raum gestellt. Gussets Stück ist eine Montage, in welcher unterschiedliche Elemente zusammengeführt bzw. in Kontrast zueinander gebracht werden. Nebst den genannten Erkundungen der »Be-Dingtheit« des Theaters besteht sie aus Textfragmenten und Zitaten aus den Theaterwissenschaften (Erika Fischer-Lichte, Annemarie Matzke), der Mythen-Theorie (Roland Barthes, Stephanie Wodianka) oder der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT), die von Gusset live gesprochen oder als Aufnahme eingespielt werden. Thematisiert wird in diesem Gefüge nicht nur das Verhältnis zwischen dem Probenprozess als einer Reihe von Wiederholungen auf der einen, der aktuellen Aufführung als nicht wiederholbarem, ›wirklichem‹ Ereignis auf der anderen Seite, sondern auch jenes zwischen einem

*Abbildung 1: Videostills: Patrick Gusset, Projektdokumentation
»Die Regenwürmer und der Mythos (inkl. Apfel)«*

Verständnis des Theaters als Ort der Zeichenverwendung und -produktion einerseits und einem Verständnis der Aufführung als eines ästhetischen Erlebens- und Erfahrungsraums andererseits. In Gussets Stück berühren und überlagern sich die Ebenen so, dass Fragen nach den Übergängen zwischen (arbiträren) Zeichen und (unmittelbarem) Erleben bzw. ihrer Durchdringung und gegenseitigen Bedingtheit eröffnet und erfahrbar werden. Mit Anspielungen auf den Mythos als Zeichensystem, dessen Bedeutung nur aufrechterhalten werden kann, wenn er stets aufs Neue aufgeführt, erlebt und erfahren wird, oder auf Latours ANT, die den Übergang zwischen (bedeutungsloser) Natur und (sinnhafter) Kultur untersucht, sowie den rezitierten Passagen aus der Theatertheorie wird ein facettenreiches Netz aufgespannt, in welchem das Verhältnis zwischen Materialität und Diskurs, zwischen Erfahrung und Erkenntnis immer wieder neu in Szene gesetzt wird. Die Frage »Wie wird Wirklichkeit? Zumindest im Theater?«, mit welcher die Performance auf dem Einladungs-Flyer angekündigt wurde, wird zwar nicht beantwortet, aber auf mannigfaltige Weise durchgespielt.

Obwohl Gusset Elemente aus der Naturwissenschaft und der Wissenschaftssoziologie in seine Performance integrierte, blieb die Arbeit eindeutig und ausschließlich im Theater und damit in der Herkunftsdisziplin des Autors verortet. Der Pedokomparatator wurde sozusagen »ganz Kunst«. Die Orientierung an den Vorgehensweisen einer anderen Disziplin ermöglichte es Gusset aber, einen anderen Blick auf seine eigene zu gewinnen. Dass dieser Blick auch ein Potential für Anschlüsse an aktuellen Diskurse bedeutet, belegt, dass Gusset seine Arbeit im Rahmen des Doktoratsprogramms »Epistemologien ästhetischer Praktiken« des *Collegium Helveticum* von ETH Zürich, Universität Zürich und ZHdK fortsetzt.

Barbara Naegelin: »The Prisoner's Dilemma Model ± staged«

Die Masterarbeit von Barbara Naegelin wurde durch ein Semesterprojekt angestoßen, das wir zusammen mit einem vom Nationalfonds geförderten ProDoc-Programm durchführten.⁵ Unsere Studierenden wurden mit Promovierenden in Biologie an verschiedenen Schweizer Universitäten zusammengeführt, die über das Kooperationsverhalten unterschiedlicher Lebewesen (Bakterien, Vögel, Fische, Erdmännchen, Primaten) forschten. Die Vorgabe von uns Lehrenden war denkbar einfach: Studierende der ZHdK und Promovierende in Biologie sollten sich in kleinen Teams – zu zweit, allenfalls zu dritt oder zu viert – zusammen und Möglichkeiten einer Zusammenarbeit oder der gegenseitigen Bezugnahme erproben. In manchen Konstellationen – so auch in jener von Barbara Naegelin – wurde dabei evident, was mit den Studierenden des *Masters Transdisziplinarität* zuvor bereits in Lektüreseminaren thematisiert worden war, etwa anhand von Ludwik Flecks Texten zu unterschiedlichen Denkstilen und Denkkollektiven⁶: Die Fremdheit zwischen den ›zwei Kulturen‹ erwies sich als um etliches größer als erwartet. Was zuvor nur Hypothese, womöglich bloße Behauptung war, stellte sich nun als durchaus real dar. Die Begegnungen waren oft durch ein gewisses Ungleichgewicht geprägt. Während die Biologen/Biologinnen mit Begeisterung über ihre bereits klar umrissenen Dissertationsvorhaben sprechen konnten, blieben die Anliegen der ZHdK-Studierenden eher im Ungefährnen. Die Konstellationen zeichneten sich häufig durch Asymmetrie aus: die Künstler/-innen setzten sich mit der wissenschaftlichen Arbeit, deren Infrastrukturen

⁵ »Proximate and Ultimate Causes of Cooperation« unter der Leitung von Carel van Schaik, Michael Griesser und Valentina Rossetti, Anthropologisches Institut und Museum Universität Zürich-Irchel (<http://p3.snf.ch/project-137108> vom 13.4.2018). Die Resultate aus dem Semesterprojekt sind einsehbar unter: <https://www.researchcatalogue.net/view/90092/90325> vom 13.4.2018.

⁶ Vgl. Fleck, Ludwik: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1980.

leave or alter or ignore

leave, alter or ignore



**punish or not?
punish!**

cooperate or not

cooperate or not?

oder materiellen Umgebungen auseinander; die Wissenschaften wurden ihr Untersuchungsgegenstand, während die Wissenschaftler/-innen ihre Labors, ihre Kenntnisse und Fragestellungen als »Sujets« oder Forschungsobjekte zur Verfügung stellten. In manchen Teams, so auch in jenem, in das die Bildende Künstlerin und Performerin Barbara Naegelin involviert war, ließen die unterschiedlichen Denk- und Sprechweisen den Austausch mehr oder weniger komplett kollabieren.

Naegelin interessierte sich für die Arbeit eines Theoretischen Biologen, der in seiner Doktorarbeit Modelle für kooperatives Verhalten errechnete und dafür mit einer Adaption des aus der Spieltheorie übernommenen »Prisoner's Dilemma Model« arbeitete. Ihre Irritation über die als reduktionistisch wahrgenommene Analyse von hoch komplexen sozialen Vorgängen, in welcher Gefühlsdimensionen komplett ausgeklammert schienen, ließ sich innerhalb des Teams ebenso wenig thematisieren wie das aus künstlerischer Perspektive enge und naive Kunstverständnis des Wissenschaftlers. Die Unmöglichkeit eines fruchtbaren Dialogs, die Naegelin nachhaltig beschäftigte, wurde schließlich zum Ausgangspunkt ihrer Masterarbeit. Entstanden ist eine einstündige Pop-Oper, in welchem das Prisoner's-Dilemma-Modell nicht nur als inhaltlicher Drehpunkt fungiert, sondern auch die Gliederung des Bühnenstücks vorgibt.⁷ Die Taktung der wissenschaftlichen Versuchsreihe wird übersetzt in einzelne Nummern, die die Phasen der mathematischen Modellierung vielschichtig, zuweilen ironisch und stets mit Bezügen zu Alltagserfahrungen thematisieren. Das wissenschaftliche Modell erscheint dabei nicht nur als Inspirationsquelle, sondern dient als Gegenlager zu ästhetisch funktionierenden Ausdrucksformen, in die Naegelin es in mehreren Anläufen zu übersetzen versucht. Dies jedoch ist stets eine tendenzielle Überforderung: Das Modell nämlich stellt sich einer Poetisierung immer wieder sperrig entgegen. Indem das Scheitern des transdisziplinären

⁷ Video-Dokumentation einer Aufführung von »The Prisoner's Dilemma Model ± staged« unter: www.braigarden.ch/performance/the-prisoners-dilemma---staged/ vom 13.4.2018.

Austauschs als Subtext mitläuft – die Aufführung stellt damit auch die Frage nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Zusammenarbeit –, werden essenzielle Aspekte von transdisziplinären Prozessen auf einer Metaebene performt und reflektiert.

Jana Thierfelder: »mb_al_lb_r_5144798 – The Stuff Between«

In anderen Fällen ist die Zusammenarbeit aber durchaus gelungen. Die Kommunikationsdesignerin Jana Thierfelder tat sich im selben Kooperationsprojekt mit einer Evolutionsbiologin zusammen. Gemeinsam befragten die beiden den Forschungsverlauf der Wissenschaftlerin, beginnend bei der empirischen Feldstudie bis hin zur Auswertung der dort gewonnenen Daten im Labor mit besonderem Augenmerk auf den unterschiedlichen Aufzeichnungsverfahren, die während des Forschungsprozesses zur Anwendung kommen. Für Thierfelder war die Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Darstellungen maßgeblich angetrieben durch eine kritische Sicht auf die eigene Disziplin und deren oft unterkomplexe und eindimensionale Wahrnehmung sowohl von Vertretern/Vertreterinnen des eigenen Fachs als auch von der Öffentlichkeit. Thierfelder traut dem Kommunikationsdesign einiges mehr zu, als bereits bestehende Inhalte in eine attraktive und verständliche Form zu bringen. Design wäre falsch verstanden, ginge es nur um Dienstleistungen und ›Verhübschung‹; vielmehr kann und soll es sich an der Herstellung von Erkenntnis beteiligen. Während der wissenschaftlichen Datenerhebungen wird unermüdlich skizziert, notiert, kartografiert, fotografiert und gefilmt, Metaphern, Narrationen und Anekdoten spielen während des Forschungsverlaufs unüberhörbar eine womöglich unverzichtbare Rolle und die Forschenden sind dabei stets auch mit ästhetischen, poetischen und gestalterischen Strategien und Entscheidungen befasst, auch wenn diese nicht als solche betrachtet und verhandelt werden – diese Beobachtung mündete in die Frage, was daraus für die eigene Disziplin gelernt werden könnte. Für die Weiterführung des Semesterprojekts im Rahmen



ihrer Masterarbeit konnte Jana Thierfelder Michael Griesser, den Leiter des Projekts »Ultimate and Proximate Causes of Cooperation« gewinnen und ihn auf eine Expedition nach Nordschweden begleiten. Thierfelder wählte als Mentor einen Wissenschaftssoziologen und setzte sich unter seiner Anleitung im Vorfeld der Expedition umfassend mit Methoden der Ethnologie und der Wissenschaftsforschung auseinander. Schließlich untersuchte sie auf der Basis einer ethnografischen Feldstudie nicht nur die Praktiken der Wissenschaftler/-innen bei der Bearbeitung ihrer Forschungsfrage im Feld, sondern auch das allmähliche Unsichtbar-Werden der als ästhetisch zu verstehenden Verfahren im Resultat, das zuletzt als von allem Ästhetischen gereinigte Zahlenreihe zur weiteren Bearbeitung zur Verfügung gestellt wird.

Thierfelders Projekt wäre ohne das Interesse der Biologen/Biologinnen an ihrer Studie nicht realisierbar gewesen. Auch wenn man sich im Vorfeld über eine gemeinsame Forschungsfrage nicht verständigt hatte und die Wissenschaftler/-innen sich vermutlich nicht zuletzt Anregungen für neue Formen der Wissenschaftskommunikation erhofften, war eine der Voraussetzungen für die Zusammenarbeit dennoch – auf beiden Seiten – die Bereitschaft, habitualisierte Vorgehensweisen zu befragen und sie ein Stück weit zu verlassen. Sowohl für die Designerin als auch für die Wissenschaftler/-innen bedeutete Thierfelders Arbeit, den Blick nicht auf ein Resultat im eigenen Gebiet zu richten, sondern die Genese von Erkenntnis bzw. eines gestalteten Produkts und die dabei zum Einsatz kommenden Praktiken und Verfahren zu betrachten. Dies bedeutet auch, Selbstverständlichkeiten im Umgang mit Visualisierungspraktiken zu beleuchten, auf (unhinterfragte) Bildkonventionen aufmerksam zu werden und – womöglich – andere Darstellungsformen und andere Epistemologien zu entwickeln. Für Jana Thierfelder hat sich mit ihrer Masterarbeit ein Forschungsgebiet eröffnet, das sie zurzeit an der *Graduate School of the Arts* an der Universität Bern in einem Dissertationsprojekt weiterbearbeitet.

Patricia Nocon: »Lachen mit Hand vor dem Mund«

Ein oft wiederkehrendes Motiv von Studierenden, die in den Studiengang eintreten, ist die ausgeprägte Kritik an der eigenen Disziplin, insbesondere an deren vorgegebenen Arbeitsweisen und den räumlichen Verortungen. Obwohl Patricia Nocon als Schauspielerin, als Regisseurin oder als Mitglied eines kollaborativ arbeitenden Kollektivs bereits verschiedene Rollen eingenommen hatte, erschien die Theaterbühne als einengend, das Potential des Theaters als bei Weitem nicht ausgeschöpft hinsichtlich seiner gesellschaftlichen Verantwortung und seiner Möglichkeiten, in sozialen Kontexten aktiv zu werden. Die Teilnahme an zwei Studiengangsprojekten erlaubten es Nocon, mögliche Verfahren im Dialog mit Vertretern/Vertreterinnen anderer Disziplinen und Kulturräume zu erproben und zu entwickeln: Ein als vergleichende Stadtforschung angelegtes Kooperationsprojekt mit der *HafenCity Universität Hamburg (Kultur der Metropole)* beobachtete die neu entstandenen Stadtteile Zürich West und HafenCity; um Visualisierungsstrategien im öffentlichen Raum zu untersuchen, kooperierte der Studiengang andererseits mit einer auf Public Art spezialisierten Ausbildung der *Chinese University Hong Kong*. Wie bereits erwähnt halten wir die Studierenden in dieser Art von Projekten an, mit Akteuren aus anderen Feldern zusammenzuarbeiten und Ergebnisse der Recherchen einer Fachöffentlichkeit vorzustellen, was in diesem Fall mit Ausstellungen in Hamburg, Zürich und Hongkong verbunden war. Im Verlauf dieser Arbeiten hat Nocon ihre künstlerischen Verfahren nach und nach mit wissenschaftlichen Methoden insbesondere ethnologischer Herkunft erweitert, und in einem der Kooperationsprojekte hat sie auch die Stadtethnologin Kathrin Wildner kennengelernt, die ihr Masterprojekt bei der Entstehung aus einer wissenschaftlichen Perspektive als Mentorin begleitete. Das Entwickeln und Fokussieren von Fragestellungen, die Erweiterung von Fachperspektiven wie auch das Finden und die Arbeit mit entsprechenden Peers gehört zu den wichtigen Schritten in der Erarbeitung eines transdisziplinär ausgerichteten Masterprojektes.



In einer Einführung von Diskursen und Verfahrensweise aus den performativen Künsten, der Ethnologie sowie der Urban Studies widmete sich die Masterarbeit von Nocon schließlich dem »Körper als Text der Stadt« und fragte danach, wie Akteure im Stadtraum durch ihr Körperhandeln Urbanität produzieren, in welcher Weise sie sich dadurch innerhalb einer sozialen Ordnung und innerhalb eines sozialen Raumes positionieren. Dabei bediente sich die ausgebildete Schauspielerin eines mimetischen Verfahrens: Sie versucht, die in einer städtischen Umgebung auftretenden Gesten der Nutzer öffentlicher Räume zu verstehen, indem sie sie mit dem eigenen Körper nachbildet. Der Körper ist demnach gleichzeitig Gegenstand wie Instrument der Untersuchung. Die Arbeit stellt dabei explizit die Frage, inwiefern auch nicht-propositionales (in diesem Falle: Körper-)Wissen durch dieses selbst systematisiert zur Erscheinung und in einen Diskurs gebracht werden kann. Der Hauptteil der Masterarbeit, eine »performative Dokumentation«, besteht aus rund 120 dieser durch die Autorin angeeigneten Gesten bzw. Gestenverläufe, die in kurzen Videosequenzen von ihr selbst dargestellt werden und auf einem Blog abgelegt sind.⁸ Die isolierte und vom konkreten Kontext abstrahierte Geste entfaltet dabei Bedeutungsebenen, die gerade dadurch, dass sie so unmittelbar gelesen werden können, ein Wissen vorstellen, das wir zwar schon immer gewusst zu haben scheinen, bei dem uns aber möglicherweise zuvor nicht so bewusst vor Augen geführt worden ist, dass wir im Besitz dieses Wissens sind (und der kulturellen Prägungen, die dies impliziert). Dieser Effekt wird durch die sprachlich-begrifflichen Beschreibungen und Systematisierungen zu den einzelnen Videosequenzen noch verstärkt: Sie sind geordnet einerseits nach Orten (Bahnhof, Flussufer, Markt etc.), andererseits nach Bewegungskontexten (Haltung, Handlung etc.), drittens nach Bewegungsvorgängen (sitzen, anschauen etc.), viertens nach den beteiligten Bewegungsfoki (Hand, Finger etc.), schließlich ergänzt mit sprachlichen Beschreibungen, die ein Repertoire zwischen neutraler Beobachtung, assoziativem

⁸ <https://lachenmithandvordemmund.wordpress.com> vom 13.4.2018.

Verweis oder impliziter Bedeutung bespielen. Ergänzt wurde die »performative Dokumentation« durch eine schriftliche Arbeit mit ethnografischen Vignetten zu einem Platz in der Stadt Basel sowie durch eine Aufführung, in welcher die mimetisch angeeigneten Gesten wiederum an andere Darsteller weitergegeben wurden, die ihrerseits die Zuschauer implizit animierten, das mimetische Verfahren auf sich selbst anzuwenden.

Die »performative Dokumentation« lässt offen, ob sie künstlerisches Produkt, wissenschaftliches Resultat, performative Anleitung ist oder ein Archiv, das erst Basis für die Weiterarbeit bildet. Und gerade an dieser Stelle setzten große Unterschiede in der Einschätzung der Arbeit durch verschiedene Peers ein, die Eingang in die abschließenden Gutachten gefunden haben: Aus Sicht des Studiengangs, aber auch der mentorierenden Stadtethnologin erschien die Arbeit »als ein beispielhaftes transdisziplinäres Projekt«, das sich »in einem gewagten Feld zwischen Theater bzw. den performativen Künsten, soziologischen und ethnografischen Methoden sowie Stadtforschungsdiskursen« ansiedelt, allerdings unter der Einschränkung, dass es »eher Fragen stellt und überraschende Potentiale eröffnet als diese konsistent realisiert«. Im Gegensatz dazu empfand es ein aus der Soziologie stammender Fachexperte schwierig, die Arbeit zu beurteilen, weil unklar bleibe, was ihr Ziel sei. Stattdessen verharre »die Arbeit in einem Raum, der permanent schwankt zwischen einem Universalismus, an den sie ethnografisch nicht glaubt, und einem Hyperlokalismus, den sie im Gestenarchiv wiederum verleugnet«. Bei der Verteidigung der Arbeit im Rahmen eines Kolloquiums fragte sich eine Fachjury umgekehrt, inwiefern das Projekt auch als eine Kritik an einer überkommenen Theatergestik verstanden werden könne und sah gelungene Übersetzungsschritte von der Beobachtung hin zur eigenen Körperhandlung, von da in mediale Kontexte (die Videos, die sprachlichen Beschreibungen), schließlich bis zur Weitergabe der gelernten Gesten an andere Interpreten/Interpretinnen. Es ist eine gängige Erfahrung, dass Projekte, welche die klassischen Feldgrenzen überschreiten, von Peers dieser unterschiedlichen Felder auch höchst unterschiedlich ein-

geschätzt werden – es hat sich aber auch bewährt, die Studierenden solch heterogenen Kriteriensezets auszusetzen, und im Studiengang versuchen wir dies tendenziell zu forcieren, so etwa durch die Wahl von Mentoratspersonen, durch die Einladung von disziplinär heterogen zusammengesetzten Jurys in Zwischen- und Schlusspräsentationen oder durch die Zusammenarbeit des Studienganges mit Kooperationspartnern außerhalb etablierter Feldgrenzen. Beim Abschluss wählen die Studierenden, aus welchem Feld sie eine Fachexpertise erhalten wollen, sie werden dabei aufgefordert zu überlegen, in welchen akademischen oder gesellschaftlichen Bereichen sich die Peers, die für sie als relevant gelten, aufhalten. Bei den Studierenden wird dabei das Bewusstsein dafür geschärft, wie kontextabhängig Verfahrensweisen, Resultate und deren mediale Repräsentation sind, und sie lernen, dieses Bewusstsein in die Zusammenarbeit mit fachfremden Positionen einzubringen.

Exkurs: »Transcultural Collaboration«

Wir haben bereits angemerkt, dass der Begriff der »Disziplin«, der im Titel des Studienganges mit dem Anspruch seiner Überschreitung anklängt, problematisch erscheint, sobald er in das Feld der Künste und des Designs übertragen wird. Dies ist beispielsweise auch daran ersichtlich, dass in einigen Definitionen und Praktiken von Transdisziplinarität, die die Einbeziehung nicht-akademischer Akteure aus lebensweltlichen Zusammenhängen betonen, die Künste gerade *nicht* zur Akademie gezählt werden, wenn sie sich in entsprechende Forschungskontexte begeben. Oft behelfen wir uns deshalb mit anderen Begrifflichkeiten, sprechen von unterschiedlichen Genres, Medien oder Kunstformen – wie es innerhalb der Künste gängig ist –, von Fächern, von Feldern – und immer wieder von Denkstilen und Denkkollektiven. Letzteres ist insbesondere deshalb fruchtbar, weil es bei den Studierenden das Bewusstsein dafür schärft, dass sie unterschiedlichen Denkkollektiven zugleich angehören können und dass sich nicht



selten gerade daraus ein Unbehagen an der eigenen »Disziplin« begründet. Gleichzeitig weisen Flecks Begrifflichkeiten eine Familienähnlichkeit mit dem Begriff der »Kultur« auf: auch von unterschiedlichen Kulturen wird im Studiengang immer wieder gesprochen.

2013 erhielt der Studiengang den Auftrag zu überlegen, ob das Masterprogramm nicht auch im asiatischen Raum angeboten werden könne. Aus Sicht der Internationalisierungsstrategie der ZHdK schien ein solcher Schritt sinnvoll, nicht nur, weil der Umgang mit unterschiedlichen regionalen und soziokulturellen Kontexten im weiteren Sinne integraler Bestandteil des Studienganges ist, sondern auch, weil er potentiell alle künstlerischen und gestalterischen Disziplinen ansprechen kann, zu denen die ZHdK Ausbildungen anbietet. Die mit dem Vorschlag verbundene Exportlogik allerdings, die an das anglo-amerikanische Franchising-Modell angelehnt ist, war wenig geeignet, die in verschiedenen geografischen Regionen beheimateten Kontexte tatsächlich miteinander ins Gespräch zu bringen, dafür schien ein für einen spezifischen Kontext entwickeltes Ausbildungsmodell kaum in der Lage. Vielmehr wurde das Vorgehen gewählt, zwischen Akteuren der ZHdK und asiatischen Kooperationspartnern Formen von Zusammenarbeit zu entwickeln, in denen gemeinsame Anliegen identifiziert, gemeinsame Themen adressiert und entsprechende Interessen entwickelt werden können. Zwischen den rund 40 Kooperationsprojekten in Lehre und Forschung mit teilweise mehrjähriger Laufzeit, die zwischen 2014 und 2017 insgesamt rund 1100 Studierende, Lehrende, Kunst- und Kulturschaffende involvierten⁹, entstand mit *Transcultural Collaboration* ein neuartiges Ausbildungsprogramm, das einige Verwandtschaften mit dem *Master in Transdisziplinarität* aufweist. Ausgehend von einer vierwöchigen Sommerakademie, die 2014 in Hongkong stattfand, entwickelte die ZHdK zusammen mit Partnerhochschulen

⁹ Ein Überblick der durchgeführten Projekte und entwickelten Programme im Rahmen der Plattform *Connecting Spaces Hong Kong – Zurich* findet sich in Krämer, Nuria/Müller, Patrick: With. On Collaboration between Cultures, Art Forms, and Disciplines, Zürich: Zurich University of the Arts 2017.

aus Hongkong, Festlandchina, Taiwan, Japan und Singapur¹⁰ ein Semesterformat, welches Masterstudierende der involvierten Partner für eine erste, rund dreiwöchige Phase in Zürich versammelt, worauf eine knapp dreimonatige Phase in Hongkong folgt. Die knapp vierzig Studierenden, die an einer Durchführung teilnehmen und die an ihren Herkunftshochschulen in Feldern der visuellen und performativen Künste oder des Designs studieren, können das Semester für ihr jeweiliges Studium anrechnen.

Auch hier ist das Curriculum stark projektbasiert. Mit einer Vorlesungsreihe, durchgeführt von Lehrenden der involvierten Hochschulen sowie Gästen, mit thematisch orientierten Projektwochen sowie mit verschiedenen Betreuungsformaten wird ein Rahmen abgesteckt, im Zentrum allerdings steht die Entwicklung von kollaborativen Projekten, die am Ende des Semesters in einem kleinen Festival einer interessierten Öffentlichkeit vorgestellt werden. Die Studierenden werden dabei angehalten, kulturell und disziplinär gemischte Teams abseits von vorgegebenen Strukturen zu bilden, Themen zu finden und ihnen in einem begleiteten Prozess eine Form zu geben. Die Verpflichtung zur Teamarbeit ist dabei – wie wir es bereits im *Master Transdisziplinarität* erfahren hatten – durchaus ambivalent. Gewiss besteht die Gefahr, dass die eigentlich ausgeprägten Profile der Beteiligten sich in einer diffusen Mitte nivellieren können oder dass es eher um die Erfüllung einer Aufgabenstellung gehen mag als um das Einbringen und Verfolgen von intrinsischen Motiven bzw. Motivationen. Für den beschränkten Zeitraum eines Semesters allerdings hat das Verfahren auch große Vorteile, stellt sich dadurch doch eine hohe Intensität her, gerade auch dort, wo Formen der Zusammenarbeit brüchig oder prekär werden: »See things from different perspectives through different

¹⁰ Beteiligt an Entwicklung und Durchführung von Transcultural Collaboration waren und sind: Hong Kong Academy for Performing Arts; School of Creative Media, City University Hong Kong; Academy of Visual Arts, Hong Kong Baptist University; School of Intermedia Art, China Academy of Art Hangzhou; Taipei National University of the Arts; LASALLE College of the Arts Singapore; Tokyo University of the Arts. Siehe auch www.transculturalcollaboration.com vom 13.4.2018.

personalities, cultures, and disciplines«, fasste eine Teilnehmerin ihre Erfahrungen zusammen, oder, so ein anderer Student: »It was more a matter of new thinking than new skills. In particular, thinking from the other perspective, both culturally and in terms of discipline.«

Die provozierte Intensität des Austausches führt auch hier zu einer ausgeprägten disziplinären und nun auch kulturellen Reflexivität: Wichtiger als die Realisierung von zu präsentierenden Projekten geht es in einer prozesshaften Dimension vielmehr zentral darum, Arbeits- teilungen, Regelsysteme, Referenzrahmen, Denkstile, Betrachtungs- und Vorgehensweisen zu erkennen und gegebenenfalls zu verändern und für eigene Arbeitszusammenhänge fruchtbar zu machen. Auf- fällig ist dabei in dem bewusst international aufgestellten Programm, dass die Teilnehmenden beispielsweise disziplinär geprägte Verfah- rensweisen ihrer Mitstudierenden oft ebenso prägend empfinden wie kulturelle Differenzen, die durch geografische Herkunft begründet scheinen. Seit der dritten Durchführung des Programms wurde denn auch von der Forderung Abstand genommen, so genannte »kulturell gemischte« Teams zu bilden, wobei die Grenzziehung, die als Krite- rium solcher »Mischung« galt, zwischen Europa und Asien lag. Nicht nur sind die »Kulturen« sowohl in Europa als auch in Asien alles ande- re als homogen, vielmehr zeigte sich im Alltag des Studienangebotes, wie sehr ein Kulturbegriff, der sich in der Erwartung auch von den Studierenden und Lehrenden auf vornehmlich geografisch-ethnische Dimensionen bezog, sich öffnete hin zu einem Verständnis, das Kul- turen in ihrer Pluralität wahnimmt, ihre hybride Verfasstheit berück- sichtigt und dabei auch Elemente wie disziplinäre Prägungen, soziale Herkunft oder Gender in die genannte Reflexivität einzubinden weiß. Gerade in solchen Dimensionen hat die Teilnahme an *Transcultural Collaboration* für die Mehrzahl der Studierenden große Auswirkungen, sei es hinsichtlich der Entwicklung ihrer Masterprojekte im entspre- chenden Studium, sei es auch in Bezug auf ihre berufliche Praxis nach dem Studium. Die Begriffe Transkulturalität und Transdisziplinarität werden dabei beinahe zu Synonymen.

Der Studiengang als transdisziplinäres Projekt

Das Studium der Transdisziplinarität lässt sich als eine permanente, situative, nicht abzuschließende Experimentalanordnung beschreiben, in dessen Zentrum die Frage nach Weltzugängen nicht nur mittels Kunst, sondern auch mittels künstlerischer und ästhetischer Verfahren in anderen disziplinären und lebensweltlichen Kontexten steht. Viele der konkreten Masterprojekte lassen sich daher auch nicht in erster Linie als unverrückbare Endergebnisse verstehen, sondern vielmehr als temporäre Verdichtungen und Neuzusammensetzungen, die als Zwischenschritt und individueller Ausdruck einer vielstimmigen Suchbewegung gelesen werden können. ›Rekursivität‹ als ein Merkmal transdisziplinärer Forschungsprozesse ist damit für den Studiengang selbst zentral und gewissermaßen auf Dauer gestellt: Wir versuchen, nicht nur zentrale Fragestellungen, curriculare Entscheidungen und inhaltliche Schwerpunktsetzungen, sondern auch Definitionen des Transdisziplinären als vorläufig zu verstehen und sie in Auseinandersetzung mit den wechselnden Studierendengruppen und den Interessen und Anliegen der beteiligten Studierenden und Lehrenden immer wieder neu in Verhandlung zu bringen, sie zu überdenken und gegebenenfalls neu auszurichten. Transdisziplinarität lehren heißt, so verstanden, weniger, eine auf unterschiedliche Gegenstände anwendbare Methode oder ein Forschungsprinzip mit festgelegten Merkmalen zu vermitteln, sondern vielmehr, sie als Denkweise und reflektierende Praxis gemeinsam mit den Studierenden auszuüben – als Zusammenarbeit.¹¹

¹¹ Das Kernteam der Dozenten und Dozentinnen des *Masters Transdisziplinarität* bestand zum Entstehungszeitpunkt dieses Beitrages aus Sönke Gau, Patrick Müller, Basil Rogger und Irene Vögeli sowie aus den Mittelbauangehörigen Delphine Chappuis-Schmitz, Katja Gläss und Jana Thierfelder.

Kooperation, Kollaboration und Komplizenschaft

Formen der Zusammenarbeit in dem Projekt *FindingPlaces. Hamburg sucht Flächen für Flüchtlingsunterkünfte¹*

Nina Hälker

Beteiligungsverfahren in Stadtplanungs- und Stadtentwicklungsprozessen sind in den letzten Jahrzehnten von einer Kür zur Pflicht geworden. Seit den 1960er Jahren gibt es nicht nur in Deutschland regulierte Verfahren, welche Bürger/-innen in Planungs- und Realisierungsprozesse einbeziehen. Vielerorts standen in den vergangenen Jahren Beteiligungsprojekte aber in der Kritik, kein ernsthaftes Interesse zu verfolgen, Bürger/-innen tatsächlich in stadtplanerische Entscheidungen zu integrieren.² Eine Reaktion auf die Kritik ist der Einsatz neuer Technologien bei der Durchführung von Beteiligungsprojekten, um so neue Formen der Zusammenarbeit auszuprobieren und die Mitsprachemöglichkeiten anders zu organisieren und zu verbessern. Auch das Beteiligungsprojekt *FindingPlaces* verfolgte dieses

¹ Für Diskussionen, kritische Anmerkungen und Anregungen danke ich Therese Roth, Hilke Berger, Ute Hornberger und Olaf Kistenmacher, ohne die dieser Artikel nicht der wäre, der er ist.

² Es kann davon ausgegangen werden, dass die Zusammenarbeit verschiedener Akteure und insbesondere die Einbeziehung von BürgerInnen ein entscheidender Faktor für das Gelingen städtischer Projekte und für die Zufriedenheit der betroffenen Gruppen darstellt. Durch Bürger- und Stakeholderbeteiligung können kritische Stimmen und Sollbruchstellen in Stadtplanungsprozessen zu einem frühen Zeitpunkt gehört und erkannt werden und Planung ganzheitlicher, unter Berücksichtigung der Stimmen Vieler, stattfinden.

Ziel: Bürger/-innen waren eingeladen, mit Unterstützung eines digitalen Tools im Rahmen von Workshops über die Eignung städtischer Flächen für den Bau von Flüchtlingsunterkünften in Hamburg zu diskutieren.

Anlass für das Projekt war die Ankunft von mehreren Hundert Flüchtlingen täglich im Winter 2015/2016 in der Hansestadt Hamburg, wodurch Politik wie Verwaltung vor der Herausforderung standen, für eine ausreichende Anzahl an Unterkünften zu sorgen. Eine Schwierigkeit, vor der die Stadt Hamburg in dieser Zeit stand, war die Tatsache, dass neue Unterkünfte gebaut werden mussten, sich jedoch häufig Protest aus der Bevölkerung formierte, sobald ein neuer Standort geplant wurde. Dies brachte die Senatskanzlei dazu, das kurz zuvor gegründete CityScienceLab an der HafenCity Universität zu beauftragen, ein Beteiligungsinstrument zur Lösung der verfahrenen Situation zu entwickeln. Das Lab, eine Kooperation mit dem Media Lab des Massachusetts Institute of Technology, arbeitet an der Schnittstelle von Digitalisierung und Stadtforschung. Es nutzt interaktive Datenvisualisierung bei Beteiligungsprozessen, um stadtplanerische Entscheidungen zu unterstützen.

Das für die Stadt Hamburg eher unkonventionelle Vorgehen, Bürger/-innen an der Diskussion über die Unterbringung von Flüchtlingen zu beteiligen, war also zum einen in den begrenzten Möglichkeiten städtischer Verdichtung und der bestehenden Wohnraumknappheit begründet.³ Zum anderen war es eine Reaktion auf die anhaltenden Proteste gegen geplante Flüchtlingsunterkünfte in vielen Hamburger

³ Unkonventionell ist das Vorgehen deshalb, weil für gewöhnlich nicht die Bürger/-innen darüber entscheiden, wo Flüchtlingsunterkünfte gebaut werden, sondern die städtische Verwaltung. In Hamburg fällt die Versorgung von Geflüchteten in Unterkünften seit Herbst 2015 in die Zuständigkeit des eigens dafür eingerichteten Zentralen Koordinierungsstabs Flüchtlinge ZKF (<https://www.hamburg.de/zkf/> vom 7.11.2018), einer der Sozialbehörde untergeordneten Einheit. Die Meinung und Expertise von BürgerInnen als Stadt bzw. Verwaltung mit einzubeziehen, ist in diesem Sinne ungewöhnlich – und zeigt das Interesse einer Stadt an einem konstruktiven Dialog mit der Bevölkerung.

Stadtteilen. Das Beteiligungsverfahren, das zu initiieren das City-ScienceLab beauftragt wurde, sollte die emotional geführte Debatte über Flüchtlingsunterbringung in der Stadt versachlichen und mittels der Unterstützung von Technologie in konstruktive Bahnen lenken.

Im Frühling und Sommer 2016 wurde daraufhin in der *HafenCity Universität Hamburg* (HCU) das Beteiligungsprojekt *FindingPlaces. Hamburg sucht Flächen für Flüchtlingsunterkünfte* durchgeführt. Zentraler Teil des Beteiligungsprozesses, der gerahmt war von einer großen öffentlichen Auftakt- und Abschlussveranstaltung, war eine Workshopserie: Bürger/-innen waren eingeladen, für jeweils zweistündige Veranstaltungen an die HafenCity Universität zu kommen und dort selber Flächen vorzuschlagen, die sie als geeignet für die Unterbringung von Geflüchteten betrachten. Die Diskussionen wurden unterstützt durch interaktive Stadtmodelle, sogenannte CityScopes, auf denen detaillierte Informationen zur aktuellen Nutzung und den rechtlichen Vorgaben aller städtischer Flächen auch für Laien verständlich visualisiert wurden.

Ein Ergebnis der 34 durchgeführten Workshops, die Bürger/-innen und Fachvertreter/-innen der Stadt im Dialog zusammenführen sollten, waren 161 von Bürgerseite vorgeschlagene Flächen. Diese Flächen entsprachen einer Unterbringungskapazität für knapp 23.000 Flüchtlinge. Im Anschluss an die Workshops wurden die vorgeschlagenen Flächen zur Prüfung an die Stadt bzw. die zuständigen Ämter weitergegeben.⁴ Aus dieser Flächenprüfung, und das ist ein weiteres zentrales Ergebnis des Beteiligungsprozesses, sind nur sechs der ursprünglich 161 vorgeschlagenen Flächen positiv geprüft worden. Das bedeutet, nur sechs Flächen wurden von den entscheidungsbefugten städtischen Mitarbeitern/Mitarbeiterinnen als geeignet für eine Be-

⁴ Die Flächenvorschläge wurden dem Zentralen Koordinierungsstab Flüchtlinge (ZKF) zur Prüfung gegeben. Der ZKF verantwortet seit seiner Gründung im Jahr 2015 die Koordination der Unterbringung von Flüchtlingen in Hamburg. Siehe auch: www.hamburg.de/zkf/vom11.4.2018.

bauung mit einer Flüchtlingsunterkunft bewertet (man bemerke die zahlenmäßige Differenz zwischen vorgeschlagenen und positiv geprüften Flächen).

Die Ursachen dafür, dass diese große zahlenmäßige Differenz entstehen konnte, sind komplex. Es gibt bereits Artikel, die die konkreten planerischen Herausforderungen bei der Suche nach Flüchtlingsunterkünften und den Einsatz sowie den Nutzen eines digitalen Tools für das Hamburger Projekt *FindingPlaces* diskutieren.⁵ Der folgende Beitrag fokussiert jedoch im Wesentlichen die verschiedenen Formen der Zusammenarbeit bei *FindingPlaces*. Dabei wird von der Annahme ausgegangen, dass vor allem diese Thematik für die Frage nach dem Erfolg des Projekts elementar ist.

Beteiligung. Beteilt sein – beteiligt werden

Die Ausgangssituation von Beteiligungsprozessen bildet häufig das Interesse von Bürgern/Bürgerinnen an politischer Teilhabe. Patrizia Nanz und Miriam Fritzsche nennen konkrete Beispiele für das aktive Sich-Einmischen in politische Planungsprozesse:

»Bürgerinnen und Bürger bringen alte Gesetze zu Fall und neue zuwege, sie fordern bessere Kindergärten und Schulen, legen ihr Veto ein gegen die Privatisierung von Stadtwerken oder entscheiden über die weitere Entwicklung ungenutzter Stadtbrachen. [...] Sie suchen nach neuen Wege[n] der politischen Teilhabe – entweder über direktdemokratische bzw.

⁵ Vgl. u.a. Noyman, Ariel et al.: »*FindingPlaces*: HCI Platform for Public Participation in Refugees' Accommodation Process«, in: Procedia Computer Science 112 (2017), S. 2463–2472; Hälker, Nina/Hovy, Katrin/Ziemer, Gesa: »Das Projekt *FindingPlaces*: Ein Bericht aus der Praxis zwischen Digitalisierung und Partizipation«, in: Tobias Redlich/Manuel Moritz/Jens P. Wulfberg (Hg.), Interdisziplinäre Perspektiven zur Zukunft der Wertschöpfung, Wiesbaden: Springer 2017, S. 273–284; Holtz, Tobias: Flächensuche für Flüchtlingsunterkünfte. Unveröffentlichte Masterthesis, Hamburg 2017.

plebiszitäre Kanäle (Bürgerbegehren und Volksentscheide) oder mittels dialogorientierter, deliberativer Verfahren der Meinungsbildung und Entscheidungsfindung.⁶

Die Begriffe »Beteiligung« und »Partizipation« werden in der Literatur und im Rahmen von Beteiligungsprojekten häufig synonym verwendet,⁷ was nachvollziehbar klingt, wenn man weiß, dass »Partizipation« dem lateinischen Wort »participare« entlehnt ist und »Teilhaben, Teilnehmen, Beteiligtsein« bedeutet. Allgemein betrachtet kann daher davon ausgegangen werden, dass bei Partizipation bzw. Beteiligung zwei Seiten in einen mehr oder weniger aktiven Dialog oder zumindest in eine Art von Interaktion treten: Beteiligungsprozesse finden häufig im Kontext einer Zusammenarbeit zwischen politischen Mandatsträgern/ Mandatsträgerinnen bzw. Behördenmitarbeitern/-mitarbeiterinnen auf der einen und Bürgern/Bürgerinnen auf der anderen Seite statt. Bleibt man bei der Begriffsherkunft und -bedeutung, ist festzuhalten, dass der Begriff des Beteiligtseins ebenso wie des Teilhabens und Teilnehmens bereits indirekt auf die Möglichkeit einer bestehenden Hierarchie verweisen: Es gibt also auf der einen Seite einen oder mehrere Akteure oder auch eine Institution, die über den Gegenstand verfügt, an dem eine Teilhabe möglich ist, und es gibt auf der anderen Seite diejenigen, denen eine Teilhabe zugesprochen wird: diejenigen, die beteiligt werden (sollen) und entsprechend Einblick in den bzw. Mитsprache am Gegenstand, beispielsweise im Kontext von städtischer

6 Nanz, Patrizia/Fritsche, Miriam: Handbuch Bürgerbeteiligung. Verfahren und Akteure, Chancen und Grenzen, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 2012, S. 9.

7 Vgl. u. a. Wagner, Thomas: »Partizipation zwischen Emanzipation und Herrschaft«, in: AG Soziale Spaltung Hamburg (Hg.), Partizipation und Soziale Spaltung – Dokumentation des Workshops am 14.5.2012, Hamburg, hamburg-stadt fuer alle.de/wp-content/uploads/ws_partizipation_dokumente.pdf vom 30.10.2018. In seinem Beitrag definiert Wagner Partizipation als »Beteiligung von Bürgerinnen und Bürgern an politischen Willensbildungs- und Entscheidungsprozessen« (S. 4).

Planung bekommen. Es geht also um »Beteiligung oder Mitbestimmung an etwas bereits Vorgegebenes«⁸.

Partizipation im Sinne von Bürgerbeteiligung ist eine gängige Methode, mittels derer politische Mandatsträger/-innen ebenso wie Verwaltungsmitarbeiter/-innen versuchen, Bevölkerungsinteressen in Planungsfragen zu berücksichtigen:

»Sie sehen [...] den Nutzen einer Zusammenarbeit mit einer interessierten Bürgerschaft, denn sie erhalten so Einblicke in die Bedürfnisse und Meinungen unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen, können das Wissen der Menschen vor Ort einbinden und etwaige Stolperfallen bei der Umsetzung von Vorhaben frühzeitig erkennen.«⁹

Allerdings heißt das Erkennen möglicher Stolperfallen keineswegs, dass diese bei der Umsetzung von Planung berücksichtigt werden. So sind die Gestaltungsmöglichkeiten, die Beteiligungsprojekte Bürgern/Bürgerinnen bieten, sehr verschieden. Sherry R. Arnstein stellte dies bereits 1969 in ihrer »Ladder of Citizen Participation«, einem Überblick über die Grade von Involviertheit von Bürgern/Bürgerinnen, klar: Die Spanne von Beteiligung reicht ihr zufolge von einer Quasi-Nicht-Beteiligung bzw. Manipulation der Bürger/-innen, die Arnstein auf der untersten Ebene der Partizipationsleiter ansiedelt, bis zur tatsächlichen, gewollten Abgabe von bzw. dem Verzicht auf Macht durch die Entscheider/-innen, die für sie der höchsten Stufe der Partizipationsleiter entsprechen.¹⁰ Beteiligung kann also hinsichtlich Umfang, Reichweite und Qualität der Einbeziehung von Bürgern/Bürgerinnen sehr verschieden sein.¹¹ Kritiker/-innen stellen häufig die Ernsthaftigkeit des

⁸ Fezer, Jesko/Heyden, Mathias: Hier entsteht. Strategien partizipativer Architektur und räumlicher Aneignung, in: Dies. (Hg.), Hier entsteht. Strategien partizipativer Architektur und räumlicher Aneignung. metroZones 3, Berlin: b_books 2004, S. 14–31, hier S. 14.

⁹ Ebd., S. 9.

¹⁰ Vgl. P. Nanz/M. Fritzsche: Handbuch, S. 23.

¹¹ Ebd., S. 24.

Beteiligungsinteresses infrage und bezichtigen Projekte der Scheinbeteiligung. Dieser Vorwurf wurde auch gegenüber dem Vorgehen bei *FindingPlaces* geäußert, wie z. B. in einem Bericht von Philipp Woldin in der »Welt«: »Beim Mitmachprojekt FindingPlaces kann man gut besichtigen, welche Lücke zwischen dem Anspruch an Partizipation und dem Praxistest klafft.«¹² Mark Terkessidis äußert seine Kritik an Beteiligungsprojekten in ähnlicher Weise und schreibt, dass Beteiligung »in jüngster Zeit häufig beschworen, aber nur selten eingelöst [wird]. Denn wenn die Leute nicht ›partizipativ‹ genau das tun, was die jeweiligen Behörden von ihnen erwarten, wenn sie etwas kritisieren oder anders machen wollen, dann kommt der Prozess gewaltig ins Stocken.«¹³ Was jedoch sind die Faktoren, die einen Prozess »gewaltig ins Stocken« bringen? Liegt das Stocken daran, dass die Beteiligten, wie Terkessidis annimmt, nicht »genau das tun, was die jeweiligen Behörden von ihnen erwarten«? Das Stocken wird möglicherweise begünstigt durch die den Beteiligungsprozessen inhärenten Machtstrukturen, welche sich wiederum in unterschiedlichen Arten der Zusammenarbeit der beteiligten Akteure in diesen Prozessen spiegeln.

Hierarchie und Macht in Beteiligungsprozessen

Beteiligung an städtischen Planungsprozessen an sich ist immer freiwillig: Bürger/-innen äußern Interesse und nehmen an Veranstaltungen teil, um sich zu informieren und um politische und planerische Entscheidungen auf verschiedenen Ebenen des politisch-administrativen Systems zu beeinflussen.¹⁴ Die Formulierung »beeinflussen« verweist ihrerseits auf die Grundstruktur von Partizipation: Es handelt

¹² Woldin, Philipp: »Was passiert, wenn die Bürger mitbestimmen?«, in: Die Welt vom 18.9.2016, <https://www.welt.de/regionales/hamburg/article158223518/Was-passiert-wenn-die-Buerger-mitbestimmen.html> vom 11.4.2018.

¹³ Terkessidis, Mark: Kollaboration, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2015, S. 9.

¹⁴ Vgl. P. Nanz/M. Fritzsche: Handbuch, S. 134.

sich um eine vorstrukturierte Teilhabe – nicht um ein Teilen. Es geht also gegebenenfalls um ein Mitredendürfen, nicht aber zwangsläufig um ein Mitplanendürfen. Es gibt keine Garantie, kein Versprechen, dass das freiwillige Engagement von Bürgern/Bürgerinnen sich in den Ergebnissen niederschlägt. Markus Miessen kommt in »Albtraum Partizipation« in gewisser Hinsicht auf die grundlegende Schwierigkeit dieser vorstrukturierten Teilhabe zu sprechen und konstatiert: »Jede Form von Partizipation ist bereits eine Form von Konflikt.«¹⁵

Das bedeutet, wie in den obigen Ausführungen bereits anklang, dass Beteiligungsprozessen und der von Politik und Verwaltung ausgesprochenen Einladung an Bürger/-innen, mitzudiskutieren und Impulse zu geben, grundsätzlich eine Hierarchie inhärent ist. Diese Hierarchie wird ob ihrer Normalität und Alltäglichkeit oft nicht explizit benannt, erscheint jedoch für die Analyse der Formen der Zusammenarbeit bei *FindingPlaces* relevant. Denn die Grundlage, auf der diese Einladung stattfindet, die ungleiche Ausgangssituation und -position von Bürgern/Bürgerinnen im Verhältnis zu den Einladenden, der Verwaltung bzw. der Politik, ist ein Machtverhältnis, das gleichermaßen die Grundlage bzw. grundsätzliche Struktur von Partizipationsprozessen darstellt: »Participation is a political-ideological concept that is intrinsically and intimately linked to power.«¹⁶

Auf diese Grundstruktur bzw. das Wesen von Beteiligung bezieht sich auch Eyal Weizman. Er spricht von Partizipation als einem Paradoxon und von einem politischen und ethischen Dilemma, dass Beteiligungsprojekten immanent sei.¹⁷ Weizman bezeichnet damit die strukturelle Unmöglichkeit, Bürger/-innen gleichberechtigt mitentscheiden zu lassen. Denn häufig bestünde gar nicht die Option, die

¹⁵ Miessen, Markus: Albtraum Partizipation, Berlin: Merve Verlag 2012, S. 77.

¹⁶ Carpenter, Nico: »Power as Participation's Master Signifier«, in: Darin Barney et al. (Hg.), The Participatory Condition in the Digital Age, Minneapolis: University of Minnesota Press 2016, S. 3–21, hier S. 3.

¹⁷ Weizman, Eyal: »Prolog. Das Paradox der Kollaboration«, in: M. Miessen, Albtraum, S. 13–15, hier S. 14.

Vorschläge, die von ihnen kommen, tatsächlich umzusetzen. Unter anderem sind die unterschiedlichen Voraussetzungen der Teilnahme an Beteiligungsprozessen – der unterschiedliche Wissensstand, verbunden mit den ungleichen Macht- und Entscheidungsbefugnissen – für eine fehlende gleichberechtigte Involviertheit verantwortlich. Weizman schlägt daher vor, bei der Durchführung von Beteiligungsprojekten »die Kräfteverhältnisse um das Dilemma herum und außerhalb davon« zu untersuchen und »auf eine ständige Ausweitung der Grenzen des Problems in Raum und Zeit [zu] insistieren«¹⁸. Auf Basis dieser Bewertung der Herausforderung von Beteiligungsprojekten soll später die Frage diskutiert werden, inwieweit das Design und die Formen der praktizierten Zusammenarbeit bei *FindingPlaces* eine Veränderung der Kräfteverhältnisse zugunsten neuer Arten der Entscheidungsfindung ermöglicht haben.

Formen von Zusammenarbeit: Kooperation, Kollaboration, Komplizenschaft

Bevor ich zur Reflexion der praktizierten Formen von Zusammenarbeit bei *FindingPlaces* komme, stelle ich die Konzepte Kooperation, Kollaboration und Komplizenschaft als unterschiedliche Formen von Zusammenarbeit vor. Ich betrachte dabei Kooperation im Verhältnis zu den beiden anderen Formen als die offenste bzw. unverbindlichste Form der Zusammenarbeit. Demgegenüber bewerte ich Kollaboration ebenso wie Komplizenschaft als deutlicher bestimmte Formen der Zusammenarbeit, die ein definierteres Sich-Einlassen auf eine Zusammenarbeit erfordern – wenn auch, wie im Folgenden dargestellt werden wird, in unterschiedlicher Art und Weise.¹⁹

18 Ebd., S. 14.

19 Auf Parallelen und Unterschiede der Konzepte Kooperation und Kollaboration geht auch Max Glauner ein, der sich mit partizipativen Formen der Zusammenarbeit in Kunstprojekten auseinandersetzt. Vgl. Glauner, Max: »Get involved!

Kooperation kann als ein Prozess begriffen werden, in dem verschiedene beteiligte Akteure sich auf ein gemeinsames Ziel verständigen.²⁰ Gablers Wirtschaftslexikon definiert Kooperation als »Zusammenarbeit unterschiedlicher Intensität, zeitlicher Dauer und Zielrichtung«, die u. a. als Informationsaustausch, Erfahrungsaustausch oder Absprachen stattfinden kann.²¹ In kooperativen Prozessen arbeiten Personen häufig an unterschiedlichen Teilaufgaben zugunsten eines gemeinsamen Ergebnisses – im Unterschied zur Kollaboration, bei der gemeinsam an Teilen des Ergebnisses gearbeitet wird. Die durch eine (zumeist informelle) Vereinbarung – bspw. im Rahmen eines Workshops – »neu entstandenen Strukturen eröffnen Zusammenarbeitsbeziehungen, durch die Aufgaben und Probleme bewältigt werden können, was einzelnen Kooperationspartnern alleine in ihren Heimatorganisationen nicht gelingen würde«²². Die Vorschläge, die aus den Diskussionen in den *FindingPlaces*-Workshops hervorgegangen sind – hinsichtlich der Eignung konkreter Flächen für die Bebauung mit Flüchtlingsunterkünften – wären nicht durch individuelle Einreichungen von Flächenvorschlägen durch einzelne Bürger/-innen ersetzbar gewesen (was Zeit- und Kostenersparnis ermöglicht hätte). Vielmehr konnten die aus den Workshops hervorgegangenen Vorschläge als Ergebnisse temporärer Zusammenarbeit nur durch die Kooperation unterschiedlicher Beteiligter und der Diskussion der Vor- und Nachteile einzelner Flächen entstehen. Die beteiligten Akteure waren in den Workshops nicht auf konkrete Rollen festgelegt, sondern eingeladen, gleichberechtigt – mit dem Wissen unterschiedlicher beruflicher und privater Hintergründe – zu diskutieren.

Partizipation als künstlerische Strategie», <https://maxglauner.com/2016/05/28/get-involved/> vom 11.4.2018.

²⁰ Vgl. Werner, Stefan: Steuerung von Kooperationen in der integrierten und sozialen Stadtentwicklung. Machtverhältnisse und Beteiligung im Prozessraum, Wiesbaden: Springer 2012, S. 70.

²¹ Gabler Wirtschaftslexikon: Kooperation: <https://wirtschaftslexikon.gabler.de/definition/kooperation-39490> vom 11.4.2018.

²² S. Werner, Steuerung, S. 71.

Auf Parallelen zwischen Kooperation und Kollaboration weist Max Glauner hin, der festhält, dass bei beiden Formen der Zusammenarbeit »Verlauf und Resultat des Produktionsprozesses in der Regel offen und [...] nicht vorherbestimmt sein [müssen]«²³. Auch die Wortherkunft von »Kollaboration« – »collaborare«, »zusammenarbeiten« –, zeugt von einer aktiven Rolle aller am Prozess Beteiligten in kollaborativen Prozessen. Gleichwohl sind zwischen beiden deutliche Unterschiede auszumachen. So wird Kollaboration beispielsweise von Mark Terkessidis zumeist als eine Zusammenarbeit bezeichnet, die nicht nur auf ein gemeinsames Ziel ausgerichtet ist, sondern die auch gewissermaßen gemeinsam getragen wird:

»Kollaboration ist etwas ungleich Schwierigeres als Kooperation. Bei Kooperation treffen verschiedene Akteure aufeinander, die zusammenarbeiten und die sich nach der gemeinsamen Tätigkeit wieder in intakte Einheiten auflösen. Kollaboration meint dagegen eine Zusammenarbeit, bei der die Akteure einsehen, dass sie selbst im Prozess verändert werden, und diesen Wandel sogar begrüßen.«²⁴

Dies setzt voraus, dass der Gegenstand kollaborativer Prozesse in Beteiligungsprozessen einem Interesse an Veränderung bei allen beteiligten Akteuren korrespondiert. Hier geht es also über ein reines Informieren von Bürgern/Bürgerinnen – was vor allem in formellen Beteiligungsprozessen der Fall ist und Formen aus dem unteren Bereich der Partizipationsleiter entspricht – deutlich hinaus. Terkessidis ergänzt dazu einen wichtigen Aspekt: »Die Gesellschaft funktioniert nur, wenn durch Kollaboration möglichst viele Stimmen gehört werden.«²⁵ Dabei ist das Entscheidende, dass die Stimmen nicht nur gehört, sondern auch Berücksichtigung in Planungsentscheidungen finden.

23 M. Glauner, Get involved.

24 M. Terkessidis, Kollaboration, S. 14.

25 Ebd., S. 13.

Als dritten Begriff möchte ich den der Komplizenschaft heranziehen. Ich beziehe mich hierbei auf die Begriffsdefinition von Gesa Ziemer, die eine Bedeutungsverschiebung bzw. -erweiterung des aus dem Strafrecht stammenden Begriffs vorschlägt. Dadurch wird es möglich, kollaborative Aspekte der Zusammenarbeit in innovativen Kontexten aufgrund ihrer im Verborgenen stattfindenden Strukturen auch als Komplizenschaft zu begreifen. Während sich Komplizenschaft im Strafrecht durch einen Dreischritt aus Entschlussfassung, Planung und Durchführung einer (häufig strafrechtlich relevanten) Tat auszeichnet, ist der Moment des Regelbruchs bzw. des Außerkraftsetzens von Regeln im erweiterten Begriff von Komplizenschaft eben derjenige, der neue Handlungsmöglichkeiten eröffnet.²⁶ Zentral beim Begriff der Komplizenschaft ist, dass alle Beteiligten in alle Phasen des Unterfangens involviert sind – und damit Mittäter sind.²⁷ Komplizen verfolgen also ähnlich den Beteiligten an kollaborativen Prozessen ein gemeinsames Ziel. Der entscheidende Unterschied zur Kollaboration liegt darin, dass sich Komplizenschaft durch Intransparenz auszeichnet und die diskutierten Informationen die Gruppe nicht verlassen. Komplizenschaften werden nicht zuletzt deswegen mit einem besonderen Maß an Kreativität und Innovation assoziiert. Dabei ist die Kreativität nicht als direkte Folge der Intransparenz zu betrachten. Sie ist vielmehr dem Umstand geschuldet, nicht jedes Detail einer Diskussion umgehend nach außen, gegenüber Unbeteiligten, rechtfertigen zu müssen. Eine von Komplizenschaft geprägte Arbeitsweise kann demnach als geschützter Denkraum betrachtet werden.

Welche dieser drei verschiedenen Modi der Zusammenarbeit finden sich im Projekt *FindingPlaces?* Die Beantwortung dieser Frage verlangt einen Blick auf die Entstehungsumstände.

²⁶ Ziemer, Gesa: Komplizenschaft. Neue Perspektiven auf Kollektivität, Bielefeld: transcript 2013, S. 54.

²⁷ Ebd., S. 18.

Die Rahmenbedingungen von *FindingPlaces*

Die Idee zu *FindingPlaces* entstand, als die Stadt Hamburg Unterkunftsplätze für viele Flüchtlinge bereitstellen musste und gleichzeitig die in der Öffentlichkeit emotional geführte Debatte zu einem Stocken der Unterbringungsplanung führte. Der Vorschlag für ein innovatives Vorgehen für die Unterkunftsplanung fand unter zwei Rahmenbedingungen statt, die die Durchführung des Projekts sowohl in der Stadt Hamburg als auch konkret am *CityScienceLab* begünstigten. Die Verknüpfung neuer Technologien mit bis dato zumeist analogen Beteiligungsformen versprach ein Beteiligungsprojekt mit einem neuartigen Vorgehen: die tatsächliche Einbeziehung der lokalen Expertise der Bürger/-innen. Diese sollte ermöglicht werden durch die Existenz des Hamburgischen Transparenzgesetzes und eine bestehende Kooperation des *CityScienceLabs* mit dem *MIT Media Lab* in Boston, in dessen Rahmen digitale *Decision Tools* entwickelt werden.

Zugang zu städtischen Daten: Das Hamburgische Transparenzgesetz

Eine begünstigende Voraussetzung und Unterstützung für die Planung und Durchführung des Beteiligungsprojekts *FindingPlaces* war das bereits im Jahr 2012 in Hamburg verabschiedete Transparenzgesetz.²⁸ Mit diesem verpflichtet sich die Stadt, Daten und Informationen über eine öffentliche Plattform, das *Transparenzportal*, den Bürgern/ Bürgerinnen online zur Verfügung zu stellen.²⁹ Über das *Transparenzportal* können beispielsweise die Messergebnisse der Feinstaubsenso ren in der Stadt und die Adressen aller hamburgischen Schulen und

²⁸ Freie und Hansestadt Hamburg (FHH): Hamburgisches Transparenzgesetz (HmbTG) vom 19. Juni 2012, www.hamburg.de/contentblob/4413942/d9859caa87f74c500defa4df06fc21e4/data/pdf-das-hamburgische-transparenzgesetz.pdf vom 11.4.2018.

²⁹ Transparenzportal Hamburg, <http://transparenz.hamburg.de/> vom 11.4.2018.

Kindertagesstätten, aber auch Verträge, die die Stadt geschlossen hat, eingesehen werden. Vielen Bürgern/Bürgerinnen ist die Existenz des *Transparenzportals* nach wie vor unbekannt. Städtische Daten wie diese, die zentral – unter anderem über das *Transparenzportal* – zur freien Nutzung zur Verfügung stehen –, können Unterstützung in stadtplanerischen Fragestellungen bieten, z. B. im Rahmen von so genannten Multistakeholderdiskussionen.

An diese Perspektive knüpft *FindingPlaces* an, da die Verfügbarkeit der Daten für eine Umverteilung von Herrschaftswissen zu nutzen, ein expliziter Ansatz des Projekts war: Die Expertise, die z. B. die Mitarbeiter/-innen des Zentralen Koordinierungsstabs Flüchtlinge (ZKF) einsetzen, um Flächen hinsichtlich ihrer Eignung für eine spezifische Nutzung oder Bebauung zu prüfen, sollte den Bürgern/Bürgerinnen für die Diskussion in den Workshops zur Verfügung gestellt werden: Dabei sollten städtische Daten so weitgehend zugänglich gemacht werden, dass Bürger/-innen dieses Fachwissen, ergänzt um ihre eigene Lokalexpertise, also um ihr individuelles Wissen und ihre eigene Einschätzung der Nutzungspotentiale von Flächen in ihrer Nachbarschaft dazu nutzen, gangbare Vorschläge für die Bebauung von Unterkünften zu erarbeiten.

Decision Support durch digitale Stadtmodelle

Die Entwicklung und Durchführung von solchen Multistakeholderprozessen ist eine der Aufgaben des im Jahr 2015 als Kooperation mit dem *MIT Media Lab* gegründeten *CityScienceLab* (CSL) an der *HafenCity Universität Hamburg*. Das CSL »erforscht die Wechselwirkung von Stadt und Digitalisierung« und »initiiert Dialoge zwischen Wissenschaft, Politik, Zivilgesellschaft und Wirtschaft«³⁰. Ein wichtiges Tool dabei sind so genannte *CityScopes* – interaktive 3-D-Stadtmodelle, die der Modellierung

³⁰ Vgl. die Selbstbeschreibung des CSL auf seiner Webseite: <https://www.hcu-hamburg.de/research/csl/> vom 11.4.2018.

und Simulation städtischer Szenarien dienen. Sie werden u. a. für Multistakeholderdiskussionen als Mittel zur Entscheidungsunterstützung eingesetzt. Dieser Mehrwert der Integration neuer Medien im Sinne eines *Decision Support* wird u. a. von Jakob Dörre und Gerhard Bukow erwähnt, die positiv bewerten, dass neue Medien dazu beitragen,

»die Meinungsbildung selbst aktiv [zu] unterstützen. So wird versprochen: einfacherer Zugang zu Informationen, bessere Darstellung von Informationen, unterstützende automatisierte Verarbeitung und Aufbereitung von Informationen, Ermöglichung von Kommunikation von Bürgern ganz unterschiedlicher Meinungen.«³¹

In technischer Hinsicht werden mit den vom *MIT Media Lab* entwickelten *CityScopes* räumliche Informationen prozessiert und visualisiert. *CityScopes* bestehen aus verschiedenen Komponenten: einem Tisch mit transparenter Oberfläche, auf den farbig codierte Legosteine platziert werden, die wiederum von unter dem Tisch angebrachten Kameras erkannt und an einen Computer weitergegeben werden, welcher die Informationen analysiert. Das Ergebnis wird über einen Beamer auf den Tisch projiziert und auf einem weiteren Bildschirm ausgegeben. Auf diese Weise ist es z. B. möglich, Daten nutzerfreundlich zu visualisieren und komplexe Informationen auch für Laien verständlich aufzubereiten. So können z. B. einfach verständlich Analysen über Entfernungen zwischen zwei Orten, so genannte Erreichbarkeitsanalysen, vorgenommen werden. Das *CityScienceLab* profitierte bei der Konzipierung von *FindingPlaces* von den Erfahrungen, die das *MIT* beim Einsatz von *CityScopes* in Multistakeholderprozessen bereits gesammelt hat. Die digitalen Stadtmodelle kamen zuvor beispielsweise zur Entschei-

31 Dörre, Jakob/Bukow, Gerhard Chr.: »Die Grenzen geteilten Handelns und neuer partizipativer Demokratieformen«, in: Ralf Biermann/Johannes Fromme/Dan Verständig (Hg.), *Partizipative Medienkulturen. Positionen und Untersuchungen zu veränderten Formen öffentlicher Teilhabe*, Wiesbaden: Springer 2014, S. 89–112, hier S. 90.

dungsunterstützung bei der Neuplanung einer Schnellbusstrecke in Boston zum Einsatz: Interaktive Elemente ermöglichen die Modellierung verschiedener Szenarien, die die Auswirkungen einer veränderten Führung einer Busspur bzw. die Auswirkungen neuer Platzierungen von Haltestellen aufzeigten. Die Visualisierung bot auch in diesem Fall eine Entscheidungsunterstützung für die Diskussion mit Bürgern/Bürgerinnen und anderen Stakeholdern und ermöglichte eine durchdachte Planung.³² Die für *FindingPlaces* formulierte Anforderung, den Dialog zwischen Bürgern/Bürgerinnen und Stadt auf der Suche nach geeigneten Flächen für die Unterbringung von Geflüchteten zu unterstützen, versprachen die *CityScopes* einzulösen: Die Visualisierung städtischer Daten auf den Stadtmodellen sollte die Basis für einen produktiven und möglichst gleichberechtigten Dialog bieten. Aber war der Dialog tatsächlich konstruktiv? Und in welcher Weise hat die Art der Zusammenarbeit auf eine produktive Diskussion Einfluss genommen?

Ausgangssituation des Projekts

Im Februar 2016 wandte sich der damalige Erste Bürgermeister Hamburgs, Olaf Scholz, an das *CityScienceLab*, um mit ihm zusammen über mögliche Lösungen für die festgefahrenen Situation bezüglich der Unterbringung von Geflüchteten zu sprechen: Als unmittelbare Folge fehlender Unterkünfte waren viele Flüchtlinge temporär bereits in Zelten untergebracht, und die öffentliche Diskussion über die Unterbringung von Geflüchteten war emotional stark aufgeladen: Diversen Initiativen, die sich verschiedenen Facetten der Unterstützung der ankommenden Geflüchteten widmeten, stand eine Reihe von Initiativen gegenüber, die den Bau neuer Unterkünfte – vor allem mit Varianten des »Not-in-my-backyard-Arguments« – verhindern wollten. Die Si-

³² Chin, Ryan: »Changing Places and the Mobility Futures Collaborative Launches Platform at the Roxbury Innovation Center in Dudley Square«, 7.10.2015, <https://ira.mit.edu/blog/brt> vom 30.10.2018.

tuation war verfahren, und bei vielen neuen Flächenvorschlägen der Stadt regten sich Anwohnerproteste, die oftmals gerichtlich ausgetragen werden mussten.

Das formulierte Interesse während des Gesprächs war es, ein Projekt entwickeln zu lassen, bei dem sich die hamburgische Bevölkerung aktiv in die Diskussion von Lösungsvorschlägen einbringen sollten. Auf diese Weise sollte die u. a. von Bürgerinitiativen geäußerte Kritik gegenüber dem herkömmlichen Vorgehen bei der Flüchtlingsunterbringung, bei der Anwohner/-innen erst spät über die Planung einer Unterkunft informiert wurden, im Planungsprozess berücksichtigt werden. Gedacht wurde an einen konstruktiven Dialog zwischen Bürgern/Bürgerinnen und Stadt, innerhalb dessen Diskussionen über eine *gerechte*³³ Verteilung von Flüchtlingen ebenso Platz haben sollten wie die Vermittlung von Unterbringungsplanungen begünstigenden bzw. verhindernden Standortfaktoren. Unterstützen sollten ein solches Vorgehen die durch das Hamburger *Transparenzportal* zur Verfügung stehenden städtischen Daten über Besitzverhältnisse, Nutzungen sowie Nutzungsbeschränkungen von Flächen sowie das am *CityScience-Lab* bereits erprobte Tool zur interaktiven Visualisierung und Modellierung städtischer Daten – *CityScopes*. Am Ende eines solchen Dialogs sollten Vorschläge für neue Unterbringungsstandorte stehen, die von der Stadt und den Bürgern/Bürgerinnen empfohlen werden sein sollten. In den Vorgesprächen zum Projekt wurde der Wille betont, die von den Bürgern/Bürgerinnen vorgeschlagenen Flächen wohlwollend zu prüfen und Richtungswechsel üblicher Planungspraxen zu berücksichtigen. Bspw. wurden vor der Durchführung von *FindingPlaces* nie Grünflächen als Unterkunftsflächen vorgeschlagen; sollte das aber ein Ergebnis der Workshops sein, müsse die Stadt darüber nachdenken.

33 Die Forderung nach einer gerechten Verteilung von Flüchtlingen war in dem Umstand begründet, dass es einige, vornehmlich reichere Stadtteile in Hamburg gab und gibt, in denen kaum Flüchtlinge untergebracht worden sind, wohingegen in einigen Stadtteilen, in denen überdurchschnittlich viele Menschen von Sozialleistungen leben, verhältnismäßig viele Flüchtlinge untergebracht worden waren.

Beteiligte Akteure

Die Akteurskonstellation im Projekt war ungewöhnlich und hinsichtlich des Ziels des Projekts mit einer besonderen Herausforderung verbunden: dem Versuch, durch Aufbereitung und Visualisierung städtischer Daten Bürgern/Bürgerinnen ein möglichst umfassendes Mitspracherecht zu gewähren und ihnen das dafür erforderliche Wissen zu vermitteln, um auf Augenhöhe diskutieren zu können. Die Konzeption und Durchführung des Beteiligungsprojekts *FindingPlaces* wurde als Kooperation zwischen der Senatskanzlei der Freien und Hansestadt Hamburg (FHH) als Auftraggeberin, dem an der HCU beheimateten *CityScienceLab* (CSL) und der *Stadterneuerungs- und Stadtentwicklungsgesellschaft Hamburg mbH* (*steg*) durchgeführt. Die *steg* ihrerseits blickt auf eine lange Tradition der Bürgerbeteiligung zurück: Seit 1990 ist sie im Auftrag der Stadt als Sanierungs- und Entwicklungsträger tätig. Die Kooperation beinhaltete definierte Rollen für die an der Planung beteiligten Akteure: Auftraggeber des Projekts war die Senatskanzlei, die *steg* übernahm die Moderation der Workshops sowie die Öffentlichkeitsarbeit des Projekts, und das *CityScienceLab* verantwortete das Design und die Durchführung der Workshopreihe inklusive der Datenaufbereitung und -visualisierung durch die *CityScopes*. Von Seiten der Stadt waren in der Vorbereitung und Durchführung und ebenso an der Flächenprüfung maßgeblich Mitarbeiter/-innen des *Zentralen Koordinierungsstabs Flüchtlinge* (ZKF) sowie verschiedener Fachämter der Bezirke anwesend und auch während der Diskussionen innerhalb der Workshops als Experten/Expertinnen ansprechbar. An der Flächenprüfung waren weder das CSL noch die *steg* beteiligt. Die Beteiligung von Bürgern/Bürgerinnen war lediglich für die Workshopphase vorgesehen, nicht aber für die Planung des Projekts und auch nicht für die Prüfung der vorgeschlagenen Flächen.

An den zwischen Mai und Juli 2016 an der HCU durchgeführten 34 Workshops, zu denen hamburgweit über die Presse sowie über die sozialen Medien eingeladen worden war, haben insgesamt 400

Abbildung 1: Erläuterung der Flächenkriterien am CityScope. Copyright Walter Schießwohl.



Bürger/-innen teilgenommen.³⁴ Dabei wurden 161 Flächen mit Unterbringungsmöglichkeiten für insgesamt 23.000 Menschen diskutiert, die zur Prüfung an die Stadt weitergegeben wurden. Die Workshopreihe von *FindingPlaces* wurde mit einer öffentlichen Auftakt- und einer Abschlussveranstaltung gerahmt und war begleitet von um-

34 Die Veranstaltungen fanden auf Deutsch statt und wurden nur auf Deutsch beworben, wodurch nicht oder nur wenig Deutsch sprechende Menschen von der Teilnahme tendenziell ausgeschlossen waren. Diese Entscheidung wurde aufgrund von Zeit- und Ressourcenknappheit getroffen, wenngleich die Expertise insbesondere auch von Flüchtlingen die Diskussion über die Eignung von Flächen bereichert hätte. Eine weitere Hürde bei der Teilnahme am Projekt war der Ort: Die Lage der HCU in Hamburg Mitte ist für manche besser und für andere, z. B. für Einwohner/-innen Bergedorfs, deutlich schlechter bzw. zeitaufwendiger zu erreichen. Die Entscheidung für einen zentralen Ort für die Durchführung des Projekts ergab sich durch das Interesse, einen neutralen Ort für möglichst sachliche Diskussionen zur Verfügung zu stellen.

fangreicher Berichterstattung durch die lokale und überregionale Presse.³⁵

In den verschiedenen Phasen des Projekts waren, wie dargestellt, unterschiedliche Akteure in verschiedener Weise und mit unterschiedlichen Kompetenzen, Voraussetzungen und Handlungsspielräumen beteiligt. *FindingPlaces* war eine Art Multi-Stakeholder-Diskussion: Nicht nur waren Bürger/-innen aufgefordert, ihre Meinung zu einem bestimmten Planungsvorhaben abzugeben oder sich in die Planung im Rahmen einer Diskussion einzumischen, sondern das Projektdesign beabsichtigte, die Workshops als konstruktiven Dialog zwischen Bürgern/Bürgerinnen – als Lokalexpererten/-expertinnen – und Mitarbeiter/-innen der Bezirke und des ZKF – als Fach-Experten/-Expertinnen – zu gestalten, bei dem die beteiligten Akteure möglichst gleichberechtigt diskutieren sollten. Die Visualisierung von Fachdaten sollte dabei dialogunterstützend sein und die Diskussion unterschiedlicher Positionen ermöglichen, um durch die Verknüpfung von Fachdaten und lokalem Wissen bessere Entscheidungen für Flüchtlingsunterkünfte treffen zu können.

Die Vorbereitung von *FindingPlaces*

Zentraler Teil der Vorbereitung des Projekts war die Entscheidung für und die Strukturierung der Daten, die auf den *CityScopes* visualisiert werden und eine qualifizierte Diskussion der Bürger/-innen ermöglichen sollten. Den Teilnehmenden sollte dabei auch die Komplexität städtischer Planung vermittelt und Entscheidungswege transparent

³⁵ Siehe u.a. Balasko, Sascha: »Quartiersuche am Stadtmodell beginnt«, Hamburger Abendblatt vom 12.5.2016, <https://www.abendblatt.de/hamburg/article207556481/Quartiersuche-am-Stadtmodell-beginnt.html> vom 11.4.2018; Briegleb, Till: »App der guten Hoffnung«, Süddeutsche Zeitung vom 15.6.2016, www.sueddeutsche.de/kultur/stadtentwicklung-app-der-guten-hoffnung-1.3034911 vom 11.4.2018; Schipkowski, Katharina: »Wohin mit den Flüchtlingen?«, TAZ vom 15.9.2016, www.taz.de/!5336436/ vom 11.4.2018.

nachvollziehbar gemacht werden können. Die Flächensuche, so wurde in der Vorbereitung seitens des ZKF entschieden, sollte sich ausschließlich auf städtische Flächen beschränken. Außer privaten Flächen wurden z. B. auch Straßen und Gewässer als Potentialflächen für die Bebauung mit Unterkünften ausgeschlossen.³⁶ Die Größe und aktuelle Nutzung der Flächen ebenso wie die Einschränkungen, die in gesetzlicher Hinsicht z. B. durch Bebauungspläne und in natürlicher Hinsicht z. B. durch Bodenbeschaffenheit, Lärmbelastung und anderes vorgegeben waren, mussten inhaltlich vorstrukturiert werden, um die Komplexität der Informationen auf ein Workshopsetting anzupassen, in dem Bürger/-innen untereinander und mit Mitarbeitern/Mitarbeiterinnen der Stadt diskutieren sollten. Für diesen Zweck wurden gut 30 Kriterien in Abhängigkeit ihrer Relevanz für oder gegen eine Bebauung in harte und weiche Kriterien eingeteilt und miteinander verschnitten, so dass für jede der so genannten Potentialflächen – insgesamt 250.000 – eine automatisierte Bewertung mit einem geringen, mittleren oder hohen Einschränkungsgrad – auf den *CityScopes* jeweils unterschiedlich farbig markiert – vorgenommen werden konnte. Die Datenvorbereitung, die von Seiten des ZKF in Abstimmung mit dem *CityScienceLab* vorgenommen wurde, war von immensem Vorteil für die Diskussionen in den Workshops, da die große Herausforderung der Flächensuche angesichts der Flächenknappheit in einer sich verdichtenden Großstadt und der Einschränkungen, denen viele Flächen unterworfen waren, schnell deutlich wurde. Sie bot die Basis für Diskussionen, in denen Bürger/-innen ergänzend zu den bereitgestellten Flächeninformationen ihre eigene Lokalexpertise in Form von Argumenten für oder gegen eine konkrete Fläche einbringen können sollten. Diese Vorbereitung war von einer kooperativen Arbeitsweise geprägt: Die Expertise des ZKF bei der Bewertung von Flächenpotentialen und der dafür erforderlichen Daten und Informationen floss als Teil der Visualisierung in die Konzeption der *CityScopes* mit ein. Ergänzt wurde dies durch Informationen wie die Verteilung bestehen-

36 Vgl. dazu ausführlicher T. Holtz, Flächensuche.

der und geplanter Unterkünfte, die Schul- und Kitastandorte und eine Übersicht über den ÖPNV – infrastrukturelle Informationen, die bei einer Flächenbewertung ebenfalls herangezogen hätten werden können.

Der Beteiligungsprozess: Workshops

In den zweistündigen Workshops wurde den Teilnehmenden zunächst ein Überblick über die Verteilung der bestehenden und geplanten Unterkünfte und den Bedarf neuer Unterkünfte gegeben. Außerdem wurde ihnen die grobe Bewertung der Potentialflächen hinsichtlich der bestehenden Einschränkungen anhand der hinzugezogenen Flächenkriterien erläutert.³⁷ Auf dieser Basis – und bei einem gleichzeitigen Blick auf einen *CityScope*, auf dem die Potentialflächen eines Bezirks farblich gekennzeichnet waren –, konnten sie Flächenvorschläge machen. Dafür platzierten sie einen so genannten Suchstein auf dem *CityScope*, die Position des Steins wurde über Webcams ausgelesen und die genauen Informationen zur Fläche auf einem Bildschirm angezeigt. Anhand der Visualisierung der detaillierten Flächeninformationen haben dann die Teilnehmenden des Workshops, ergänzt durch Rückmeldungen der anwesenden Vertreter/-innen des ZKF und der Bezirke, die Eignung unterschiedlicher Flächen im Quartier diskutiert. Die Rückmeldungen waren häufig fachbezogene Einschätzungen zu den jeweiligen Flächen, die nicht in den visualisierten Flächeninformationen enthalten waren. Das konnten sowohl noch nicht veröffentlichte (Vor-)Planungen sein, bspw. eine Fläche im Rahmen der Fortführung von Wohnungsbauprogrammen zu nutzen, oder die Annahme einer fehlenden Erschließung eines Grundstücks mit Ver- und Entsorgungsnetzen, die von Bürgern/Bürgerinnen anhand der Luftbilder nicht erkennbar war. Die während der Workshops erarbeiteten Flächenvorschläge sind jeweils zur zeitnahen Prüfung an die Stadt weitergegeben worden.

³⁷ Die Basis dafür waren die im Rahmen der Vorbereitung zusammengetragenen und visualisierten Daten.

Abbildung 2: Platzierung eines Suchsteins auf einer zuvor vorgeschlagenen Fläche. Copyright Walter Schießwohl.



Die Workshophase war damit weitgehend von kollaborativen Formen der Zusammenarbeit geprägt, in denen es explizit nicht die Absicht war, die Bürger/-innen »längst beschlossene Masterpläne abnicken zu lassen«³⁸. Vielmehr konzentrierte sich das Design und die Durchführung der Workshops darauf, Bürger/-innen Informationen zu vermitteln, die für eine Planung erforderlich sein würden, um dann Möglichkeiten und mögliche Beschränkungen einzelner Flächen zu diskutieren. Diese Vorgehensweise entspricht Kollaboration in der Definition von Terkessidis, der sie als Mittel betrachtet, um »den Raum zwischen Gesetzgeber und der Bevölkerung zu füllen«³⁹. Unterstützt wurde diese Art des Dialogs bei *FindingPlaces* nicht nur durch die Datenvorbereitung und -visualisierung, sondern auch durch die

38 M. Terkessidis, Kollaboration, S. 27.

39 Ebd., S. 54.

fachliche Einführung durch Mitarbeiter/-innen des *CityScienceLab* sowie durch eine Moderation der Diskussionen, die von Mitarbeitern/ Mitarbeiterinnen der *steg* übernommen wurde.

Die Diskussionen bei den Workshops führten auf allen Seiten zu Einsichten: Durch die Bereitstellung und Visualisierung der Daten konnte eine größtmögliche Transparenz gewährleistet werden, die zum Umdenken und Überdenken von teils verhärteten Einstellungen führte. Dabei hatte die Vorgehensweise, die Diskussion über Flächen anhand der vorab – durch den ZKF und das *CSL* – definierten Kriterien zu rahmen, Vor- und Nachteile: Von Vorteil war, dass auf diese Weise, durch die Visualisierung von Flächeninformationen, ein rasches *Sich-hineinversetzen-Können* in die Komplexität von Planungsscheidungen möglich war. Flächen, die geringen Einschränkungen unterworfen waren, konnten so optisch leicht von denen unterschieden werden, die stärkeren Einschränkungen unterlagen. Nachteilig war, dass die Kriterien, die die Einschränkungen der Flächen markierten, auf diese Weise als unverrückbar und natürlich gegeben dargestellt wurden. In der Konsequenz wurde damit der Umstand, dass sie Ergebnis politischer Entscheidungen und Ergebnisse städtischer Planungspraxis sind, ignoriert. Zwar wurden die für *FindingPlaces* ausgewählten Flächenkriterien mit Bedacht festgelegt, jedoch wurde der Verhandlungs- und Handlungsspielraum, der immanenter Teil städtischer Planung ist, zugunsten einer einfachen Begreifbarkeit bzw. Vermittelbarkeit der »Spielregeln« ignoriert bzw. vernachlässigt. Die Grauzonen, die Teil von städtischer Planung sind, lassen sich eben nicht *einfach so* visualisieren. Bezogen auf die Form der Zusammenarbeit kann für diesen Aspekt gesagt werden, dass das Erstellen neuer Regeln, das das Infragestellen der festgelegten Kriterien erlaubt hätte, nur in Form eines komplizierten Vorgehens möglich gewesen wäre, bei dem alle Beteiligten in allen Phasen des Projekts gleichermaßen beteiligt sind, also der bereits erwähnte Dreischritt von Entschlussfassung, Planung und Durchführung gewährt worden wäre.

Die Prüfung: Bewertung der Flächenvorschläge

Die Prüfung der Flächenvorschläge wurde vom ZKF in enger Abstimmung mit den verantwortlichen Fachbehörden und Bezirksamtern durchgeführt. Dabei wurden außer den in den Workshops diskutierten Flächenkriterien und Rahmenbedingungen auch weitere Informationen über eine Fläche herangezogen.⁴⁰ So wurden Flächen gegebenenfalls abgelehnt, weil sie bereits anderweitig verplant waren (z. B. für Gewerbe- oder Wohnungsbau), sie als »unverzichtbare Park-, Grün- und Spielplatzflächen« betrachtet wurden oder bautechnische Aspekte einer Bebauung widersprachen.⁴¹ Letzteres war z. B. bei Flächen mit starkem Gefälle der Fall, da eine Begradigung der Fläche sehr kostenintensiv gewesen wäre. Wenngleich aus der ersten Prüfung gut ein Viertel der vorgeschlagenen Flächen als »Geeignet in Ersteinschätzung«⁴² hervorgingen, wurden bei der tiefergehenden Prüfung fast alle Flächen als »Nicht geeignet/nicht umsetzbar nach vertiefter Prüfung« beurteilt. Nur für sechs Flächen wurde der Bau einer Unterkunft empfohlen.⁴³ In dieser Phase des Projekts wäre insbesondere ein Einbinden der Bürger/-innen in den Prüfprozess notwendig gewesen. Dies hätte erlaubt, dass zum einen das Verständnis städtischer Planung hätte vertieft werden können. Zum anderen hätte es ermöglicht, Flächenentscheidungen zu diskutieren. Denn, wie an den Gründen für die Ablehnung einer Fläche zu erkennen ist, handelt es sich dabei häufig nicht um vermeintlich objektive Kriterien, sondern um Entscheidungen, die fast immer einen Entscheidungs- und Handlungsspielraum beinhalteten. Die Prüfung der Flächen könnte als komplizenschaftli-

40 Vgl. Projektwebseite *FindingPlaces*: <https://www.findingplaces.hamburg/flaechen-pruefung/index.html> vom 11.4.2018.

41 <https://www.findingplaces.hamburg/ergebnisse/index.html>.

42 Ebd. Die Formulierung ist den Prüfprotokollen entnommen.

43 Dabei handelte es sich um vier Grünflächen, einen Park und um Stellplätze. Dies verwundert nicht, da ungefähr die Hälfte der in den Workshops vorgeschlagenen Flächen Parks und Grünflächen bzw. landwirtschaftlich genutzte Flächen waren. Vgl. T. Holtz, Flächensuche, S. 59 f.

che Zusammenarbeit (unter Ausschluss der Bürger/-innen) betrachtet werden. Es gab Absprachen und Entscheidungen, die zwar nicht explizit konspirativ vorgenommen worden sind, jedoch gleichzeitig der Öffentlichkeit nicht transparent vermittelt wurden: Die Prüfprotokolle, auf die gleich einzugehen sein wird, dokumentieren überwiegend nur die Entscheidungen, nicht aber den Entscheidungsprozess.⁴⁴ Die vollständig fehlende Einbeziehung von Bürgern/Bürgerinnen in diesen Schritt lässt die kollaborative Art der Zusammenarbeit während der Workshops nahezu obsolet erscheinen, da die Prüfergebnisse nicht einer erneuten Diskussion mit Bürgern/Bürgerinnen unterzogen wurden. Das für das Projekt beabsichtigte transparente Vorgehen wurde hier nicht erfüllt – zumal für die Teilnehmenden unklar blieb, wer an der Prüfung letztlich beteiligt war. Über Entscheidungswege und Abwägungen wurde – wenn überhaupt – nur sporadisch informiert. Auch wenn dieses Vorgehen aufgrund der Zeit- und Ressourcenknappheit nachvollziehbar ist, führte diese Kommunikationsstrategie zu Intransparenz. Von einer Komplizenschaft im Sinne von Gesa Ziemer kann man diesbezüglich nicht mehr sprechen, denn diese hätte neue Wege gangbar gemacht bzw. eröffnet – und so einen Mehrwert durch die Komplizenschaft geschaffen, was an dieser Stelle des Prozesses nicht der Fall war.

Die Prüfprotokolle: Dokumentation der Zusammenarbeit

Die Ausgangsfrage des Artikels war, inwieweit das Ergebnis der Flächensuche – die hohe Diskrepanz zwischen vorgeschlagenen und zur Umsetzung empfohlenen Flächen – das Ergebnis spezifischer Formen von Zusammenarbeit im Projekt ist. Um dies zu bewerten, sind neben dem Prozess der Flächensuche und dem Prüfprozess vor allem auch

⁴⁴ Das konspirative Moment komplizenschaftlicher Zusammenarbeit birgt für Gesa Ziemer unter anderem die Möglichkeit, durch beabsichtigte – legale – Regelbrüche innovative Ziele zu verfolgen. Vgl. G. Ziemer, Komplizenschaft, S. 46.

die Prüfergebnisse in Form der Prüfprotokolle ein relevanter Faktor, den es zu berücksichtigen gilt. Die Protokolle, in denen die Vorschläge ebenso wie die Prüfergebnisse dokumentiert sind, zeigen ein gravierendes Problem hinsichtlich der Zusammenarbeit im Projekt auf: Zum einen wurde die Dokumentation der Diskussionen häufig einzig in Form einer Zahl – der Anzahl der vorgeschlagenen Unterkunftsplätze – als Flächenkommentar vorgenommen. Zum anderen ist auffällig, dass sich die Antworten des ZKF in den Prüfprotokollen zumeist nicht auf die dargelegten Argumente beziehen, sondern andere Aspekte für oder gegen eine Bebauung genannt werden. So wird als Argument der Workshopteilnehmer/-innen für eine Bebauung des Öfteren eine gute infrastrukturelle Anbindung genannt,⁴⁵ diese jedoch im Rahmen der Prüfung durch den ZKF nicht aufgegriffen. Im Gegenteil geht es dort eher um bautechnische Fragen sowie »Kapazität und Wirtschaftlichkeit«⁴⁶. Das Problem, dass viele Argumente, die während der Workshops formuliert wurden, nicht dokumentiert wurden, liegt unter anderem daran, dass auf einen Audiomitschnitt der Diskussionen zur Wahrung der Privatsphäre verzichtet wurde. Das hat dazu geführt, dass bei vielen Workshops die Kommentare sehr knapp ausfielen oder sogar nur das Ergebnis der Diskussion dokumentiert wurde. Für einen weiterführenden Dialog im Sinne einer kollaborativen Flächensuche für Flüchtlingsunterkünfte wäre eine detailliertere Dokumentation hilfreich gewesen. Diese hätte auch zu einem deutlich späteren Zeitpunkt in die Bewertung von Flächen mit einbezogen werden können. Das Problem der fehlenden Dokumentation im Zusammenhang mit den fehlenden Möglichkeiten für die Workshopteilnehmer/-innen – oder für andere Bürger/-innen – Einfluss auf die Prüfentscheidungen zu nehmen, wird beispielsweise deutlich an einem Flächenvorschlag in

45 Z.B. die Flurstücke https://findingplaces.hamburg/files/ergebnisse/flurstueck_020303-05060.pdf vom 14.10.2016 und https://findingplaces.hamburg/files/ergebnisse/flurstueck_020547-01130.pdf vom 14.10.2016.

46 https://findingplaces.hamburg/files/ergebnisse/flurstueck_020303-05060.pdf vom 14.10.2016.

einem Workshop am 27.5.2016: Von Anwohnerseite wurde eine Fläche in der Glashüttenstraße vorgeschlagen, die in der vertieften Prüfung als nicht geeignet eingestuft wurde – ohne dass dies den Flächenmerkmale hätte entnommen werden können.⁴⁷ In der Diskussion um die Fläche wurden als günstige Voraussetzungen für die Errichtung einer Unterkunft das erwiesenermaßen unterstützende nachbarschaftliche Umfeld ebenso wie die zentrale Lage und die damit verbundene gute Infrastruktur genannt. Der Hinweis, dass die vorgeschlagene Grünfläche, die sich in Hinterhoflage befindet, von der Nachbarschaft genutzt und benötigt würde, wurde mit dem Hinweis auf den nahegelegenen Park *Planten un Blomen* entkräftet. Im Flächenvorschlag ist die Diskussion nicht nachzuvollziehen. Der knappe Kommentar lautet: »Erschließung gegeben – vorgeschlagene Bewohnerzahl 80«. Der ZKF beurteilt die Fläche in Ersteinschätzung als geeignet für eine Bebauung – trotz Verweisen auf die Nutzung der Grünfläche als Erholungsfläche und auf die noch zu klärende verkehrstechnische Erschließung des Grundstücks. In der tiefergehenden Prüfung wird eine Bebauung jedoch abgelehnt – mit dem Argument, der Spielplatz würde von den umliegenden Kitas genutzt.

Die Beispiele zeigen das Fehlen von Transparenz, die zu bieten das Projekt angetreten ist. Weder weiß man, welche und ob eine Kita zu diesem Umstand befragt worden ist, noch wird eine Option eröffnet, dass eine Kita auch einen anderen nahegelegenen Spielplatz nutzen könnte. An diesem Beispiel, das exemplarisch für viele andere gesichtete Prüfprotokolle steht, wird deutlich, dass die Zusammenarbeit letztlich begrenzt war. Dies zeigt sich auch an einem weiteren Problem bei der Entscheidungsfindung. So waren die Bürger/-innen als wesentliche Akteursgruppe zwar Teil des Flächenfindungsprozesses, sie waren aber nicht in die Festlegung der zur Diskussion stehenden Kriterien eingebunden. So kam es, dass die Kriterien und Bewertungen der Einschränkungsgrade städtischer Flächen, als neutral dargestellt

⁴⁷ https://findingplaces.hamburg/files/ergebnisse/flurstueck_020120-01765.pdf vom 14.10.2016.

wurden, obwohl die Festlegung politischen Entscheidungen zugrunde lag. So wurde z. B. Büroleerstand (wenngleich Leerstand zumeist nicht städtische, sondern private oder privatisierte Grundstücke betrifft) nicht als Unterbringungspotential betrachtet, während Grünflächen in der Stadt fast durchgängig als Flächen mit geringer Einschränkung und damit als relativ einfach bebaubar bewertet wurden. Zuständigkeiten und Entscheidungsbefugnisse innerhalb der verantwortlichen Bezirks- und Behördenstrukturen blieben größtenteils unhinterfragt. Die Ergebnisse der Prüfung wurden nicht ausreichend begründet und es gab keine weitere Möglichkeit für Einspruch bzw. keine Transparenz für die Entscheidungsfindung von Seiten der städtischen Akteure. Ein kollaboratives Zusammenarbeiten in der Prüfungsphase hätte ein iteratives Verfahren erfordert und ein damit verbundenes beidseitiges Einlassen auf die Argumente der anderen Seite. Dies hätte in Bezug auf die endgültige Entscheidung eine andere Form der Dokumentation erfordert, um Argumente in vollem Umfang in den Prüfprozess einbeziehen zu können. Darüber hinaus hätte die Entscheidungsfindung aber mit einer weiteren Gesprächsrunde kombiniert werden müssen, um so die Ergebnisse nachvollziehbar zu machen.

Zusammenfassung und Ausblick

Wie erklärt sich mit Blick auf die Formen der Zusammenarbeit die Differenz zwischen den auf Basis der Workshops vorgeschlagenen 161 Flächen und den sechs aus der Prüfung durch Bezirke und Behörden verbliebenen und zur Umsetzung empfohlenen Flächen? Die Prüfprotokolle zeigen deutlich, dass kooperative Formen der Zusammenarbeit im Projekt überwogen haben: Die eigentliche Zusammenarbeit, in die die Bürger/-innen eingebunden waren, blieb auf die reine Workshopteilnahme beschränkt. Eine Beteiligung in Form der Mit- oder Rücksprache im Prüfprozess oder in Form einer iterativen Vorgehensweise, die den Bürgern/Bürgerinnen erlaubt hätte, Einwände gegenüber den Prüfergebnissen zu äußern, fand nicht statt. Ein stärkerer Einsatz kol-

laborativer Formen und der Einbezug komplizenschaftlicher Vorgehensweisen, bei denen Mitarbeiter/-innen des ZKF und der Bezirke gemeinsam mit Bürgern/Bürgerinnen tatsächlich innovative Formen der Zusammenarbeit ausprobiert hätten, hätte gegebenenfalls zu anderen Ergebnissen geführt und die beschriebene Diskrepanz reduziert. Ein Reflektieren der Kräfteverhältnisse vor der Durchführung des Projekts hätte es ermöglicht, Bürger/-innen sowohl in die Vorbereitung des Projekts – und der Daten – als auch in die Prüfung der Flächen einzubeziehen. Dies hätte allerdings deutlich mehr zeitlicher und personeller, also finanzieller Ressourcen bedurft, hätte sich jedoch sowohl in Bezug auf die Ergebnisse als auch in Form der Stärkung der tatsächlichen Teilhabe- im Sinne von Mitbestimmungsmöglichkeiten ausgezahlt.

Bei einer Wiederholung des Projekts wäre es sinnvoll, um mit Eyal Weizman zu argumentieren, genau diese Grenze der Mitsprachemöglichkeit auszuweiten. Es müsste allerdings die Mitsprache ernstgenommen und die Stimmen und Argumente der Bürger/-innen nicht nur angehört, sondern mit Bedacht geprüft werden. Einen Ansatz dazu konnte man in der Vorbereitung des Projekts erkennen: Der Leiter des ZKF, Anselm Sprandel, wies in einer Sitzung darauf hin, dass die Stadt sich auch für den Fall, dass Bürger/-innen kostenintensive Lösungen für die Flüchtlingsunterbringung vorschlagen würden, über eine Umsetzung selbiger Vorschläge Gedanken machen müsse. Er ergänzte dies mit dem Hinweis, dass man demokratisch verfasst und damit dem Willen und den Interessen der Bürger/-innen verpflichtet sei.⁴⁸ Ein solches Einlassen auf Vorschläge hätte in letzter Konsequenz zu einer tatsächlichen Kollaboration im Sinne Terkessidis geführt. Er spricht von Kollaboration als einer »Zusammenarbeit, bei der die Akteure einsehen, dass sie selbst im Prozess verändert werden, und diesen Wandel sogar begrüßen«⁴⁹. Ein Beispiel hierfür waren die Dis-

48 Thematisiert wurden dabei u. a. die im Verhältnis höheren Betreuungskosten einer Unterkunft mit weniger als 40 Bewohnern/Bewohnerinnen.

49 M. Terkessidis, Kollaboration, S. 14.

kussionen während der Workshops, die überwiegend von einer solchen verändernden kollaborativen Zusammenarbeit geprägt waren. Hilfreich dabei waren die über die *CityScopes* bereitgestellten Flächeninformationen, die es auch Bürgern/Bürgerinnen ohne professionellen Planungshintergrund ermöglichten, sich aktiv und konstruktiv an den Diskussionen zu beteiligen. Während einiger Workshops konnte beobachtet werden, dass im Verlauf der Diskussion Positionen ausgetauscht und zu neuen Positionen weiterentwickelt wurden. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass vor allem die fehlende Zeit ein gravierendes Problem für die Glaubwürdigkeit von *FindingPlaces* als einem innovativen Format der Zusammenarbeit war. Der zeitliche Druck verunmöglichte es, die Flächenprüfung als iterativen Prozess im Dialog mit den Workshopteilnehmern/-teilnehmerinnen und mit Anwohnern/Anwohnerinnen der vorgeschlagenen Flächen zu gestalten, was für eine kollaborative Zusammenarbeit unabdingbar gewesen wäre. Eine Zusammenarbeit unterschiedlicher Akteursgruppen, die Aspekte von Komplizenschaft bereits in der Vorbereitung berücksichtigen würde, könnte zu einem nachhaltigeren und größeren Erfolg führen, da z. B. einzelne Flurstücke auch nach der erfolgten Prüfung hinsichtlich verbliebener Möglichkeiten der Umsetzung der Vorschläge oder zugunsten der Suche nach einem ähnlichen bzw. geeigneten Flurstück in der Nähe weiterverfolgt hätten werden können. Durch eine hyperlokale Fortsetzung der Diskussionen könnten Mitsprache verstärkt und Rahmungen geändert werden. Eine Arbeitsweise, die von komplizensthaftlichem Vorgehen, also der Beteiligung und damit der Zusammenarbeit aller Beteiligten in allen Phasen des Projekts geprägt ist, könnte das Paradox der Partizipation und das jeder Form der Teilhabe inhärente Problem der Kräfteverteilung und Hierarchisierung abschwächen und so mehr Raum für innovative Ideen eröffnen. Die Berücksichtigung dieser wesentlichen Faktoren der Organisation von Zusammenarbeit ist für Folgeprojekte wesentlich, denn nur so kann eine kollaborative Zusammenarbeit im besten Sinne möglich werden.

Kooperation für ein ›gutes Leben‹ trotz Demenz?

Kulturwissenschaftliche Einblicke in die Praxis des Case Managements bei Menschen mit demenziellen Erkrankungen

Nina Wolf und Yelena Wysling

Würstchen stehen im Zahnpflegesetzen. Darüber prangt ein überdimensionales Post-it mit dem Slogan: »Hinschauen lohnt sich. Demenz kann jeden treffen.« Das Bild stammt aus der 2015 gestarteten öffentlichen Sensibilisierungs- und Informationskampagne der Vereinigung Alzheimer Schweiz und Pro Senectute.¹

Abbildung 1: Plakatwand »Hinschauen lohnt sich. Demenz kann jeden treffen«, Gedächtnisskizze.



¹ <https://www.memo-info.ch> vom 1.2.2018.

Die Botschaft der Informationskampagne richtet sich an »jeden« von uns. Im hohen Alter nimmt die Wahrscheinlichkeit, an einer Demenz zu erkranken sprunghaft zu. Dabei spielt es keine Rolle, welche Ausbildung wir absolviert, wieviel Sport wir getrieben oder nach welchen Grundsätzen wir uns ernährt haben.² Wir sollen deshalb »hinschauen«, wenn sich »Vergesslichkeit« oder »Orientierungsschwierigkeiten« in unserem Alltag bemerkbar machen.³ So lautet die Nachricht weiter: »Mit einer frühen Diagnose und der richtigen Unterstützung lässt sich auch mit einer Demenz weiterhin »gut leben«⁴. Mit dieser Botschaft greift die Informationskampagne eine Vielzahl an Stimmen aus dem öffentlichen Diskurs um einen gelingenden Umgang mit der Krankheit⁵ auf. Demenz wird von Experten aus dem Gesundheits- und Sozialbereich sowie von politischen Akteuren als »Herausforderung«⁶ gehämt, die es nicht alleine, sondern im Gemeinsamen zu meistern gilt. Hinter der Botschaft, dass Demenz »jeden« treffen kann, verbirgt sich eine zweite Bedeutungsebene: »Von der Demenz betroffen sind auch nahe Bezugspersonen, die im Alltag Unterstützung leisten«, informiert das Bundesamt für Gesundheit in der Nationalen Demenzstrategie 2014–2019.⁷ Laut *Alzheimer Schweiz* lebt über die Hälfte der Menschen mit Demenz zu Hause und wird von Privatpersonen umsorgt.⁸ Ihnen

² Vgl. hierzu www.alz.ch/index.php/vorbeugen.html vom 7.8.2018. Ein gesunder Lebensstil kann zwar das Risiko, an einer Demenz zu erkranken verringern, jedoch nicht mit absoluter Sicherheit.

³ <https://www.memo-info.ch> vom 1.2.2018.

⁴ Ebd.

⁵ Ebd., Demenz wird in der Kampagne als »Oberbegriff für verschiedene Krankheiten« aufgeführt, welche »die Leistungsfähigkeit des Gehirns betreffen«.

⁶ Ebd.

⁷ Bundesamt für Gesundheit: Nationale Demenzstrategie 2014–2019, S. 19, <https://www.bag.admin.ch/dam/bag/de/dokumente/nat-gesundheitsstrategien/nationale-demenzstrategie/nds-2014-2019.pdf.download.pdf/Nationale-Demenzstrategie-2014-2019-d.pdf> vom 30.3.2018.

⁸ www.alz.ch/index.php/zahlen-zur-demenz.html%3Ffile%3Dtl_files/PDFs/PDF-D-Gesellschaft_und_Politik/2018/213_A_Demenzzahlen2017 vom 7.8.2018.

wird eine »wichtige unterstützende Funktion« zugesprochen, da sie die »ständige Begleitung und Pflege der an Demenz erkrankten Person im Alltag sicherstellen⁹. Entsprechend finden sich auf der Webseite der vorgestellten Informationskampagne prominent platzierte Bilder von lächelnden Demenzbetroffenen im Kreise ihrer Familie.¹⁰

Durch empirische Befunde über den ›gemeinsamen‹ Alltag mit Demenz wird das Bild eines tragbaren Sorge-Netzwerks aus Privatpersonen allerdings relativiert. Einerseits berichtet der Bund von den gesundheitlichen Risiken, denen Bezugspersonen aufgrund einer stetig zunehmenden Sorge-Verantwortung ausgesetzt sind: »Die Belastung der Angehörigen kann zu Erschöpfung führen und ihr eigenes Erkrankungsrisiko erhöhen.«¹¹ Politische Akteure und Organisationen der Demenzhilfe weisen deshalb mit Nachdruck auf die Bedeutung von Unterstützungs-, Beratungs- und Entlastungsangeboten hin. Sie würden das Leben der Angehörigen »erleichtern« und ihnen helfen, »sich besser zu organisieren¹². Andererseits macht der Bund darauf aufmerksam, dass immer mehr Menschen mit Demenz in Einzelpersonenhaushalten leben und über keine privaten Sorge-Netzwerke verfügen. Solche Personen seien ganz besonders »auf externe Unterstützung angewiesen, um ihren Wunsch nach einem Verbleib in der gewohnten Umgebung erfüllen zu können«¹³. Dieser Wunsch soll alleinlebenden Menschen mit Demenz allerdings nicht nur aus humanethischen Gründen ermöglicht werden. Das Credo »ambulant vor stationär«¹⁴ basiert auch auf gesundheitspolitischen Überlegungen. Statistiken des Bundes und *Alzheimer Schweiz* zeigen, dass eine Betreuung zu Hause »für die Gesellschaft« die kostengünstigere Lösung

⁹ Vgl. Nationale Demenzstrategie S. 23.

¹⁰ <https://www.memo-info.ch> vom 1.2.2018.

¹¹ Nationale Demenzstrategie S. 23.

¹² <https://www.memo-info.ch> vom 1.2.2018.

¹³ Vgl. Nationale Demenzstrategie S. 32.

¹⁴ <https://www.admin.ch/opc/de/official-compilation/2018/2361.pdf> vom 7.8.2018.

ist.¹⁵ Angesichts der demografischen Entwicklung haben Strategien zur Kostenersparnis eine besondere Brisanz.¹⁶ *Alzheimer Schweiz* und *Pro Senectute* betonen in ihrer Informationskampagne, dass Demenz »nach HIV und Krebs« die »nächste grosse Volkskrankheit« sei, die »unsere Gesellschaft beschäftigen wird«¹⁷. Eine sozialpolitische Steuerung der »Herausforderung Demenz« auf nationaler Ebene sei deshalb unerlässlich.¹⁸

Kooperation zur Optimierung der Demenzversorgung

Die einleitend vorgestellten Beiträge zeigen beispielhaft, wie Demenz in öffentlichen Diskussionen als Aufgabe gerahmt wird, die »jeden« betrifft – als »Patientin oder Patient«, als Angehörige Person oder als Teil einer alternden Gesellschaft.¹⁹ Entsprechend weisen das Bundesamt für Gesundheit und Organisationen der Demenzhilfe auf die Bedeutung von privaten und professionellen Unterstützungsleistungen hin. Im häuslichen Kontext gelten ambulante Pflege- und Betreuungsdienste als kosteneffiziente Lösung, um private Sorgressourcen zu stärken und alleinlebenden Menschen den Verblieb zu Hause zu ermöglichen. Bund und Kantone beschreiben den Auf- und Ausbau von bedarfsgerechten Angeboten und die Stärkung einer integrierten Versorgung²⁰ als prioritäres Handlungsziel. Zwei Aspekte gelten dabei als »besonders grosse

¹⁵ Alzheimer Schweiz: Kosten der Demenz im Kanton Zürich, www.alz-zuerich.ch/html/fileadmin/user_upload/Organisation/2011_09_05_Kant_Kosten_ZH_d_Demenz.pdf vom 7.8.2018.

¹⁶ Vgl. Nationale Demenzstrategie S. 15.

¹⁷ <https://www.memo-info.ch> vom 1.2.2018.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Nationale Demenzstrategie S. 14.

²⁰ Ebd., gemäß einer Definition des Bundesamtes für Gesundheit meint integriert »die Idee einer auf die Sektoren- und Berufsgruppen übergreifenden und auf den Patienten fokussierenden Versorgung«, in welcher die »Vernetzung und Zusammenarbeit« einen hohen Stellenwert haben.

Herausforderung²¹. Einerseits fordert das Prinzip der integrierten Versorgung, dass sich Leistungserbringer im Demenzbereich »in je spezifischer Form« ergänzen, anstatt »isoliert voneinander« zu operieren.²² Andererseits können Angebote der Demenzhilfe ihre Wirkung nur entfalten, wenn sie von betroffenen Personen und deren Angehörigen in Anspruch genommen werden. Als konkrete Lösungsmaßnahme zur Vernetzung von Leistungserbringenden auf einer Systemebene und zur effizienten Nutzung von Angeboten auf der Betroffenebene weist der Bund auf das Handlungskonzept *Case Management* hin. Die Person des *Case Managers*²³ nimmt dabei eine Drehscheibenfunktion ein. Seine Aufgabe ist es, die Zusammenarbeit zwischen den involvierten Akteuren zu befördern, um »eine bruchstückhafte Versorgung zu vermeiden« und »eine rationelle Leistungserbringung zu erreichen«²⁴. Dafür übernimmt er für einen spezifischen Zeitraum »die Verantwortung für die Koordination der Versorgung eines Klienten«²⁵. In der Fachliteratur wird betont, dass *Case* nicht »für den Menschen steht«, sondern »für eine problematische Situation, die es zu bewältigen gilt«²⁶; *Management* meint in erster Linie die gemeinsame Zielfokussierung der in das Fallgeschehen involvierten Akteure.

Als entscheidendes Merkmal für eine gelingende Umsetzung von *Case Management* in die Praxis gilt die *Kooperation* zwischen Personen

21 Ebd. S. 32.

22 Vgl. Krumm, Silvia: »Kooperation als Kernelement der gemeindepsychiatrischen Sozialen Arbeit – ein Editorial«, in: Dies./Petra Gromann (Hg.), *Kooperation. Anspruch und Wirklichkeit, Faudaler Schriften zur Gemeindepsychiatrie 4*, Köln: Psychiatrie Verlag 2014, S. 7–16, hier S. 8.

23 In der Fachliteratur wird oft die männliche Version verwendet. Aus Gründen der besseren Verständlichkeit wird diese Schreibweise im vorliegenden Text übernommen.

24 Sambale, Manuela: Empowerment statt Krankenversorgung. Stärkung der Prävention und des Case Management im Strukturwandel des Gesundheitswesens, Hannover: Schlütersche Verlagsgesellschaft 2005, S. 83.

25 Ebd.

26 Ebd.

und Organisationen. Die Pflegewissenschaftlerin Manuela Sambale schreibt, dass Case Management immer »ein auf Kooperation angelegter dynamischer Prozess« ist, in den »mehrere Parteien [...] einbezogen sind und in dessen Verlauf sie sich – durch den Case Manager – zu einem integrierten System verbinden«²⁷. Im ähnlichen Sinne hält der Sozialmanager Jeremias Amstutz pointiert fest: »Case Management kommt ohne Kooperation nicht aus.« Sie finde »auf verschiedenen Ebenen statt«, wobei »die Kooperation mit dem Klienten oder der Klientin« im Mittelpunkt stehe.²⁸

Die Ausführungen illustrieren, dass dem Kooperationsbegriff im Handlungskonzept Case Management eine Schlüsselrolle zukommt. Mit ihm scheinen spezifische Annahmen über das (gemeinsame) Handeln und Interagieren von Akteuren verbunden zu sein. So bezeichnet Kooperation einerseits einen bestimmten, durch den Case Manager geförderten Modus der Vernetzung und Zusammenarbeit zwischen Leistungserbringenden. Andererseits bezieht sich Kooperation auf eine gewisse, an Ressourcen und Lösungen orientierte Interaktionsweise zwischen dem Case Manager und einer Klientin oder einem Klienten²⁹. Was diese kooperativen Handlungs- und Interaktionsmodi genau kennzeichnet und welchen normativen Vorstellungen sie unterliegen, geht aus den theoretischen Überlegungen allerdings nur implizit hervor.

Im vorliegenden Text soll deshalb der Frage nachgegangen werden, was gemeint ist, wenn in Definitionen von Case Management auf Kooperation und kooperative Prozesse hingewiesen wird. Welche Bedeutungsdimensionen sind mit dem Kooperationsbegriff verbunden? Welchen (Wert-)Vorstellungen über das gemeinsame Handeln und

²⁷ Ebd., S. 85.

²⁸ Amstutz, Jeremias: »Kooperation im Case Management«, in: Ueli Merten/Urs Kaegi (Hg.), Kooperation kompakt. Kooperation als Strukturmerkmal und Handlungsprinzip der Sozialen Arbeit. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich 2015, S. 313–334, hier S. 318.

²⁹ Die Bezeichnung »Klientin« und »Klient« wurde dem Fachdiskurs über Case Management entnommen.

Interagieren unterliegt der Kooperationsgedanke? Und was zeichnet die praktische Konkretisierung von Kooperation zwischen einem Case Manager und seinen Klienten/Klientinnen im Alltag aus?

Um diesen Fragen nachzugehen wird eine Annäherung an den Kooperationsbegriff im Kontext von Case Management bei Klienten/Klientinnen mit Demenz vorgenommen. Die Annäherung erfolgt anhand konzeptioneller und handlungsbezogener Daten: In einem ersten Schritt werden Ausschnitte aus den *Definitionen und Standards* des Netzwerks *Case Management Schweiz* untersucht. Das Grundlagendokument enthält fachliche Standards sowie einen ethischen Orientierungsrahmen für eine professionelle Case-Management-Praxis.³⁰ Ziel ist es, herauszuarbeiten, mit welchen Handlungs- und Denkprinzipien der Kooperationsbegriff theoretisch-konzeptionell verbunden wird. In einem zweiten Schritt werden die Befunde weiter diskutiert und differenziert. Dazu werden konzeptionelle Überlegungen über Case Management durch empirische Beobachtungen über die Umsetzung im Alltag ergänzt. Die empirischen Daten entstammen der eigenen ethnografischen Forschung für das Projekt *Sorge-Figuren bei demenziellen Erkrankungen in der Schweiz*³¹. Im Rahmen des Forschungsprojektes haben wir³² teilnehmende Beobachtungen bei einer städtischen Beratungsstelle durchgeführt. Wir erhielten dadurch Einblicke in die Arbeitspraxis von Case Managern, die Menschen mit Verdacht auf Demenz zu Hause besuchen, Bedarfsabklärungen durchführen und Möglichkeiten zur besseren Alltagsbewältigung aufzeigen.

30 Netzwerk Case Management Schweiz: Definitionen und Standards, www.netzwerk-cm.ch/sites/default/files/uploads/fachliche_standards_netzwerk_cm_-_version_1_0_-_definitiv_0.pdf vom 30.3.2018. Netzwerk Case Management Schweiz beschreibt sich als »ein Verein von im Gesundheits-, Sozial- und Versicherungsbereich tätigen Personen und Institutionen, die mit der Methode des Case Management arbeiten«. Der Verein organisiert themenspezifische Veranstaltungen und verfasste ein »Standard-Konzept« zu Case-Management (auf welches hier Bezug genommen wird), vgl. hierfür www.netzwerk-cm.ch/ vom 30.3.2018.

31 Das Forschungsprojekt wird vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützt.

32 Hiermit sind die Autorinnen des Textes gemeint.

Zunächst soll jedoch beispielhaft untersucht werden, auf welchen theoretischen und konzeptionellen Grundlagen die alltägliche Praxis der Zusammenarbeit zwischen Case Managern und Klienten/Klientinnen beruht.

Case Management als kooperativer Prozess: Konzeptionelle Perspektiven

Das *Netzwerk Schweiz* definiert Case Management als einen »systematisch geführten, kooperativen Prozess, welcher zur Anwendung kommt, wenn mehrere Akteure in einen Unterstützungs- und Beratungsprozess involviert werden müssen«³³. Das Handlungskonzept soll die Zusammenarbeit »strukturieren und für alle im Fallgeschehen involvierten« Akteure transparent machen. Der »kooperative Prozess« folgt in der Theorie »einem logischen und weitgehend standardisierten, systematischen« Ablauf. Angestrebt wird »die Erreichung gemeinsam vereinbarter Ziele«. Dabei sollen persönliche und materielle Ressourcen der Klienten/Klientinnen möglichst »schonend genutzt« und »institutionelle Grenzen« zwischen den involvierten Leistungserbringenden überwunden werden.

Mit diesen Ausführungen lässt sich Kooperation zunächst als Strategie zur Optimierung von Handlungsabläufen bezeichnen. Als rationelles Handlungsprinzip verweist der Kooperationsbegriff auf die sozialpolitische Notwendigkeit einer ressourcenschonenden Demenzversorgung. Diese fordert einerseits die Koordination und Abstimmung von Angeboten der Demenzhilfe auf einer Versorgungsebene. Anderseits sollen die Angebote den Bedürfnissen von Klienten/Klientinnen möglichst genau entsprechen. Das Ziel der Kooperation ist – entsprechend den theoretischen Definitionen – eine effiziente

³³ Die folgenden Ausführungen beruhen auf: www.netzwerk-cm.ch/sites/default/files/uploads/fachliche_standards_netzwerk_cm_-_version_1_0_-_definitiv_o.pdf vom 30.3.2018.

und effektive Erbringung von Unterstützungsleistungen. Kooperation im Case Management unterscheidet sich folglich von marktwirtschaftlich geprägten Kooperationslogiken. Denn der Kooperation zwischen unternehmerischen Akteuren wird in der Fachliteratur primär eine Orientierung an Eigeninteressen zur Sicherung der Wettbewerbsfähigkeit zugeschrieben.³⁴ Kooperation im Kontext von Case Management hingegen impliziert eine gemeinsame Ausrichtung am sozial-politischen Imperativ der Kostenersparnis. Wie den *Definitionen und Standards Case Managements* zu entnehmen ist, wird eine Ausrichtung an diesem Imperativ für die Zusammenarbeit zwischen Organisationen der Demenzhilfe als selbstverständlich vorausgesetzt – auch wenn sie deren ökonomischen Interessen potentiell widerspricht. Für die Zusammenarbeit zwischen dem Case Manager und seinen Klienten/Klientinnen werden hingegen ethische Standards der Zusammenarbeit expliziert.³⁵ Diese sollen verhindern, dass rationelle Ziele der Prozess- und Kostenoptimierung die subjektiven Bedürfnisse von Klienten/Klientinnen überlagern. So hat sich der kooperative Prozess gemäß den ethischen Grundsätzen gleichzeitig an wirtschaftlichen, fachlichen und humanitären Aspekten auszurichten.

Einen besonderen Stellenwert erhält die Beachtung von »Humanität« deshalb, da den »Zusammenarbeitsbeziehungen« zwischen Case Managern und Klienten/Klientinnen eine »Machtasymmetrie« attestiert wird. Diese falle zusätzlich ins Gewicht, »wenn die Nutzerinnen/Nutzer zum Zeitpunkt des Beginns des Case Managements in einer prekären Lebenssituation sind«. Aus diesem Grund sei »prozedurale Fairness« notwendig, »um unzulässigen Druck zu vermeiden und die Autonomie der Nutzerinnen/Nutzer zu schützen.« Entsprechend gilt im Case Management-Konzept die »Beteiligung und Mitverantwor-

34 Brauer, Cletus: »Interdisziplinäre Kooperation als Schlüssel zu ethischem Wirtschaften«, in: Thomas Beschoerner et al. (Hg.), *Kooperation und Ethik*, München/Mering: Reiner Hampp 2019, S. 67–76, hier S. 58.

35 Die folgenden Ausführungen beruhen auf: www.netzwerk-cm.ch/sites/default/files/uploads/fachliche_standards_netzwerk_cm_-_version_1_0_-_definitiv_o.pdf vom 30.3.2018.

tung der Klienten und Klientinnen« als handlungsleitend. Das bedeutet, dass Ziele »nicht einseitig durch die Leistungserbringenden definiert, sondern partizipativ ausgehandelt« werden. Klienten/Klientinnen werden, so die theoretische Formulierung, »als selbstständig denkende und handelnde Partner und Partnerinnen wahrgenommen und Betroffene werden als Beteiligte verstanden.« Aus den Case-Management-Standards lässt sich folglich eine zweite grundlegende Bedeutungsdimension des Kooperationsbegriffs ableiten. Als Handlungsleitend für die Zusammenarbeit gilt dabei nicht die Steigerung von Effizienz und Effektivität. Vielmehr Bedeutung wird dem Handeln »auf Grundlage des Respekts vor der Gleichwertigkeit der Einzelnen« zugeschrieben.³⁶ Autoren wie der Sozialpädagoge Ueli Merten sprechen in diesem Kontext von Kooperation als »sozialethische[r] Norm«³⁷. Der Begriff rahmt eine professionsspezifische Haltung, das Gegenüber als eigenverantwortliches, reflektiertes und kompetentes Individuum zu behandeln. Damit sei nach Merten ein »fundamentaler Perspektivenwechsel« verbunden: »An Stelle der Definitionsmacht sozialer Fachkräfte tritt die Kooperation mit den Betroffenen«.³⁸ Aus dieser Perspektive sei die kooperative Verfahrensgestaltung ein »wesentliches Mittel zur Verwirklichung grundrechtlich geschützter Positionen der am Verfahren Beteiligten«³⁹.

Als Zwischenfazit lässt sich festhalten, dass mit dem Kooperationsbegriff aus theoretisch-konzeptioneller Sicht zwei grundlegende Bedeutungsdimensionen verbunden werden: Einerseits bezeichnet Kooperation implizit eine Strategie zur Optimierung von Handlungsabläufen zur Steigerung von Effizienz und Effektivität in der De-

³⁶ Merten, Ueli: »Professionelle Kooperation: Eine Antwort auf die Zersplitterung und Ausdifferenzierung sozialer Dienstleistungen«, in: Ders./U. Kaegi (Hg.), Kooperation kompakt (2015), S. 21–70, hier S. 39.

³⁷ Ebd., S. 39.

³⁸ Ebd., S. 29.

³⁹ Ebd.

menzversorgung. Andererseits verweist der Kooperationsbegriff auf eine ethische Handlungsmaxime von Professionellen.

Die vorgestellten Bedeutungszusammenhänge von Kooperation sollen nun in einem zweiten Schritt anhand von empirischen Beobachtungen differenziert werden. Dazu werden Auszüge aus Beobachtungsprotokollen über den Besuch eines Case Managers bei seiner Klientin vorgestellt.

Case Management in der Praxis: Die Kontaktaufnahme

Im Fachdiskurs über Case Management wird argumentiert, dass Kooperation als effizientes, lösungsorientiertes Handeln zweier Akteure durch eine kooperative Haltung von Professionellen begünstigt wird. Das heißt, die Fähigkeit oder Bereitschaft des Case Managers mit seinen Klienten/Klientinnen »auf ›gleicher Augenhöhe‹ zu verhandeln« gilt als Voraussetzung für eine »partnerschaftliche Zusammenarbeit«⁴⁰. Durch Einhaltung dieses berufsethischen Prinzips soll es, so die Theorie, dem Case Manager gelingen, eine für den Kooperationsprozess notwendige, »vertrauensvolle Beziehung« zu seiner Klientin herzustellen.⁴¹ Gleichzeitig gilt eine kooperative Haltung als Ausgleich für Asymmetrien in der Professionellen-Patienten Beziehung. Die Psychologin Erika Spiess spricht in diesem Zusammenhang von »Persönlichkeitsmerkmalen« wie der »Fähigkeit zur Empathie« oder »sozialen Werthaltungen« als wichtige »Voraussetzungen für eine gelingende Kooperation«⁴². Im Kontext von Case Management bei Demenz erhalten solche Persönlichkeitsmerkmale eine besondere Brisanz, da Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen aus medizinethischer

40 S. Krumm: Kooperation als Kernelement, S. 13.

41 J. Amstutz: Kooperation im Case Management, S. 319.

42 Spiess, Erika: »Voraussetzungen gelingender Kooperation«, in: U. Merten/U. Kaegi (Hg.), Kooperation kompakt (2015), S. 21–70, hier S. 39.

Perspektive als besonders »vulnerabel« gelten.⁴³ Sie unterliegen, so der medizinethische Konsens, der Gefahr »paternalistischer Fremdbestimmung«. Deshalb besitzt die Achtung ihrer Würde und Autonomie⁴⁴ durch Dritte einen hohen ethisch-moralischen Stellenwert.⁴⁵

Diese theoretischen Überlegungen sollen nun anhand eines Auszugs aus der empirischen Forschung über Case Management weiter reflektiert werden. Der Auszug entstammt dem Beobachtungsprotokoll von Yelena Wysling. Sie hält darin ihre Wahrnehmung der Kontaktaufnahme eines Case Managers (Herr Jost) zu seiner Klientin (Frau Huber) fest und schreibt:

»Wir stehen vor der Haustüre. Herr Jost zögert und erklärt, er wisse nicht, ob Frau Huber über unseren Besuch sonderlich erfreut sein wird. Er habe sie gestern persönlich angerufen, und ein Treffen für heute vereinbart. Als Zeitpunkt für das Treffen habe er bewusst den Nachmittag vorgeschlagen, da er wisse, dass gerade ältere Menschen am Morgen gerne ausschlafen. ›Und ich will sie nicht damit brüskieren, indem ich sie unnötigerweise aus dem Bett kingle‹, fügt er erklärend hinzu. Er überlege sich immer, wie eine Person, die er besucht, wohl ›funktioniere‹, um sie dann entsprechend abzuholen. Aber ganz sicher sei er sich dennoch nie, wie die Leute auf ihn reagieren. Sein heutiger Auftrag bestehe darin, Zutritt zu der Wohnung zu erhalten und wenn möglich eine Anamnese vorzunehmen. ›Mal schauen, ob sie uns überhaupt hineinlässt und was dann möglich ist, meint er, und klingelt.«⁴⁶

43 Vgl. beispielsweise Klie, Thomas: »Caring Community. Leitbild für Kirchengemeinden in einer Gesellschaft des langen Lebens?«, in: Kirche im ländlichen Raum 3 (2013), S. 16–21, hier S. 16.

44 Der Autonomiebegriff wird im Verlaufe des Beitrags weiter differenziert.

45 Rehbock, Theda: »Autonomie und Paternalismus: Praktisch – systematisch – historisch«, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 65 (2017), S. 144–162, hier S. 135.

46 Beobachtungsprotokoll Feldforschung Beratungsstelle, 13. Juli 2017, Namen und Ort anonymisiert.

Mit der theoretischen Rahmung von Kooperation lässt sich die Aussage Herrn Josts, dass er sich vor Besuchen in seine Klienten hineinversetzen versuche, als kooperative Grundeinstellung deuten. Obwohl der Case Manager den Kooperationsbegriff nicht explizit verwendet, weisen seine Aussagen darauf hin, dass er bestrebt ist, individuelle Bedürfnisse zu achten. Aus einer theoretisch-konzeptionellen Perspektive kann argumentiert werden, dass sich Herr Jost seiner machtvollen Position als Case Manager bewusst zu sein scheint. Über eine einfühlsame Vorgehensweise, so die Annahme, versucht er Asymmetrien in der Zusammenarbeitsbeziehung auszugleichen.⁴⁷

Wie empirische Einblicke in das Interaktionsgeschehen zwischen Herrn Jost und Frau Huber allerdings zeigen, lässt sich die Frage nach dem Gelingen der Zusammenarbeitsbeziehung nicht nur an der Persönlichkeit und den Kompetenzen des Case Managers festmachen. So wird im Beobachtungsprotokoll weiter festgehalten:

»Der elektrische Türöffner ertönt und Frau Huber öffnet die Wohnungstüre einen grossen Spalt breit. Nach einer Begrüssung führt Herr Jost sogleich aus, dass wir vom Gesundheitsamt der Stadt seien. Er stellt sich mit Nachnamen vor und ich tue es ihm gleich.›Ich brauche keine Hilfe!‹, meint Frau Huber resolut. Herr Jost entgegnet, dass man bei Personen über 65 Jahren grundsätzlich vorbeischauе, um zu sehen, ob sie im Alltag Hilfe benötigen. Frau Huber wiederholt: ›Ich brauche keine Hilfe. Ich habe immer alles alleine gekonnt.‹ Herr Jost erwidert: ›Das glauben wir Ihnen, jedoch würden wir das zur Sicherheit gerne abklären. Dürfen wir vielleicht hineinkommen?‹ Frau Huber macht einen Schritt zurück und meint: ›Ja, wenn es denn sein muss.‹ Herr Jost tritt ein und ich folge ihm.«⁴⁸

47 Spiess, Erika: »Voraussetzungen gelingender Kooperation«, in: U. Merten/U. Kaegi, Kooperation kompakt (Hg.), S. 21–70, hier S. 39.

48 Beobachtungsprotokoll Feldforschung Beratungsstelle, 13. Juli 2017, Namen und Ort anonymisiert.

Dieser Auszug illustriert, dass die Entscheidung darüber, ob Herr Jost seinen Auftrag als Case Manager erfüllen kann, nicht bei ihm liegt. Vielmehr nimmt Frau Huber in diesem Moment eine machtvolle Position ein. Mit ihrem Entschluss, den Case Manager in ihre Wohnung zu lassen, bestimmt sie implizit über die Möglichkeiten der Zusammenarbeit. Die Vorstellung von Kooperation als Haltung, die Professionelle zur Herstellung einer gelingenden Zusammenarbeitsbeziehung einnehmen können, bedarf also ergänzender Überlegungen. Eine Möglichkeit zur differenzierten Betrachtung der Interaktion zwischen dem Case Manager und seiner Klientin findet sich bei Ursula Hochuli Freund und Walter Stotz. Sie schlagen vor, den Kooperationsbegriff durch das Konzept der *Koproduktion* zu erweitern. Koproduktion verweise als Begriff darauf, dass es sich bei personenbezogenen Dienstleistungen um eine durch die Fachkräfte und Klienten/Klientinnen »gemeinsam produzierte Leistung« handle.⁴⁹ Professionelle Akteure wie Case Manager seien, so Hochuli Freund und Stotz, auf die »Kooperationswilligkeit und -fähigkeit der Klienten« strukturell angewiesen.⁵⁰

Der Koproduktionsbegriff als »gemeinsame Leistung« weist auf Interdependenzen und Abhängigkeiten zwischen Professionellen und Klienten/Klientinnen hin. Damit eröffnet sich eine alternative Betrachtungsweise von Zusammenarbeitsbeziehungen. Während das Case Management-Konzept von einem einseitigen Abhängigkeitsverhältnis ausgeht und dem Case Manager ein Machtmonopol zuspricht, ist Macht im Koproduktionskonzept beidseitig verteilt. Mit Rückgriff auf das Machtverständnis von Norbert Elias erhält die Professionellen-Patienten-Beziehung eine neue theoretische Rahmung. Elias lehnt die Vorstellung von monopolartigen Machtkonzentrationen ab und argumentiert, dass Macht »nichts Absolutes ist«, sondern in Beziehungen prozesshaft ausgehandelt werde.⁵¹ Macht liegt, so Elias, »nicht, wie es

⁴⁹ Hochuli Freund, Ursula/Stotz, Walter zit. bei U. Merten: Professionelle Kooperation, S. 33.

⁵⁰ Ebd.

⁵¹ Elias, Norbert: Was ist Soziologie?, München 1970, S. 76f.

oft dargestellt wird, außerhalb der Individuen«, sondern röhre »von der Interdependenz zwischen Individuen« her.⁵² Eine solche Vorstellung von *Machtbalancen* soll nicht verkennen, dass es innerhalb von Beziehungen »machtvolle Positionen«⁵³ geben kann. Vielmehr hilft sie dabei, grundlegende Abhängigkeiten und gegenseitige Beeinflussungen als »integrales Element aller menschlicheren Beziehungen« zu erkennen.⁵⁴

Dieser Gedanke lässt sich entsprechend auf Kooperation im Case Management übertragen. So kann argumentiert werden, dass die Zusammenarbeit zwischen Akteuren – unabhängig von ihren sozialen Positionen – stets von Machtbalancen geprägt ist, die das kooperative Aushandlungsgeschehen maßgebend mitbestimmen.

Case Management in der Praxis: Die Bedarfsabklärung

Auf die Phase der Kontaktaufnahme folgt die Phase der Bedarfsabklärung. Gemäß den *Definitionen und Standards* des Case Managements erfordert dieser Prozessschritt ein ethisch sensibles Vorgehen des Case Managers. Die Kooperation zwischen ihm und seinen Klienten/Klientinnen wird als »Notwendigkeit« beschrieben.⁵⁵ Kooperation meint hier, dass Unterstützungsmaßnahmen nicht aus rein »fachlich-professioneller Sichtweise« beschlossen werden. Vielmehr gelte es, die »subjektiven Einschätzungen, Bedürfnisse und Wünsche« von Klienten/Klientinnen in den Abklärungsprozess einzubeziehen.⁵⁶ Die Bedarfsabklärung wird als »dialogische[r] Aushandlungs- und Ver-

52 Elias, Norbert/Scotson, John L.: Etablierte und Außenseiter (engl. Erstausgabe 1965), Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002, S. 267.

53 Treibel, Annette: Die Soziologie von Norbert Elias. Eine Einführung in die Geschichte, Systematik und Perspektiven, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2008, S. 75.

54 Vgl. N. Elias: Was ist Soziologie?, S. 76 f.

55 Vgl. U. Merten: Professionelle Kooperation, S. 37.

56 Vgl. www.netzwerk-cm.ch/page/verein vom 1.2.2018.

ständigungsprozess« gerahmt, in welchem subjektive Bedürfnisse und objektive Einschätzungen »partizipativ«⁵⁷ ausgehandelt werden.⁵⁸ Die Stärkung der Autonomie von Klienten/Klientinnen hat oberste Priorität.⁵⁹

Einblicke in das Beobachtungsprotokoll illustrieren, wie sich die Bedarfsabklärung in der Praxis vollziehen kann:

»Wir setzen uns zu dritt an einen Tisch. Herr Jost erkundigt sich nach dem sozialen Umfeld von Frau Huber. Ob sie denn Kontakt zu Familienmitgliedern habe, möchte er wissen. Frau Huber verneint zunächst. Nach der Heirat der Kinder, kenne sie deren Nachnamen und Wohnadressen nicht mehr. Herr Jost reagiert verwundert. Nach einem Moment des Zögerns erzählt Frau Huber, dass sie eine der Töchter immer zum Geburtstag anrufe. An Weihnachten erhalte sie Briefe mit Erzählungen darüber, was die Familie übers Jahr erlebt hat. Sie lächelt. Eine wortlose Pause entsteht. Dann erkundigt sich Herr Jost, ob sich die Kinder in einer Notsituation um sie kümmern würden. ›Die Kinder? Nein, die würden nicht kommen.‹ Dann fragt Herr Jost, ob wir uns in der Wohnung umsehen dürfen. Er würde gerne einen Blick in das Badezimmer und in die Küche werfen. Frau Huber stimmt zu. Ich lasse meinen Blick durch die dunkle Wohnung schweifen. Sie scheint aufgeräumt. Dann fällt mein Blick auf Staubschichten, die zentimeterdick auf Möbeln und einzelnen Gegenständen liegen. Der Teppichboden macht einen abgewetzten Eindruck. Sogleich muss ich mich korrigieren: Es handelt sich nicht um Teppichreste, sondern um Staub, der sich auf dem Boden festgesetzt hat. Wir betreten die Küche und

⁵⁷ Vgl. U. Merten: Professionelle Kooperation, S. 37.

⁵⁸ Vgl. ebd., S. 57, Partizipation wird im Kontext von Case Management u.a. verstanden als »aktive Teilhabe an Entscheidungs-, Gestaltungs- und Validierungsprozessen«. Klienten/Klientinnen übernehmen dabei »anhand ihrer Kompetenzen und Ressourcen« die »Mitverantwortung« für den Unterstützungsprozess und entwickeln gemeinsam mit Fachkräften Lösungs- und Bewältigungsstrategien«.

⁵⁹ www.netzwerk-cm.ch/sites/default/files/uploads/pers_ethik_def_neu1_0.pdf vom 6.8.2018.

Herr Jost wirft einen kurzen Blick in den Kühlschrank. Er kommentiert dessen Inhalt lobend: Er sei ordentlich gefüllt, sogar für Katzenfutter sei gesorgt. Ob sie denn noch selber zu Mittag kochte? ›Ja, das kann ich selber‹, sagt Frau Huber. Davon sei er überzeugt, meint Herr Jost. Auch ich sehe hier keinen Grund zur Sorge – Frau Huber sieht gut genährt aus. Dann richtet Herr Jost seine Aufmerksamkeit auf die dicke Staubschicht auf dem Boden und versucht, sie mit dem Fuss zur Seite zu schieben – vergebens, der Schmutz sitzt fest. Nach einer Weile des Zögerns konfrontiert er Frau Huber mit seiner Beobachtung: ›Frau Huber, hier hat es schon etwas mehr Staub. Der hat sich festgesetzt.‹ Frau Huber weicht der Konfrontation aus und blickt schweigend zur Seite. Die Situation scheint ihr unangenehm. Herr Jost sagt, er würde gerne einen wöchentlichen Reinigungsdienst für sie organisieren. Ob sie dies begrüssen würde? Frau Huber überlegt und antwortet: ›Doch, von mir aus.‹⁶⁰

Aus der Gegenüberstellung von konzeptionellen Überlegungen und empirischen Beobachtungen geht hervor, dass sich Theorie und Praxis der Bedarfsabklärung unterscheiden. Insbesondere zwischen der theoretisch angedachten dialogischen und partizipativen Aushandlung von Bedürfnissen und dem Vorgehen Herrn Josts lassen sich Divergenzen erkennen. Im Case-Management-Konzept wird der Achtung von mündlichen Willensäußerungen durch den Case Manager eine große Bedeutung zugeschrieben. Der Case Manager hat, so die Theorie, die subjektiven Einschätzungen, Bedürfnisse und Wünsche der Klienten/Klientinnen zu erfragen und zu respektieren. Im vorgestellten empirischen Beispiel gewichtet Herr Jost Kontextinformationen wie Anzeichen auf eine soziale Isolierung, Schwierigkeiten in der selbstständigen Haushaltsführung und Indizien auf eine beginnende Demenz stärker als die Selbsteinschätzung Frau Hubers. Gemessen an den konzeptionellen Standards gilt das Aushandlungsgeschehen zwischen dem Case Manager und seiner Klientin folglich nicht als Kooperation.

⁶⁰ Beobachtungsprotokoll Feldforschung Beratungsstelle, 13. Juli 2017, Namen und Ort anonymisiert.

Wie kann die Divergenz zwischen der theoretischen Rahmung von Kooperation und der praktischen Umsetzung kulturwissenschaftlich erklärt werden? Eine Möglichkeit liegt in der kritischen Betrachtung des Kooperationsbegriffs aus einer medizinethischen Perspektive. So lassen sich im Case-Management-Konzept implizite, soziokulturell verankerte Denkweisen erkennen, die von Ethikern/Ethikerinnen als »kognitives Paradigma« bezeichnet werden.⁶¹ Wie Verena Wetzstein und Thomas Klie erklären, bezeichnet das kognitive Paradigma den hohen Stellenwert, den Rationalität und Selbstbewusstsein in unserer Gesellschaft einnehmen.⁶² Es werde grundsätzlich davon ausgegangen, so die Autoren, dass jeder Mensch zu jeder Zeit in der Lage sei, seine subjektiven Bedürfnisse kompetent zum Ausdruck zu bringen.⁶³ Entsprechend erhalten mündliche Äußerungen von Personen eine hohe kulturelle Achtung – weshalb im Case-Management-Konzept mit Nachdruck auf die Berücksichtigung von »subjektiven Einschätzungen, Bedürfnissen und Wünschen« der Klienten/Klientinnen hingewiesen wird.⁶⁴ Wie Ethiker/-innen betonen, sei eine solche Denkweise, insbesondere in der Interaktion mit Menschen mit Demenz, allerdings »höchst problematisch«⁶⁵. Denn das kognitive Paradigma sei unmittelbar geknüpft an »Erwartungen an die Eigenverantwortung, Selbstständigkeit und Entscheidungsfähigkeit« des autonomen Subjektes.⁶⁶ Gerade wenn es darum gehe, potentielle Unterstützungs-

61 Vgl. Schockenhoff, Eberhard/Wetzstein, Verena: »Relationale Anthropologie – Ethische Herausforderungen bei der Betreuung von dementen Menschen«, in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 38 (2005), S. 262–267, hier S. 263.

62 Vgl. ebd.

63 Vgl. Klie, Thomas: »Würdekonzeption für Menschen mit Behinderung und Pflegebedarf, Balancen zwischen Autonomie und Sorgekultur«, in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 38 (2005), S. 268–272, hier S. 270. Rehbock, Theda: »Autonomie und Paternalismus: Praktisch – systematisch – historisch«, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 65 (2017), S. 144–162, hier S. 270.

64 Vgl. www.netzwerk-cm.ch/page/verein vom 1.2.2018.

65 Vgl. T. Klie: Würdekonzeption, S. 270.

66 Vgl. ebd.

maßnahmen für Menschen in »prekären Lebenslagen«⁶⁷ zu identifizieren, müsse das Prinzip der Selbstbestimmung gegen das der »geteilten Verantwortung« abgewogen werden.⁶⁸ Die Idee der geteilten Verantwortung basiert auf einer »ganzheitlichen« Betrachtungsweise von Menschen.⁶⁹ Wie Ulrich Eibach erklärt, könne »der mehr oder weniger freie Wille« nicht »primär den Ausschlag geben«, ob ein Mensch der Unterstützung von außen bedarf.⁷⁰ Vielmehr sei die »Würde des Menschen dadurch geachtet«, dass man ihn als »ganzheitliches Subjekt« mit all seinen Bedürfnissen wahrnehme. Dazu gehöre es auch, dass die Perspektive einer Person »für andere Perspektiven geöffnet wird« – »ohne ihm damit jede Entscheidungsfreiheit über sein Leben grundsätzlich abzusprechen«⁷¹.

Eine solche, aus dem medizinethischen Diskurs abgeleitete Vorstellung von Kooperation im Case Management scheint der Praxis von Herrn Huber und Frau Jost eher zu entsprechen. Kooperation zeichnet sich dabei als Aufzeigen von Perspektiven auf der einen Seite und dem Annehmen von Hilfe auf der anderen Seite aus. Das Interaktionsgeschehen lässt sich als kommunikativen Prozess beschreiben, in welchem nicht primär rationale Äußerungen gegeneinander abgewogen werden. Informationen über »mitmenschliche Beziehungen«⁷² und implizite Hinweise auf eine potentielle Gefährdung im Alltag fließen ebenso in den Prozess ein. Gemeinsame Ziele werden nicht – wie konzeptionell angedacht – auf der Basis einer sorgfältigen, partizipativen Verhandlung gefunden. Vielmehr besteht die Zusammenarbeit im

⁶⁷ Als prekäre Lebenslagen gelten Lebenssituationen, die eine potentielle Selbst- oder Fremdgefährdung mit sich bringen.

⁶⁸ Vgl. T. Klie: Caring Community, S. 19.

⁶⁹ Vgl. E. Schockenhoff/W. Wetzstein: Relationale Anthropologie, S. 262.

⁷⁰ Eibach, Ulrich: »Tötungswünsche und Beihilfe zur Selbsttötung – Überlegungen aus der Sicht der Krankenseelsorge«, in: Ders./Franz-Josef Boremann, Gewissen. Dimensionen eines Grundbegriffs medizinischer Ethik, Berlin/Boston: De Gruyter 2014, S. 575–598, hier S. 485.

⁷¹ Ebd.

⁷² Ebd.

Aufzeigen von »anderen Perspektiven«⁷³, wobei es durchaus zu situativen Unstimmigkeiten kommen kann.

Case Management in der Praxis: Die Irritation der Forscherin

Im Case-Management-Konzept sind – so wurde bisher gezeigt – normative Annahmen über die Zusammenarbeit zwischen einem Case Manager und seinen Klienten/Klientinnen verankert. Wie das Beobachtungsprotokoll von Yelena Wysling zeigt, spiegeln diese Annahmen kulturelle Werte wider, die auch das Denken der Forscherin prägen. So hält diese fest:

»Nach dem Besuch bei Frau Huber bin ich irritiert. Wieso schlägt Herr Jost vor, einen Reinigungsdienst für Frau Huber zu organisieren? Sie hat doch ausdrücklich gesagt, dass sie keine Hilfe im Alltag will? Sollte es nicht ihr selbst überlassen werden, wie sie leben möchte? Auf dem Weg zurück ins Büro spreche ich mit Herrn Jost über meine Unsicherheiten. Dieser erklärt, er habe aufgrund des Assessments den Eindruck, dass bei Frau Huber irgendetwas nicht ganz stimme. Vielleicht habe sie tatsächlich eine beginnende Demenz. Gerade, da sie sonst niemanden in ihrem Umfeld habe, auf den sie sich verlassen kann, sei es wichtig, rechtzeitig externe Unterstützung beizuziehen. Die Reinigungskraft würde regelmässig bei Frau Huber vorbeischauen. Im Austausch mit dieser sei es ihm möglich, nah an Frau Huber dranzubleiben. Sollten sich die Anzeichen auf eine potentielle Selbst- oder Fremdgefährdung zuspielen, könnte er dann weitere Unterstützung einbeziehen.«⁷⁴

Die Irritationen der Forscherin zeigen, dass sie das Interaktionsgeschehen zwischen Herrn Jost und Frau Huber als Grenzüberschrei-

73 Ebd.

74 Beobachtungsprotokoll Feldforschung Beratungsstelle, 13. Juli 2017, Namen und Ort anonymisiert.

tung interpretiert. Ihre Sichtweise basiert auf einer Vorstellung von Autonomie als etwas, was es in der Zusammenarbeit zu ›wahren‹, zu ›respektieren‹ oder zu ›schützen‹ gilt. Mit dem Ethiker Thomas Klie lässt sich im Denken der Forscherin eine *individualistische* Sichtweise erkennen, die Autonomie zum Verfügungsrecht eines jeden Individuums erhebt.⁷⁵ Als besonders gelungen gilt ein Lebensentwurf unter dieser Perspektive dann, wenn ein Individuum seine »individuellen Überzeugungen, höchstpersönlichen Pläne und subjektiven Werte bezüglich des eigenen Lebens« durch- und umzusetzen kann.⁷⁶ Wie das empirische Beispiel zeigt, erachtet die Forscherin das Handeln von Herrn Jost als Einschnitt in die Selbstständigkeit seiner Klientin.

Wie also lässt sich das Vorgehen des Case Managers erklären? Aus dem Beobachtungsprotokoll geht hervor, dass sich Herr Jost im Prozess der Lösungsfindung nicht an situativen, mündlichen Äußerungen Frau Hubers orientiert. Vielmehr scheint er mit seinen Entscheidungen eine langfristige, selbstständige Lebensführung seiner Klientin anzustreben.

In dieser, am langfristigen Schutz der körperlichen Unversehrtheit ausgerichteten Handlungsmaxime, lässt sich ein Autonomieverständnis erkennen, welches im medizinethischen und figurationssoziologischen Diskurs als *relational* bezeichnet wird. Gabriel Hofer-Ranz oder Michelle Cottier argumentieren, dass das – im Denken der Forscherin verankerte – individualistische Autonomieideal in vieler Hinsicht nicht dem gelebten Alltag von Personen entspreche. Der Mensch könne nicht als »atomistische«, unabhängige Einheit betrachtet werden, so Hofer-Ranz.⁷⁷ Cottier schreibt entsprechend: »Die Regel ist die Abhängigkeit des Menschen von Anderen und die Verantwortung für den

⁷⁵ T. Klie: Würdekonzeption, S. 270.

⁷⁶ Vgl. Armenti, Stefan: Partizipation als ethisches Leitprinzip von Kooperation, in: U. Merten/U. Kaegi (Hg.), Kooperation kompakt (2015), S. 153–174, hier S. 162.

⁷⁷ Hofer-Ranz, Gabriel: Philosophisches Skandalon Demenz. Eine ethische Reflexion selbstbestimmter Umgangsmöglichkeiten mit dem drohenden Autonomieverlust, Baden-Baden: Nomos Verlag 2017, hier S. 73.

Anderen, die Ausnahme ist die Möglichkeit, Entscheidungen in völliger Unabhängigkeit zu treffen.«⁷⁸ Ein ähnlicher Gedanke liegt der Figurationssoziologie von Elias zugrunde. So geht Elias davon aus, »dass Menschen, selbst dann, wenn sie glauben, völlig unabhängig zu sein, dies nicht wirklich sein können«⁷⁹. Aus diesen Überlegungen kann der Gedanke abgeleitet werden, dass Interdependenzen und Beziehungen Selbstbestimmtheit und Selbstständigkeit im Alltag nicht einschränken, sondern diese erst ermöglichen. Auf das vorgestellte empirische Beispiel angewandt ließe dieses Prinzip die folgende Interpretation zu: Indem Herr Jost den Aufbau eines Sorge-Netzwerks für Frau Huber anstrebt, unterstützt er indirekt und zukunftsorientiert ihren Wunsch nach einem eigenständigen Verbleib in der gewohnten Umgebung.

Für die empirische Annäherung an den Kooperationsbegriff bedeutet dies, dass eine ›Achtung der Autonomie‹ von Klienten/Klientinnen nicht (nur) meint, deren Bedürfnisse auf einer dialogischen Aushandlungsebene zu berücksichtigen. Vielmehr ist Autonomie in der Praxis des Case Managers als langfristiger, anzustrebender Zustand zu verstehen, der durch Kooperation und in der Kooperation mit helfenden Personen erreicht werden kann.

Fazit

Der Kooperationsbegriff nimmt im Handlungskonzept Case Management eine Schlüsselfunktion ein. Anhand von fachlichen Standards und empirischer Beobachtungen konnte beispielhaft herausgearbeitet werden, welche Bedeutungsdimensionen mit Kooperation auf einer theoretischen und praktischen Ebene verbunden sind.

⁷⁸ Cottier, Michelle: »Geschlechterleben. Eingriffe in den Geschlechtskörper und das Prinzip der Selbstbestimmung«, in: Angelika Krebs/Georg Pfleiderer/Kurt Seelmann(Hg.), Ethik des gelebten Lebens. Basler Beiträge zu einer Ethik der Lebensführung, Zürich: Pano Verlag 2011, S. 87–110, hier S. 99.

⁷⁹ A. Treibel: Die Soziologie von Norbert Elias, S. 18.

Theoretisch-konzeptionell meint Kooperation im Case Management zum einen ein strategisches Verfahren der Zusammenarbeit zur Optimierung von Handlungsabläufen. Als Zielsetzung gilt das Erbringen einer bedürfnisorientierten und kosteneffizienten Unterstützungsleistung für Menschen mit Demenz. Zum anderen bezieht sich der Kooperationsbegriff im pflegewissenschaftlichen Fachdiskurs auf eine Handlungsmaxime von Professionellen. Kooperation rahmt dabei eine Grundhaltung, die sich im Wesentlichen an folgenden Prinzipien orientiert: eine respektvolle Grundhaltung gegenüber Klienten/Klientinnen, eine partizipative Einbeziehung ihrer subjektiven Bedürfnisse und eine Achtung ihrer Autonomie.

Anhand empirischer Beispiele wurden die theoretisch verankerten Bedeutungszusammenhänge diskutiert und differenziert. Es konnte gezeigt werden, dass der Konzeption von Case Management als kooperativem Prozess normative Vorstellungen über das Interagieren von Akteuren zugrunde liegen. In der alltäglichen Praxis lässt sich die Zusammenarbeit zwischen einem Case Manager und einer Klientin allerdings differenzierter betrachten. So wurde erstens illustriert, wie professionelle Handlungsmaximen das Gelingen einer kooperativen Beziehung zwar positiv beeinflussen, aber nicht grundlegend bestimmen. Ausgehend von dieser Beobachtung wurde verdeutlicht, dass sich die Zusammenarbeitsbeziehungen zwischen dem Case Manager und seiner Klientin durch Machtasymmetrien auszeichnen, diese allerdings nicht monopolartig auf der Seite der Fachperson zu verorten sind. Vielmehr wurden im Interaktionsgeschehen fluktuierende Machtbalancen zwischen dem Case Manager und der Klientin erkannt. Zweitens konnte gezeigt werden, dass die Phase der Bedarfsabklärung im vorgestellten Beispiel nicht einer Vorstellung von Kooperation als strukturiertem und rationalem Prozess entspricht. Partizipation im Sinne einer Mitverantwortung der Klientin im Lösungsfindungsprozess bedeutet nicht, dass sich diese reflektiert in die Verhandlung einbringt. Vielmehr kann die Interaktion zwischen dem Case Manager und der Klientin als Prozess beschrieben werden, in dem Lösungsop-

tionen proaktiv vorgebracht und kooperativ angenommen (oder abgelehnt) werden.

Drittens wurde erkennbar, dass dem theoretischen Kooperationsbegriff ein individualistisches Autonomiekonzept zugrunde liegt, welches normative Implikationen für den Handlungsspielraum des Case Managers hat. Liegt der Praxis des Case Managements die Vorstellung von Autonomie als Recht auf ‚Freiheit und Unabhängigkeit‘ zugrunde, gilt die proaktive Übernahme von Sorge-Verantwortung als paternalistische Grenzüberschreitung. Wird Autonomie jedoch als Recht auf Schutz vor physischer und psychischer Unversehrtheit gefasst, ist Kooperation die Grundvoraussetzung für eine möglichst selbstständige Alltagsgestaltung.

Ökologische Form der Zusammenarbeit

Flavia Caviezel

Dieser Text entsteht im selben Jahr, in dem Stanley Kubricks Film 2001: A SPACE ODYSSEY sein 50-jähriges Jubiläum feiert. In den dort gezeigten Zukunftsszenarien fungiert der Bordcomputer HAL 9000 als Teil der Bordcrew. Durch sein (aus menschlicher Sicht) außer Kontrolle geratendes Handeln wird er zur lebensgefährlichen Bedrohung für die Astronauten. Dieses Szenario nimmt aktuelle Debatten zum zunehmend algorithmisierten kulturellen Umfeld und zur verwobenen Ko-Existenz¹ menschlicher und nicht-menschlicher Aktant_innen² vorweg.

Heutzutage bedingen Algorithmen zunehmend unsere alltäglichen Erfahrungen durch technische Geräte, die in verschiedenen Arbeits- und Freizeitbereichen für Organisation, Kommunikation, Transaktionen, Meinungsbildung, Ernährung, Sport etc. eingesetzt werden. Diese fungieren dabei nicht lediglich als Instrumente, sondern als Mediatoren, als soziale Agenten und sind mit Menschen durch verschie-

¹ Vgl. Braidotti, Rosi: »Posthuman Critical Theory«, in: Rosi Braidotti/Maria Hlavajova (Hg.), Posthuman Glossary, Bloomsbury Publishing 2018, S. 339–340; oder Haraway, Donna: »Anthropocene, Capitalocene, Plantationocene, Cthulucene: Making Kin«, in: Environmental Humanities 6:1 (2015), S. 159–164, hier S. 160.

² Gemeint sind Netzwerke belebter und nicht-belebter Umwelt, repräsentiert durch Menschen, Tiere, Pflanzen, Räume, technologische Geräte; vgl. z. B. Latour, Bruno: Das Parlament der Dinge: Für eine politische Ökologie, Frankfurt a. M.: Suhrkamp (2001) 2009.

dene Praktiken verbunden.³ Im Zusammenspiel menschlicher und technologischer Umwelt werden Handlungsmächte und Interaktionsmöglichkeiten, Agency⁴, stets neu verhandelt. Es scheint mir deshalb sinnvoll, Formen der Zusammenarbeit im Forschungsprojekt *Times of Waste*⁵ auch unter der Prämissse zunehmender Verflechtung der Beziehung von Mensch und (intensiv) genutzter (Alltags-)Technologie zu betrachten – wie beispielsweise einem Smartphone, von dem in der Folge immer wieder die Rede sein wird.

»Navigation/Smartphone: Hallo, ich bin ein Smartphone. Die Menschen meinen, ich sei ein Diener, der alles tut, was sie wollen. Doch hier bin ich Chefin. Ich führe dich während der nächsten Stunde durch das Gelände. Der Weg ist verschlungen. Aber du wirst sicher geleitet und wirst wieder zurückfinden, das verspreche ich dir.

Kaum jemand versucht, meine Sprache zu verstehen. Deswegen habe ich mich angepasst und spreche fast wie du. Ich habe dir viel zu erzählen.«

Diese und weitere Erzählpassagen entstammen dem Audiowalk *wastescapes*.⁶ Die Besuchenden werden in diesem Grenzspaziergang durch eine Sprechstimme, welche die »objektgeprägte« Perspektive eines

³ Vgl. dazu das Wrap up von Astrid Schwarz zum Projektworkshop *Transmedia Matters? Researching electronic Waste* vom 3./4.11.2016, <https://times-of-waste.ch/de/forschungsprojekt/workshops/> – alle im Folgenden angegebenen Online-Adressen waren am 1.11.2018 aktuell.

⁴ Vgl. dazu insbesondere den Agency-Begriff in Karen Barads agentiellem Realismus: Dolphijn, Rick/van der Tuin, Iris: »Matter feels, converses, suffers, desires, yearns and remembers (Interview mit Karen Barad)«, in: Rick Dolphijn/Iris van der Tuin (Hg.), *New Materialism: Interviews & Cartographies*, Ann Arbor: Open Humanities Press 2012, S. 48–70.

⁵ Das vom Schweizerischen Nationalfonds geförderte Projekt ist am Institut Experimentelle Design- und Medienkulturen/Critical Media Lab der Hochschule für Gestaltung und Kunst, Fachhochschule Nordwestschweiz verortet.

⁶ Audiowalk *wastescapes*, 2016, Dauer ca. 80 Minuten. Er beschäftigt sich mit Bewegungen von Menschen, Gütern, Tieren und Pflanzen sowie Reinigungsprozessen und Recyclingbewegungen im Grenzraum Basel.

Smartphones repräsentiert, und mittels GPS-Technologie durch das Hafengelände geführt. Der Audiowalk ist im Kontext von *Times of Waste* von einem Forschungsteam⁷ mit interdisziplinären Expertisen in Kulturwissenschaft, Kunsttheorie, verschiedenen künstlerischen Praktiken, Sound Design, Umweltnaturwissenschaft, Programmierung, Interface und Graphic Design realisiert worden. Den Modus unserer Zusammenarbeit haben wir in einer Publikation als »ökologisch«⁸ bezeichnet. Was eine solche Zusammenarbeit mit spezifischen Praktiken und Medien, mit verschiedenen Personen aus theoretischen und praxisnahen Kontexten, und in Interaktion mit den zu erforschenden Materialien, Objekten und Technologien impliziert, soll nachfolgend erörtert werden.

Grenzen überschreiten

Ausgangspunkt sind verschiedene Aspekte transdisziplinären Arbeitens, wie sie auch für die Kollaborationen von *Times of Waste* charakteristisch sind.⁹ In der Transdisziplinarität geht es um Grenzüber-

⁷ Flavia Caviezel (Leitung), Mirjam Bürgin, Anselm Caminada, Adrian Demleitner, Marion Mertens, Yvonne Volkart, (seit 2017) Sonia Malpeso und Andreas Simon (Techniksupervision Audiowalk).

⁸ Forschungsteam *Times of Waste*: »Times of Waste«, in: Linda Kronman/Andreas Zingerle (Hg.), *Behind the Smart World – Saving, Deleting and Resurfacing Data*, Linz: servus.at 2016, S. 68–79, hier S. 79.

⁹ Zum Transdisziplinaritätsverständnis im Vorgängerprojekt *RhyCycling* vgl. Caviezel, Flavia/Hagmann, Sabine: »Modes of Collaboration: A Conversation between Sabine Hagmann and Flavia Caviezel Conducted via Skype about the Research and Exhibition Project RhyCycling«, in: *Media-N, Journal of the New Media Caucus* 10:1 (2014); Caviezel, Flavia: »Deep Involvement: On Transformation Processes Related to the RhyCycling Project«, in: Wolfgang Jonas/Sarah Zerwas/Kristof von Anshelm (Hg.), *Transformation Design*, Basel: Birkhäuser/BIRD 2016, S. 43–60; in interdisziplinären Lehrprojekten: Caviezel, Flavia/Dietzsch, Ina/Lustenberger, Brigitte: »Arbeiten an den Grenzen. Reflexionen über ein interdisziplinäres Lehr- und Lernprojekt zwischen Kunst und Kulturanthropologie im trinationalen Raum«, in: Jacques Picard/Silvy Chakkalakal/Silke Andris (Hg.), *Grenzen aus Kulturwissen-*

schreitungen¹⁰. Sie ist eine »komplexe und komplizierte Arbeit an den Grenzen von Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft«¹¹. Wissen wird gemeinsam produziert und verhandelt, und stellt deshalb eine Herausforderung für alle Beteiligten dar.

Bei *Times of Waste*, das sich mit (Abfall-)Materialien und Objekten sowie mit den in die Produktions- und Recyclingprozesse involvierten menschlichen und nicht-menschlichen Aktant_innen beschäftigt, bedeutet der transdisziplinäre Modus die Zusammenarbeit des Forschungsteams mit akademischen und nicht-akademischen Expert_innen – Projektpartner_innen, Protagonist_innen, Publika –, sowie mit Technologien. Das Hauptinteresse gilt den Modi und Möglichkeiten des Zusammenspiels von Wissenschaften und Künsten, von qualitativen Methoden, Verfahren und (transmedialen) Medienpraktiken.¹²

schaftlichen Perspektiven, Berlin: Panama 2016, S. 134–156; zum 2018 abgeschlossenen Projekt *Times of Waste* sind im Publikationsbeitrag bei L. Kronman/A. Zingerle: Behind the Smart World, S. 68–79 erste Reflexionen, u.a. auch zur Teamarbeit, zu finden.

¹⁰ Nowotny, Helga: »The Potential of Transdisciplinarity«, in: Rethinking Interdisciplinarity, Internet Seminar (2004), S. 48–53, hier S. 48.

¹¹ Maasen, Sabine: »Transdisziplinarität revisited. Dekonstruktion eines Programms zur Demokratisierung der Wissenschaft«, in: Alexander Bogner/Karen Kastenhofer/Helge Torgersen (Hg.), Inter- und Transdisziplinarität im Wandel?, Wissenschafts- und Technikforschung 4 (2010), S. 247–267, hier S. 258.

¹² Vgl. zur aktuellen Diskussion im Bereich der *Künstlerischen Forschung* insbesondere Bippus, Elke (Hg.): Kunst des Forschens, Zürich/Berlin: Diaphanes 2009; Caduff, Corina/Siegenthaler, Fiona/Wälchli, Tan (Hg.): Kunst und künstlerische Forschung, Zürcher Jahrbuch der Künste 6 (2009); Rey, Anton/Schöbi, Stefan (Hg.): Künstlerische Forschung. Positionen und Perspektiven, subTexte 03 (2009); Rickli, Hannes: »Kunst und Forschen. Arbeit am Partikularen«, in: Hannes Rickli (Hg.), Videogramme, Zürich: Scheidegger & Spiess 2011, S. 108–111; Peters, Sibylle (Hg.): Das Forschen aller. Artistic Research als Wissensproduktion zwischen Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft, Bielefeld: transcript 2013; Wilson, Mick/van Ruitenberg, Schelte (Hg.): SHARE – Handbook for Artistic Research Education, Amsterdam: ELIA 2013; Borgdorff, Henk/Schwab, Michael (Hg.): The Exposition of Artistic Research: Publishing Art in Academia, Leiden: Leiden University Press 2013; Badura, Jens et al. (Hg.): Künstlerische Forschung. Ein Handbuch, Zürich/Berlin:

Charakteristisch für den Forschungsansatz von *Times of Waste* ist die Arbeit mit und an Materialien und Objekten (wie einem Smartphone), sowohl bei der Produktion von medialen Forschungsrohmaterialien vor Ort, als auch bei der Aufbereitung dieser Materialien in der Postproduktion und der Entwicklung geeigneter Präsentationsformate. Eine besondere Herausforderung liegt dabei darin, mit der jeder (nicht nur der transdisziplinären) Zusammenarbeit immanenten Problema-

Diaphanes 2015; Dombois, Florian/Gisler, Priska/Kretschmann, Schirin et al. (Hg.): Präparat Bergsturz, Luzern/Poschiavo: Edizioni Periferia 2013; F. Caviezel: Deep Involvement, S. 43–60; Dombois, Florian (Hg.): The Wind Tunnel Model. Transdisciplinary Encounters, Zürich: Scheidegger & Spiess, 2017; Schwander, Markus: Shattered Flow, Zürich: Edition Fink 2017. Zur aktuellen Debatte in den *Kulturwissenschaften* vgl. u. a. Bachmann, Plinio/Huber, Jörg/Ziemer, Gesa (Hg.): Bilder an der Arbeit. 31. Das Magazin des Instituts für Theorie der Gestaltung und Kunst 6/7 (2005); Schneider, Arnd/Wright, Christopher (Hg.): Contemporary Art and Anthropology, Oxford/New York: Berg, 2006; Schönberger, Klaus: »Ich sehe was, was du nicht siehst? Ethnographische und künstlerische Forschung im Prozess der Entgrenzung von Wissensformaten«, in: Reinhard Johler/Christian Marchetti/Carmen Weith et al. (Hg.), Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen, Münster: Waxmann 2013, S. 272–277; Bippus, Elke: »(Kunst-)Forschung. Eine neuartige Begegnung von Ethnologie und Kunst«, in: R. Johler/C. Marchetti/C. Weith et al. (Hg.), Kultur_Kultur, S. 284–291; F. Caviezel/I. Dietzsch/B. Lustenberger: Arbeiten an den Grenzen, S. 134–156; Leimgruber, Walter: »Die Tücken der Entgrenzung. Migration und Migrationsforschung vor neuen Herausforderungen«, in: J. Picard/S. Chakkalakal/S. Andris, Grenzen aus Kulturwissenschaftlichen Perspektiven, S. 269–296; Holfelder, Ute et al. (Hg.): Kunst und Ethnografie – zwischen Kooperation und Ko-Produktion? Anziehung – Abstossung – Verwicklung: Epistemische und methodologische Perspektiven (=Kulturwissenschaftliche Technikforschung, Band 7), Zürich: Chronos 2018; Gisler, Priska: »Gezeigte Natur. Bericht über eine künstlerische und sozialwissenschaftliche Ethnografie im Zoo«, in: U. Holfelder et al. (Hg.), Kunst und Ethnografie, S. 127–147; Laister, Judith: »Objektivierung, Projektionen, Zusammenarbeit. Beziehungsmodi zwischen Ethnografie und Kunst«, in: U. Holfelder et al. (Hg.), Kunst und Ethnografie, S. 21–38, hier besonders S. 29, S. 31–34; Ritter, Christian: »Die Ästhetisierung der Sozialwelt als Gegenstand von Kunst und Ethnografie. Methodische Überlegungen zu transdisziplinärer Forschung«, in: U. Holfelder et al. (Hg.), Kunst und Ethnografie, S. 57–82.

tik von Repräsentation¹³ umzugehen, sowohl inhaltlich, als auch ästhetisch.¹⁴

Im Rahmen des Projekts sind einige solche künstlerisch-gestalterischen Versuche unternommen worden. Um diese zu reflektieren und vorzustellen, sind nachfolgend punktuell und in anderer typografischer Setzung Auszüge eingeschoben: Sie stammen aus dem erwähnten Audiowalk *wastescapes* und dem Tonessay *Objektbiografie Smartphone/Neodym*.¹⁵ Die unterschiedlich gestalteten Textabschnitte sind ein Versuch, reflexive und beschreibende, das Vorgehen des Teams konkretisierende Passagen montageartig zueinander in Bezug zu set-

13 Zur so genannten Krise der Repräsentation vgl. Marcus, George E./Fischer, Michael F.: *Anthropology as Cultural Critique: An Experimental Moment in the Human Sciences*, Chicago: University of Chicago Press 1986; oder Clifford, James/Marcus, George E. (Hg.): *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkeley/Los Angeles: University of California Press 1986. Da die textliche Repräsentation implizites, mittels Sprache nur schwer zugängliches Wissen lediglich unzureichend erschließen kann, wurde gefordert, dass auch nicht-textliche Darstellungsformen der Erkenntnisvermittlung und Repräsentation (wie filmische, fotografische etc.) entwickelt werden. Ein weiteres Desiderat der Writing-Culture-Debatte war Selbstreflexion und die Einbeziehung der Erforschten (z. B. durch Multiperspektivität, Polyphonie etc.). Trotz der geforderten Transparenz und Vielstimmigkeit kann dieses anthropologische Dilemma nicht aufgelöst, jedoch durch differenzierte Darstellungsmethoden entschärft werden.

14 Zu einem der nach wie vor innovativsten Konzepte von Repräsentationsmethodik vgl. die Theoretikerin und Filmemacherin Trinh T. Minh-ha, diskutiert in Caviezel, Flavia: »Mehr als tausend Worte? Über den Einsatz audio-visueller Medien in der Forschung«, in: 31. Das Magazin des Instituts für Theorie der Gestaltung und Kunst 5 (2014), S. 73–80, besonders S. 75; und F. Caviezel: Deep Involvement, S. 54; Minh-has »speaking nearby« anstelle eines »speaking about« ermöglicht, die Protagonist_innen in den (filmischen) Prozess, mit ihren eigenen Ideen und Wünschen bezüglich Selbst-Repräsentation zu involvieren; vgl. Minh-ha, Trinh T.: *Framer Framed*, New York: Routledge 1992, S. 96 (Zitat aus ihrem Film REASSEMBLAGE).

15 Die Stimme des Smartphones navigiert die Teilnehmenden des GPS-gesteuerten Audiowalks durch den Grenzraum und reflektiert dabei dessen geologische und technologische Voraussetzungen. Im Audioessay zur Objektbiografie eines Smartphones reflektiert die seltene Erde Neodym ihren Lebenszyklus, vom Rohstoffabbau bis zu den verschlungenen Wegen des Recyclings.

zen. Dies geschieht in der Absicht, einen »Zwischenraum« entstehen zu lassen, der die Imagination der Lesenden fordert und verschiedenartige Betrachtungsweisen fördert.¹⁶ Dort, wo solche Zwischenräume auftreten, sollen sie zum Weiterdenken, Weitersehen und Weiterhören anregen.

Im Wastozän¹⁷ zusammenarbeiten

Times of Waste handelt von Bewegungen und ist in Bewegung, es ist ein *work in progress*. Dies zeigt sich verschiedentlich auch im Forschungsdesign, indem wir zur Entwicklung von neuen Veröffentlichungen immer wieder auf bereits realisierten aufbauen, wie beispielsweise auf die »objektgeprägte« Perspektive des Audiowalks für den erwähnten Tonessay zur Objektbiografie, der Teil einer Ausstellungsassemblage¹⁸ war; oder wiederum auf diese Assemblage, die als Vorlage für die online zugängliche *Smartphone Objektbiografie*¹⁹ diente. Es findet demnach ein permanenter Prozess des Überdenkens der realisierten Schritte und der erarbeiteten Wissensformate statt. Dabei kann die Veröffentlichung zugleich Ausgangspunkt für weiterführende Kombinationen, Konfrontationen und Reflexionen sein.²⁰ Wissen wird als

¹⁶ Holm Vohnsen, Nina: »Labor Days: A Non-Linear Narrative of Development«, in: Christian Suhr/Rane Willerslev (Hg.), *Transcultural Montage*, New York: Berghahn Books 2013, S. 131–144, hier S. 143.

¹⁷ Die Auflistung von Donna Haraway ergänzend resp. erweiternd haben wir für das gegenwärtige Zeitalter und die zunehmenden (Abfall-)Problematiken die Bezeichnung Wastozän/Wastocene kreiert; vgl. D. Haraway: *Anthropocene, Capitalocene, Plantationocene, Cthulucene: Making Kin*, S. 159–165.

¹⁸ *Times of Waste – Was übrig bleibt* wurde vom 23.4.–24.9.2017 im Museum der Kulturen Basel ausgestellt.

¹⁹ Eine Art digitales Projektarchiv, das seit Herbst 2018 in einer deutschen und englischen Sprachversion online zugänglich ist, unter <https://objektbiografie.times-of-waste.ch>.

²⁰ Vgl. dazu Brandstetter, Gabriele: »On research«. Forschung in Kunst und Wissenschaft – Herausforderungen an Diskurse und Systeme des Wissens«, in: S. Peters: *Das Forschen aller*, S. 63–71, hier S. 65.

Transformation und Zirkulation zwischen verschiedenen Formen und Formaten, als »endloser« Prozess, betrachtet.²¹

Die nachfolgenden Textpassagen basieren denn auch auf teilweise bestehenden und für diesen Kontext adaptierten Beschreibungen der Projektinhalte und Ziele von *Times of Waste*²². Sie bilden eine Ausgangslage, um danach die verschiedenen Formen der Zusammenarbeit – zwischen Menschen, Materialien und Technologien – detailliert aufzufächern.

Times of Waste beschäftigte sich mit Wegen und Transformationsprozessen von Materialien, insbesondere von elektronischem Abfall. Exemplarisch für den elektronischen Abfall²³ untersuchte das Forschungsteam Transformationsprozesse und Umwertungen eines Smartphones und seiner Komponenten – eines Alltagsgeräts, dessen größte Abfallmenge bereits vor seinem Gebrauch entsteht, insbesondere bei der Produktion von Rohstoffen. Wir verfolgten die oft verschlungenen Wege, inhaltlichen und monetären Umwertungen der Materialien, von der Rohstoffgewinnung bis zur Deponierung. Den theoretischen Hintergrund des Projekts bilden insbesondere aktuelle Netzwerk-, Subjekt- und Materialitätstheorien von Autor_innen wie Jane Bennett, Timothy Morton, Jussi Parikka, Jennifer Gabrys, die sich ihrerseits auf Ansätze von Bruno Latour oder Donna Haraway beziehen.²⁴ Ein digitales Archiv,

21 Vgl. F. Caviezel: Deep Involvement, S. 44.

22 Vgl. insbesondere die Projektwebseite www.times-of-waste.ch und die *Smartphone Objektbiografie* <https://objektbiografie.times-of-waste.ch>.

23 Zwei weitere, weniger umfassend aufgearbeitete, jedoch nicht minder relevante Bereiche umfassen Rückbauten (Materialien aus Infrastrukturen, kontaminierte Böden etc.) und, hochaktuell für die Gewässerökologie, die Verwendung von Nanosilber in Convenience-Produkten.

24 Vgl. die für diesen Kontext zentralen Werke: Bennett, Jane: *Vibrant Matter. A Political Ecology of Things*, Durham: Duke University Press 2010; Gabrys, Jennifer: *Program Earth. Environmental Sensing Technology and the Making of a Computational Planet*, Minneapolis/London: University of Minnesota Press, 2016; D. Haraway: *Anthropocene, Capitalocene, Plantationocene, Chthulucene: Making Kin*, S. 159–165; Hird, Myra J.: »The Phenomenon of Waste-World-Making«, in: *Rhizomes. Cultural Studies in Emerging Knowledge* 30 (2016); B. Latour: *Das Parlament der Dinge*; Morton, Timothy: *Dark Ecology. For a Logic of Future Coexistence*,

die *Smartphone Objektbiografie*, kartografiert die verschiedenen Routen und Recyclingbewegungen dieses transnationalen Forschungssettings, das sich vom lokalen schweizerischen über den europäischen Kontext bis in globale Zusammenhänge, nach Afrika und China erstreckt.

Charakteristisch für diese transnationale Forschung sind Brüche und Fragmentierungen.²⁵ Diese Eigenschaften sind dem in der Feldarbeit gesammelten und editierten visuellen, auditiven und textuellen Material immanent. Die unumgängliche Fragmentierung findet nicht nur zwischen den jeweiligen lokalen Kontexten statt, sondern wegen des nicht lückenlosen Zugangs zu Infrastrukturen oder Informationen (von Firmen etc.) auch innerhalb des eigenen kulturellen Kontextes. Der teilweise schwierige oder nicht mögliche Zugang des Forschungsteams zu schweizerischen oder europäischen Betrieben aus dem Abfallverwertungs- und e-Waste-Recycling-Bereich für die audiovisuellen Forschungsarbeiten, sowie die oft nicht lückenlos eruierbaren Wiederverwertungswege von Smartphones (wie Secondhandverkauf, Exportrouten) bestätigen diese Gegebenheiten. Demnach lassen sich nicht durchweg (vertiefende) Feldzugänge aufbauen.

Durch die »Verkettung« der verschiedenen medialen Fragmente können Transformationsprozesse und Wege der Objekte und Materialien jedoch in einen Gesamtzusammenhang gestellt werden.²⁶ Die medienkünstlerische Grundlage dafür bietet die konzeptionelle Anlage und gestalterische Umsetzung der *Smartphone Objektbiografie*: Sie ermöglicht dem Publikum individuelle Rezeptionsbewegungen durch die online zugänglichen Materialien, und dadurch den Entwurf einer

New York: Columbia University Press 2016; Parrika, Jussi: *A Geology of Media*, Minneapolis/London: University of Minnesota Press 2015.

²⁵ Brüche entstehen einerseits durch neue Bedingungen und lokale wie transnationale Kontexte, andererseits durch Bereiche, die für die Forschung unzugänglich sind.

²⁶ Vgl. Appadurai, Arjun (Hg.): *The Social Life of Things: Commodities in Cultural Perspective*, Cambridge: Cambridge University Press 1986; oder Grewe, Bernd-Stefan: »Raum und Macht – Eine Stoffgeschichte des Goldes im frühen 20. Jahrhundert«, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 57:1 (2016), S. 59–90.

eigenen Verkettungsgeschichte.²⁷ Dies auch entsprechend der Charakteristik, dass die Objektbiografie lediglich multipel, in Variationen erzählt werden kann.

*Sternenstaub sind wir, Überbleibsel explodierter Sterne in der Galaxie.
Jahrmillionen dauernde Schichten anhäufen, Akkumulation der Akkumulation.
Jahrmillionen alte Schichten abtragen, aushöhlen und graben.
Wo und wie beginnen mit der Erzählung aus dem Leben eines Smartphones?
Es gibt nicht die eine Erzählung.
Es gibt nur Variationen und Muster eines Lebens, das nicht vergeht.
Materialien, die sich bewegen, transformieren, verlagern.
Ruhelose Materie, lebendig, aktiv.
Etwas bleibt immer zurück.
Was genau?
Das ist der Versuch, Geschichte zu erzählen aus der Perspektive der Materie.
Eines Materials, das im Smartphone lebt: Neodym.
Geschichte, die aus bestimmten Mustern besteht.
Muster, die manchmal variieren.
Doch wie erzählen, wenn die Stränge immer wieder gekappt werden?²⁸*

27 Diese Konzeption baut auf der interaktiven Computerplattform der beiden Vorgängerprojekte »Check on Arrival« und »RhyCycling« auf, wo die Besuchenden sich in Eigenregie durch die aufbereiteten Forschungsmaterialien wählen und je eigene Dramaturgien und Narrationen der rezipierten Inhalten kreieren konnten; vgl. Caviezel, Flavia/Kumschick, Susanna: »Check on Arrival – Transit im Grenzraum ›Flughafen Zürich‹«, in: Barbara Emmenegger/Monika Litscher (Hg.), Perspektiven zu öffentlichen Räumen. Theoretische und praxisbezogene Beiträge aus der Stadtforschung, Luzern: Interact 2011, S. 104–139, hier besonders S. 111–113; Coover, Roderick et al.: »Digital Technologies, Visual Research and the Non-Fiction Image«, in: Sarah Pink (Hg.), Advances in Visual Methodology, Los Angeles/London: Sage 2012, S. 191–208, hier besonders S. 203; Caviezel, Flavia: »RhyCycling – Fluid Borderland. Processes of Knowledge Creation«, in: ISEA2014 Dubai. Location. Proceedings of the 20th International Symposium on Electronic Art, Dubai: Zayed University Books 2015, S. 76–82; F. Caviezel: Deep Involvement, S. 55–56.

28 Auszug aus dem Tonessay *Objektbiografie Smartphone/Neodym*, 2017, 12 Minuten.

Neben solchen Überlegungen zu einem geeigneten Präsentationsformat war für den inhaltlichen Fokus des Projekts die Auseinandersetzung mit den verbleibenden Überresten aus Rohstoffabbau und Recyclingbewegungen, ihrer Weiterverarbeitung undendlagerung zentral. Denn die Menschen tragen bei ihrer Suche nach Rohstoffen nicht nur die Erdkruste ab, sondern schichten sie mit neuen Reststoffen wieder auf.²⁹ Ein geologisches und materielles Nachleben sozusagen, wie die bei den Feldrecherchen in Kehrichtverwertungsanlagen, Schlackendeponien oder e-Waste-Recyclingfirmen gesammelten Granulate, Schlacken und Metalle. Denn Abfall ist das, was nicht verschwindet und nicht spurlos »ent-sorgt« werden kann. Etwas bleibt immer übrig.

Welche Möglichkeiten für staatliches und privates Handeln denkbar sind – wie z. B. die Konzernverantwortungsinitiative oder das Basel Action Network³⁰ –, thematisiert das Team in verschiedenen Veröffentlichungen, auch über die Projektlaufzeit hinaus: Ausstellungen, Projekt-Workshops, Panelgespräche, verschiedene Textpublikationen, einen Audiowalk und die online zugängliche *Smartphone Objektbiografie*. Beabsichtigt ist, die kulturellen Konnotationen von Abfall aufzubrechen und einen nachhaltigen Umgang mit Rohstoffen³¹ anzuregen – in der Konfrontation mit dem, was man zuvor als Ab-Fall verworfen hat.

Navigation/Smartphone: »Steinalt bin ich, und viele. Bin aus vielen Teilen zusammengesetzt, bin Geosphäre, Erde, Stein, Metall und Energie. Und Migrantin bin ich. Ich komme aus der Erdkruste, wohin ich – anders als du – nicht so schnell wieder verschwinde.

29 Zu De- und Restrifikationsprozessen vgl. u. a. Hird, Myra J.: »The Phenomenon of Waste-World-Making«, in: Rhizomes: Cultural Studies in Emerging Knowledge 30 (2016) = Karin Sellberg/Peta Hinton (Hg.), Quantum Possibilities: The Work of Karen Barad, Bowling Green: Bowling Green State University 2016.

30 Vgl. Ausstellungsbooklet *Times of Waste – Was übrig bleibt*, 2018, S. 18–21, <https://times-of-waste.ch/de/ausstellung/>.

31 Rohstoffe wie das Seltene Erdmetall Neodym werden oft unter prekären ökologischen, sozial-ökonomischen und gesundheitlichen Bedingungen abgebaut.

Asche zu Asche, Staub zu Staub, das gilt nicht für mich, denn gewisse Teile von mir sind unsterblich.«

Konkret bedeutet »zusammen arbeiten« bei *Times of Waste* eine Tätigkeit mit verschiedenen Aktant_innen: Im Team, mit Projektpartner_innen von Verwaltungen und Universitäten, privaten Evaluationsfirmen oder NGOs³², mit Expert_innen in Workshops, die sich in ihrer künstlerisch-forschenden Praxis mit elektronischem Abfall beschäftigen³³, Fachpersonen in Strukturaufbau und Ausbildung³⁴, sowie mit Protagonist_innen von (elektronischen) Abfall verarbeitenden Institutionen³⁵, Forschungslabors³⁶, Rohstoffproduzenten³⁷, Metallhandelsfirmen³⁸, Handyreparaturfirmen und Gebrauchthandyanbietenden³⁹, mit und bei denen visuelle und auditive Aufnahmen stattfanden. Eine losere Form des Austausches erfolgte im Kontakt mit einer interessierten Öffentlichkeit, beispielsweise in Gesprächen über Eindrücke und Erfahrungen während der Rezeption.

Das Zusammenspiel mit den verwendeten Technologien ist einerseits im Forschungsprozess verankert – in der Arbeit des Teams mit den Protagonist_innen im Feld und mit den Rohmaterialien –, ande-

32 Insbesondere Amt für Umwelt und Energie Basel-Stadt, Tiefbauamt Basel-Stadt, Empa St. Gallen, ETH Zürich, PH Freiburg, Life Science AG Basel, Museum der Kulturen und Haus der elektronischen Künste Basel.

33 Shu Lea Cheang, Baruch Gottlieb, KairUs (Linda Kronman, Andreas Zingerle), Dietmar Offenhuber.

34 World Resources Forum (WRF), United Nations Industrial Development (UNIDO).

35 Kehrichtverwertungsanlagen Basel und Zürich; Schlackendeponien Elbisgraben und DHZ AG Lufingen/Metallveredelung Obergлатt; e-Waste-Recycling: Swico, Immark AG Regensdorf; Schmelzwerk Umicore Deutschland.

36 Geomikrobiologie Universität Tübingen und Novis GmbH; Institut für Evolutionsbiologie und Umweltwissenschaften Universität Zürich.

37 Tin Supply Chain Initiative (ITSCI) für Transparenz in der Verarbeitungskette der Zinnproduktion in Zentralafrika.

38 Schweizerische Metallhandels AG Deutschland.

39 Reparatur und Handel: verkaufen.ch, RS Switzerland/Réalise; Handel: Helvetrade SA.

erseits in der Rezeption: Das Publikum interagiert mit den editierten und in spezifischen medialen Formaten präsentierten Inhalten.

Zusammenfassend kann diese mehr als dreijährige Zusammenarbeit von Januar 2015 bis März 2018 folgendermaßen skizziert werden: Im ersten Forschungsjahr war die Kollaboration *innerhalb des Teams* zentral. Sie war geprägt von »disziplinären« Inputs zur Abfallthematik, größtenteils Positionen der neuen Materialitätstheorien, um eine gemeinsame Wissensbasis für die spätere Arbeit im Feld und für die Entwicklung der geplanten Veranstaltungen und Veröffentlichungen (Workshops, Audiowalk, Ausstellung) zu legen. Das zweite Jahr verlief stärker *nach außen* orientiert, war geprägt von verschiedenen Kollaborationen mit Institutionen und Personen an den Orten der Recherchen. Das Team tauschte sich stets noch regelmäßig aus; im Verlauf des Jahres, nachdem die Grundkonzeptionen für die Veröffentlichungen skizziert waren, erfolgte die Arbeit auch in kleineren Gruppen. Die letzte Projektphase war geprägt durch die verstärkte Zusammenarbeit des Teams in *Kleingruppen*, mit Projektpartner_innen und Institutionsmitarbeitenden, die an der Umsetzung der verschiedenen Veröffentlichungen mitwirkten.⁴⁰ Die Teammitglieder arbeiteten dabei punktuell zusammen, vor allem zur Verfeinerung von konzeptionellen und inhaltlich-gestalterischen Fragen. Nachfolgend sind die verschiedenen Prozesse detailliert beschrieben.

Recherchieren, diskutieren

Der strukturelle und personelle Rahmen, in dem das Forschungsprojekt an der Hochschule für Gestaltung und Kunst in Basel verortet ist, sieht folgendermaßen aus: Unser Team traf sich regelmäßig im Critical Media Lab, die ersten beiden Jahre circa einen Tag alle 3–4 Wochen, je

⁴⁰ Ausstellung *Times of Waste – Was übrig bleibt*, Audiowalk *wastescapes*, Panelgespräch *Green Crimes. Handlungsmöglichkeiten in Zeiten des Elektroschrotts*, digitale *Smartphone Objektbiografie*.

nach Arbeitsprozess auch öfter; Feldrecherchen, Aufnahmen und die Ausarbeitung von Teilprozessen erfolgten meist in unterschiedlichen Kleingruppen, mit enger Rückbindung ans Team für Feedbacks. Die inhaltlichen Recherchen zur *Smartphone Objektbiografie* wurden von allen Teammitgliedern entsprechend ihren Expertisen durchgeführt und im Team ausgetauscht. Ende 2015, nach einem Jahr Projektlaufzeit, haben wir einen Text für eine Publikation zu e-Waste verfasst und dabei auch unsere Zusammenarbeit im Team thematisiert. Bezeichnend sind im Rückblick folgende Zeilen:

»This intense phase of working in the core team was something very special. We shared what we found during our own investigations, and spent hours in discussion, trying to understand what we were doing. [...] Maybe it had to do with the complexity of the subject.«⁴¹

Auf einer Pinnwand versammelten und ordneten wir verschiedene Artefakte als Platzhalter und Gedankenstützen für die individuellen Recherchen. Im Team fanden regelmäßig Austauschtreffen zu diesen Recherchen und zu aktuellen Materialitätstheorien statt, wozu wir verschiedene Texte vorbereitend lasen. Insbesondere bei den ersten gemeinsamen Produktentwicklungsschritten (Schreiben von Texten für den Audiowalk, Rohmaterialiengewinnung für die *Smartphone Objektbiografie*) drehten sich die Diskussionen um thematische Eingrenzungen. D. h. eher explorativ-ethnografisch-künstlerische Suchbewegungen standen einer eher thesenbezogenen Fokussierung gegenüber. Werden die Vorgehensweisen und entstandenen Formate rückblickend betrachtet, sind wir stärker ethnografisch-künstlerisch als thesenhaft vorgegangen: Verschiedene Beobachtungen, Gespräche mit verschiedenen Expert_innen sowie Ton- und Bildaufnahmen vor Ort, die weiterzubearbeiten waren, werteten wir jeweils aus und versuchten das Analyseraster zu verfeinern, um von einer breiten explorativen

41 Forschungsteam Times of Waste: Times of Waste, S. 78.

zu einer fokussierten Perspektive zu gelangen.⁴² Die Herausforderung bestand darin, sich auf eine zuerst längere und breit ausgerichtete Recherche phase mit späterer Fokussierung einzulassen, sowie auch auf eine mäandernde, experimentelle Praxis, falls die konzeptionelle »Schärfe« noch nicht vollständig gegeben war. Dieses Aus- und Durchhalten erfolgte in einer späteren Projektphase auch bei den stufenweisen Überarbeitungen von gemeinsam verfassten Vorlagen für Audio- und Printprodukte.

»The [smaller] teams include people who want to work more closely together or share a common interest, have the needed skills, a professional background. And we are beginning to include our project partners more intensely.«⁴³

Bei den ersten extern stattfindenden Gesprächen mit den Partner_innen beteiligte sich nach Möglichkeiten das gesamte Team, für die medialen Aufzeichnungen vor Ort hingegen arbeiteten in der Regel Kleingruppen zusammen, auch abhängig von Koordinationsmöglichkeiten und -aufwand. Diese Gruppen erstellten Foto- und Audiorechercheaufnahmen sowie Videotests, fertigten Protokolle der verschiedenen Gespräche und Beobachtungen an, sowie Transkripte von aufgezeichneten Gesprächen. Konzeptionelle Diskussionen über gemeinsam visionierte Bild- und Tonmaterialien oder erste Montageversuche fanden statt, was in Protokollen der Teamtreffen festgehalten wurde.

Während die Textmaterialien auf einfache Weise untereinander ausgetauscht und für alle zugänglich gemacht werden konnten, war dies insbesondere bei den Audio- und Videorohmaterialien aufgrund der umfassenden Datenmengen (und zu diesem Zeitpunkt fehlenden institutionellen Archiv-Infrastrukturen) weniger einfach handhabbar.

42 Vgl. Flick, Uwe: Qualitative Forschung. Theorien, Methoden, Anwendungen in Psychologie und Sozialwissenschaften, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt [1996] 2005, S. 158–159.

43 Forschungsteam Times of Waste: Times of Waste, S. 78.

Wir entschieden uns für eine separate Aufbewahrung bei den einzelnen Personen resp. Kleingruppen, die diese Materialien in einer späteren Phase bearbeiteten, sowie für punktuelle gemeinsame Visionierungen. Die Teamarbeit war in der Grobstruktur transdisziplinär ausgerichtet – für Konzeptionen sowie in der Zusammenarbeit und im Austausch mit Praktiker_innen –, in der Feinstruktur erfolgte sie in der Kleingruppe oder individuell. Die Arbeit in der Feinstruktur konnte auch »disziplinär« ausgerichtet sein, fand jedoch stets in engem Austausch mit dem Team resp. mit der Kleingruppe statt. Die Arbeit im Team und in Kleingruppen war in den Umsetzungsphasen vor allem wegen Kleinpensen der Teammitglieder herausfordernd, da diese Struktur für die meisten zusätzliche weitere Anstellungen erforderte. Diese zeitlichen Verflechtungen verhinderten Blockarbeit weitgehend und bedeuteten für die Projektleitung viel Koordinations- und Kommunikationsarbeit. Das heißt: Eine solche Vorgehensweise setzt viel Zeit und Geduld bei allen Beteiligten voraus.

»The inter- and transdisciplinarity in our core team functions primarily as different perspectives and inputs. [...] But we not only gain expert knowledge from one another we also learn to listen to each other, to deal with differences and various thinking patterns. Thus, although we are very different, we have to think of a common goal, and have to come to terms with each other. These are highly uncertain processes. But in reverse, it is the sharing of this process what lets us dissolve borders and generate joint outcomes.«⁴⁴

Verunsichernde Arbeitsformen und instabile Bedingungen charakterisieren das eingangs beschriebene transdisziplinäre Arbeiten an der Schnittstelle von Künsten und Wissenschaften, die komplexe Arbeit an den Grenzen von Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft. Diese Gegebenheiten ermöglichen hingegen Erkenntnisse darüber, wie die Grenzziehung strukturiert ist, sowie die Reflektion darüber, wo in der

44 Ebd., S. 79.

gemeinsamen Arbeit welche Art von Grenzen irritiert, welche an anderer Stelle errichtet werden und inwieweit sich damit stabilisierte bzw. etablierte Grenzverhältnisse verschieben lassen.⁴⁵ Vermutlich lassen sich erst über diese Entgrenzung⁴⁶ der Methoden die Entgrenzung der Lebensbereiche und Lebensweisen und deren technisch-mediale Bedingungen verstehen; d. h. Entgrenzung, die sich als Öffnung und Überschreitung der Methoden und Episteme versteht, als produktive Verstrickung⁴⁷, die mit dialogischen Verfahren arbeitet⁴⁸. Dies bietet eine Grundlage, um die als Desiderat betrachteten neuen methodischen Zugänge zu entwickeln.⁴⁹

»One problem of this process could be that we, as well as our outputs, are slowly assimilating, loosing the hard edges, becoming homogeneous. On the other hand, it leads to a multiplicity, because we have to accept that there are other points of view different from one's own.«⁵⁰

Ist das »Abschleifen der Kanten« ein Phänomen transdisziplinärer Kollaborationen, resp. erweist sich eine solche Angleichung als problematisch?

45 Vgl. F. Caviezel/I. Dietzsch/B. Lustenberger: Arbeiten an der Grenze, S. 145–146, 153.

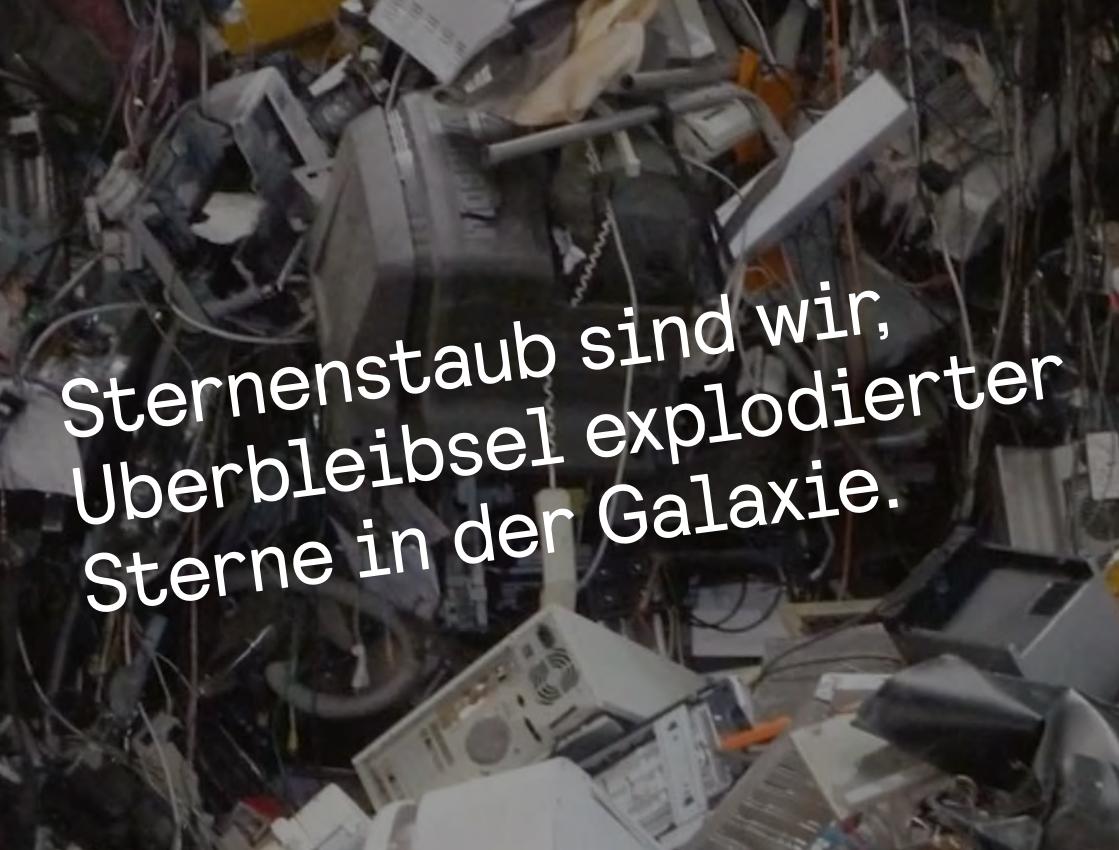
46 Zur methodischen Entgrenzung in der ethnografischen Arbeit siehe K. Schönberger: Ich sehe was, was du nicht siehst?, S. 272–277; Leimgruber, Walter: »Die Tücken der Entgrenzung«, in: J. Picard/S. Chakkalakal/S. Andris, Grenzen aus kulturwissenschaftlichen Perspektiven, S. 269–296; U. Holfelder et al. (Hg.): Kunst und Ethnografie, S. 11–13.

47 E. Bippus: Kunst des Forschens, S. 11–14; Bippus bezieht sich auf die Erarbeitung von (ungesichertem) Wissen, das kein Lösungs- oder Informationswissen ist, sondern praktisches Wissen-wie, kreativ, explorativ.

48 Schneider, Arnd/Wright, Christopher (Hg.): Between Art and Anthropology: Contemporary Ethnographic Practice, Oxford/New York: Berg 2010.

49 Zur Krise der Repräsentation und dem ethnologischen Be-Schreiben als Akt des Othering vgl. W. Leimgruber: Die Tücken der Entgrenzung, S. 289–291.

50 Forschungsteam Times of Waste: Times of Waste, S. 79.



Sternenstaub sind wir,
Überbleibsel explodierter
Sterne in der Galaxie.

Metalle sind so alt wie unser Sonnensystem und verschwinden erst, wenn ein nahendes Schwarzes Loch alle atomare Materie in sich hinein saugt. Rohstoffe können streng genommen nicht abgebaut oder gewonnen, sondern lediglich für eine bestimmte Zeit genutzt werden.

the concern with the Anthropocene is that it characterizes humans' de-stratification of billions-year-old fossil fuel and other material layerings from the earth's strata, then landfills and nuclear waste repositories articulate a concern in the opposite direction, with a kind of earthly re-stratification or re-layering. Myra J. Hird

Der Umgang mit Rohstoffen und Abfällen führt zum Abtragen und Aufbauen geologischer Schichten. Sie sind materialisierter und visueller Ausdruck des Umgangs mit Materie und führen zum heutigen Zeitalter, das geologisch und global gezeichnet ist durch menschliche Praxen der Ausbeutung der Erde. Es sind Überreste wie aufgeschichtete Schlacke, Elektroschrott, bestehend aus Rohstoffen, die in über Jahrtausenden in geologischen Lagerstätten abgelagert wurden, oder vermischt Materialien in Bauschutt-Deponien. Unumkehrbare Destratifikationsprozesse erfolgen durch die Verwendung von Nanosilber in Convenience-Produkten.

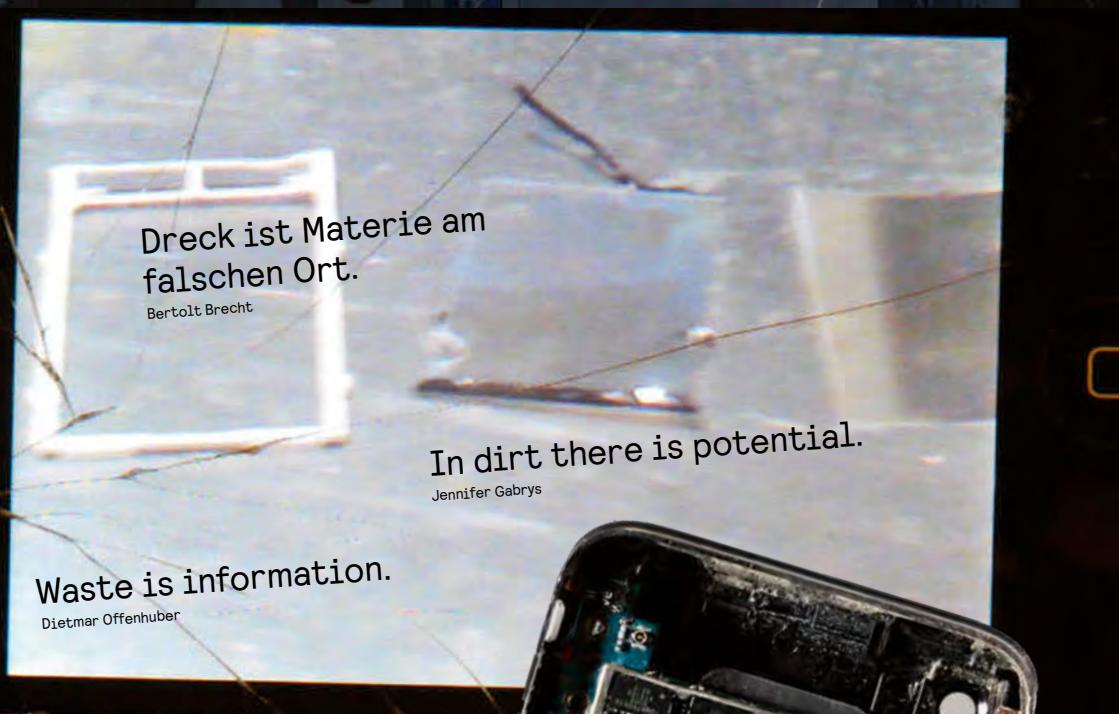
Art. smartphonebio



Produktion

In einem Handy sind ca. 0.4 g der Seltenen Erde Neodym im Lautsprecher, Vibrator, Mikrofon und in der Leiterplatte verbaut.





Dreck ist Materie am falschen Ort.

Bertolt Brecht

In dirt there is potential.

Jennifer Gabrys

Waste is information.

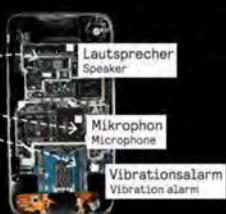
Dietmar Offenhuber

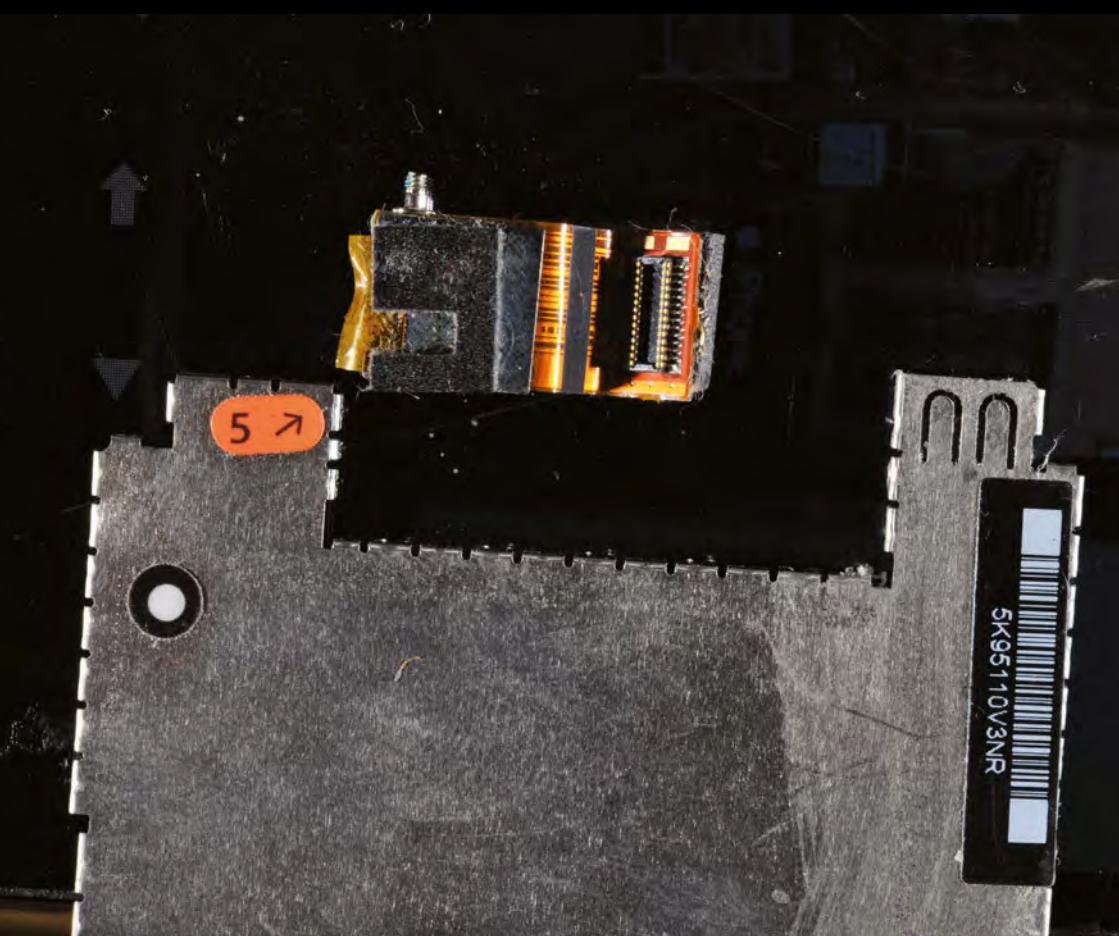


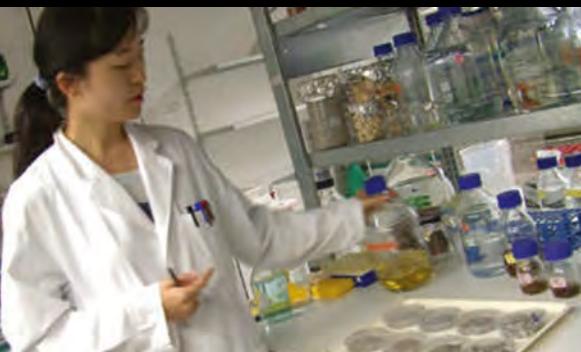
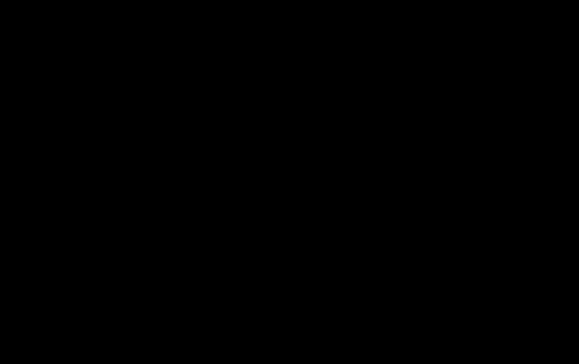


Smartphones bestehen aus etwa 50 Elementen, darunter 8 Seltene Erden. Die wichtigste ist Neodym.

Smartphones are made from 50 raw materials, of which 8 are rare earth elements. The most important one is Neodymium.





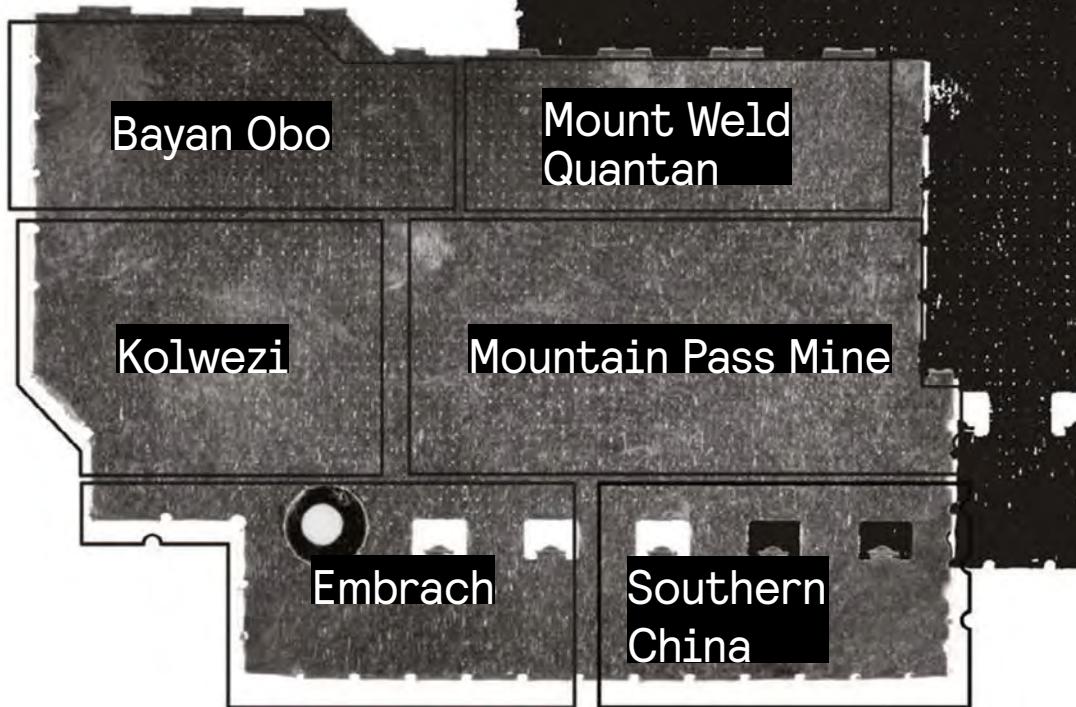


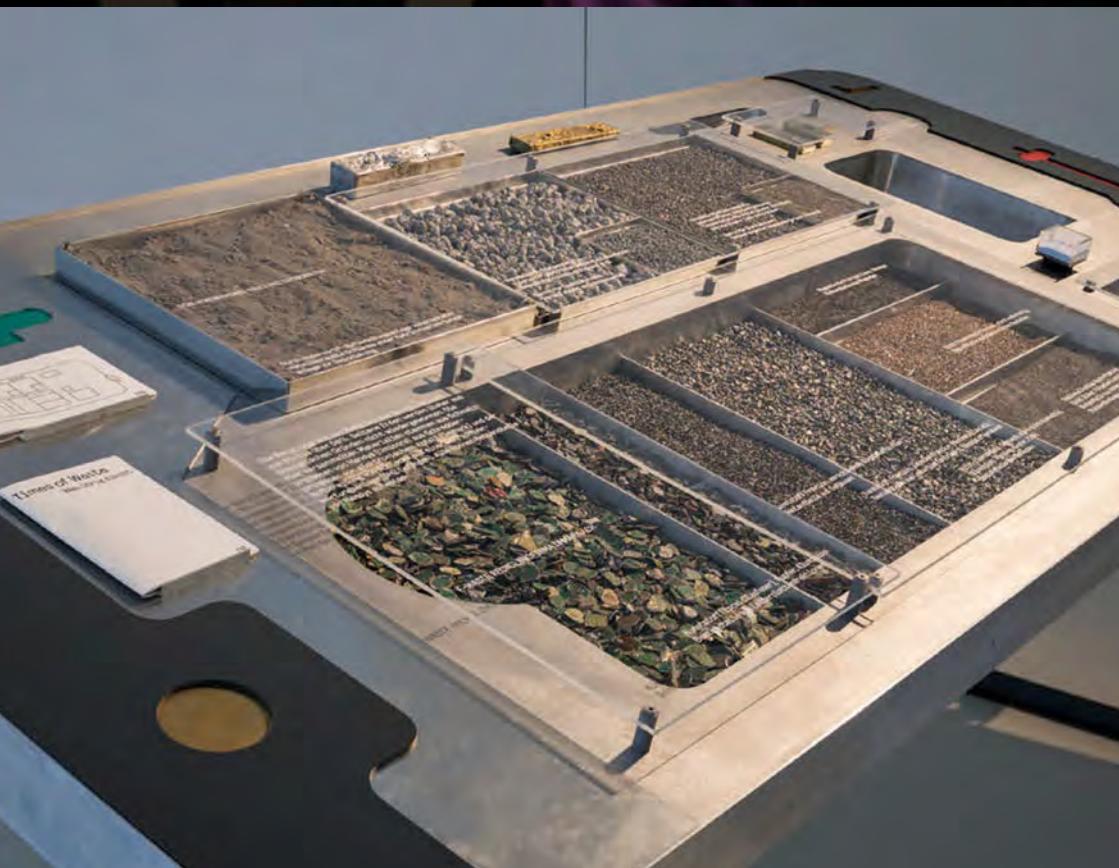


Wie viele Elemente stecken in einem Smartphone?



Audioessay Objektbiografie Smartphone/Neodym (10:11)







Doing Waste

»Doing Waste« meint ein performatives Erforschen, das die Problematiken transnationaler Forschung – Fragmentarisches, Lücken – berücksichtigt, d. h. ein »performing the gap«⁵¹. Des Weiteren geht es auch darum, wo, wie und mit wem wir im Sinne eines »Doing Waste« zur Erlangung dieser medialen Fragmente oder Rohmaterialien zusammenarbeiten.⁵²

Wir haben stets nach »Lücken« gesucht, d. h. nach (zumindest im Kunstkontext) noch nicht oder lediglich spärlich aufgearbeiteten Themen, oder nach solchen, die kürzlich Aktualität erhalten haben: z. B. Metallextraktionen aus Schlacken mit Hilfe von Mikroorganismen im Universitätslabor Tübingen; Handel mit so genannten »strategischen« Metallen durch die Schweizer Metallhandels AG Deutschland, die sie als Wertanlagen in einem Hochsicherheitszollfreilager in der Nähe des Flughafens Zürich aufbewahrt; oder ungewöhnliche Verknüpfungen wie der Abbau von Cobalt in der Demokratischen Republik Congo⁵³ – ein Rohstoff, der von der Metallhandels AG wiederum in ihren Vermögensanlagen angeboten wird.

Doing Waste beinhaltet auch Überlegungen zum Einsatz geeigneter Forschungsinstrumente. Mit verschiedenen Medien wie Ton, Fotografie, Video und Text sind wir Abfallmaterialien und Arbeitsfeldern von Menschen nachgegangen, die sich von lokalen Deponien, Reparaturwerkstätten, Recyclingbetrieben, Forschungslabors oder Bodenwaschanlagen bis in globale Kontexte erstreckten. Die Wichtigkeit von

⁵¹ Vgl. den gleichnamigen Vortrag des Forschungsteams anlässlich des Workshops *Transmedia Matters? Researching Electronic Waste* 3./4.11.2016.

⁵² Z. B. verschiedene Methoden und Verfahren eines »transdisziplinären Doing« u. a. C. Ritter: Die Ästhetisierung der Sozialwelt, S. 57–82.

⁵³ Vgl. eines der Ausstellungsvideos von *Chinafrika. mobile*. Durch die Vernetzung mit dem Projektteam von *Chinafrika. under construction* sowie mit einem in Basel ansässigen malischen Autor und Forschenden konnten im außereuropäischen Raum situierte Themenbereiche (Rohstoffabbau, Produktion, Reuse, e-Waste-Recycling in Afrika und China) aufgearbeitet und in die Objektbiografie integriert werden.

erfahrbarer Nähe zu den Materialien, zu ihren Eigenschaften und Interaktionsfeldern stellte auch eine ästhetische Herausforderung dar, die wir mit künstlerisch-forschenden Praktiken, transmedialen Verfahren und entsprechender Technologie anzugehen versuchten, z. B. visuell durch die objektgeprägte nahe Perspektive, welche die GoPro-Technologie ermöglicht.

Dem Zusammenarbeiten mit anderen Personen und Institutionen ist gleichzeitig ein *Doing Knowledge* implizit, d. h. bei *Times of Waste* Wissenserarbeitung und Wissensaustausch (für spätere Veröffentlichungen oder Veranstaltungen). Diese Zusammenarbeitsformen sind vielfältige, engere oder losere und zum Teil komplexe Konstellationen. Die Unterscheidung zwischen »wissenschaftlichem« und »nicht-wissenschaftlichem« Wissen wird beim *Doing Knowledge* irrelevant; wichtig ist vielmehr die Frage, wie diese verschiedenen Wissensformen, die durch Beobachtung und Diskussion gewonnen werden, konsolidiert, verlinkt und repräsentiert werden können. In der Rezeption werden diese Wissensformen neu verhandelt. Deshalb gelten sie als »unsicher«. Bei *Times of Waste* findet somit im Raum, wo Wissen produziert und verhandelt wird, eine inhaltsbezogene Arbeit mit und an (transnationalen) Grenzen statt – ein inter- und transdisziplinärer Grenzgang.

Navigation/Smartphone: »Du näherst dich der grossen Rhenus-Verladehalle.
Unterquere das Dach.

Geh bis ans Ende der Hafenstrasse und bleibe dort, an der Kreuzung zur Westquaistrasse, stehen.

Riechst du den Staub?«

Stimme 1 (im Hintergrund):»Luft kennt keine Grenzen.«

Navigation/Smartphone: »Bleibe bei der Kreuzung stehen, um dich mit dem System zu synchronisieren..«

Dem transdisziplinären Grenzgang im Projekt *Times of Waste* eigen ist eine zumindest zeitweise (gegenseitige) Annäherung. Für die Zusammenarbeit mit den Personen im Feld ist diese geprägt von einem Wechsel aus Annäherung und Distanzierung, von »becoming« und

»othering«.⁵⁴ Dies umschreibt die von uns angetroffene Situation an Recherche-Orten, in Gesprächen mit den Mitarbeitenden oder beim Beobachten ihrer alltäglichen Arbeit mit Foto-, Videokamera und Tonaufnahmegerät. Beim Durchführen dieser Verfahren agieren Forschende als »Kompliz_innen«, auch wenn sie nicht mit allem Gesagten der Protagonist_innen einverstanden sind. Während solcher Momente tiefster Involviertheit und Verstrickung⁵⁵ sind sie an der Meinung der anderen Person interessiert. Sie nähern sich an, versuchen die Hintergründe gewisser Handlungen zu verstehen – ein »becoming«. Danach, während der Analyse und Editierung des Materials, kehren sie zur kritischen und distanzierten Rolle zurück, was als Prozess des »othering« bezeichnet werden kann.

Einige Beispiele produktiver Verstrickungen werden nachfolgend beschrieben: Der erste Projektworkshop 2015 wurde als Wissens- und Erfahrungsaustausch mit den Projektpartner_innen konzipiert und fand in internem Rahmen statt. Thematisch wurden neben der Präsentation der bisherigen und geplanten Arbeiten des Forschungsteams Inputreferate einzelner Partner_innen gehalten: Zu Umsetzungsstrategien im Abfallbereich des Amts für Umwelt und Energie BS, zu Gold als Smartphone-Komponente und exemplarisches Beispiel einer Stoffbiografie, sowie zur Dauerausstellung *StrohGold* und der geplanten Zusammenarbeit mit dem Museum der Kulturen Basel (MKB).

Inhaltliche Austauschmöglichkeiten wie diese waren für die Fallstudienarbeit wichtig, ebenso Kollaborationen mit den Projektpartner_innen (v. a. Eidgenössische Materialprüfungsanstalt Empa, Amt

⁵⁴ Vgl. Peter Crawfords diesbezügliche Beschreibung des ›Mäanderns‹ im anthropologischen Prozess: Crawford, Peter Ian: »Film as Discourse: The Invention of Anthropological Realities«, in: Ders./David Turton (Hg.), *Film as Ethnography*, Manchester/New York: Manchester University Press 1992, S. 68–71; vgl. dazu auch F. Caviezel/S. Kumschick: *Check on Arrival*, S. 117.

⁵⁵ Vgl. z. B. die Schlusspassage in Jean Rouch und Edgar Morins Film *CHRONIQUE D'UN ÉTÉ* (1960), die mit der Aussage endet: »Nous sommes dans le bain.« [Anm. d. Autorin: Wir sind in die Sache (zu stark?) verwickelt, verstrickt]; vgl. dazu F. Caviezel, *Mehr als tausend Worte?*, S. 74.

für Umwelt und Energie Basel-Stadt), da sie das e-Waste-Thema auf unterschiedliche Weise angehen. Eine Anpassung der Fallstudienkonzeptionen erfolgte insbesondere durch den Austausch mit der Empa zu einem aktualisierten und umfassenden Verständnis von *Urban Mining*. Dies ermöglichte eine inhaltliche Verbindung der drei Themenbereiche elektronischer Abfall, Rückbauten und Nanosilber. Einzelne passende Aspekte der drei Bereiche konnten auch im Audiowalk thematisiert werden, wie beispielsweise der theoretische Zugang zur Abfallthematik, Smartphone-Reparatur und Reuse oder Rückbauten von Öltanks. Weiter haben wir Informationen und Inspiration für die Objektbiografie des Smartphones und für die Paneldiskussion *Green Crimes* erhalten; diese Veranstaltung wurde aus Diskussionen zu e-Waste während der Ausstellung mit Partner_innen konzipiert und in Zusammenarbeit mit dem Haus der elektronischen Künste Basel durchgeführt.⁵⁶

Wichtig für die inhaltliche Vertiefung der Fallstudien waren auch Kontaktpersonen in verschiedenen Betrieben und Institutionen, mit denen wir u. a. über detaillierte Abläufe und eingesetzte Technologien sprechen konnten, z. B. in der Bodenwaschanlage der Eberhard AG. Teilweise ergab sich auch ein gemeinsames Tüfteln an technischen Lösungen für die medialen Umsetzungen, wie beispielsweise bei den GoPro-Dreharbeiten in der Kehrichtverwertungsanlage; oder Materialien werden uns zur Verfügung gestellt, wie Reststoffe aus den Schlackendeponien.

Die vom Schweizerischen Nationalfonds finanzierte öffentliche Veranstaltung *Transmedia Matters? Researching Electronic Waste* führten wir in Zusammenarbeit mit international tätigen Forschenden durch, die gleichzeitig auch künstlerisch-gestalterisch zu e-Waste arbeiten. Es entwickelten sich für unsere Weiterarbeit zentrale Diskussionen

56 Geleitet von der Technikphilosophin Astrid Schwarz diskutierten die Umweltjuristin Ursula Brunner, der auf e-Waste-Recycling spezialisierte Ingenieur Rolf Widmer, sowie Anna Muser, Sprecherin des alternativen Smartphone-Produzenten SHIFTphones Schweiz; Information und Dokumentation unter <https://times-of-waste.ch/de/forschungsprojekt/panel/>.

u. a. zur Wichtigkeit einer detaillierten und nahen Betrachtung von Produktionsketten und Knotenpunkten von Transportwegen.⁵⁷

Entlang der Feldarbeiten zur *Smartphone Objektbiografie* und der sich daraus abzeichnenden Thematik der Überreste wurde das szenografische Konzept für die Ausstellung im Museum der Kulturen in Zusammenarbeit mit der Kuratorin entwickelt. Die komplexe und aufwändige Zusammenarbeit mit dem MKB war einerseits bedingt durch die internen Strukturen, d. h. Koordination verschiedener Abteilungen für Technik und Bauten, andererseits durch Meinungsverschiedenheiten zur Ausstellungskonzeption mit der Direktion. Nach verschiedenen Aushandlungsprozessen entstand eine Assemblage mit Inhalten verschiedener Medienformate (Video-/Audioessay, Soundscape, installatives Metallobjekt, Booklet) und einem Rahmenprogramm mit Ausstellungsgesprächen. Die Umsetzung erfolgte in Zusammenarbeit mit dem Museumspersonal.⁵⁸

Montieren

»The subversive potential of montage lies in its capacity for altering the obvious first sense of an object, image, or perspective by combining two or more elements ... [...] Montage is the splintering of preestablished orders of visuality, but it is also the reassembling; and beyond these assemblages, new order may appear.«⁵⁹

Diese im Zitat beschriebenen Ansätze und Konzeptionen von (transkultureller) Montage unterstützen die Be- und Verarbeitung der im Forschungsprozess unter den Prämissen des »performing the gap« ge-

⁵⁷ Vgl. das zusammenfassende Workshop Wrap Up unter <https://times-of-waste.ch/de/forschungsprojekt/workshops/>.

⁵⁸ Die Dokumentation der Ausstellung ist zu finden unter <https://times-of-waste.ch/de/ausstellung/>.

⁵⁹ C. Suhr/R. Willerslev: Transcultural Montage, S. 12.

wonnenen Rohmaterialien. Lücken zwischen den Fragmenten verweigern einen bestimmten Sinn oder eine zementierte Bedeutungsstruktur, sie bewirken eine Öffnung.⁶⁰ Man könnte sagen, dass die Montage vorher festgelegte Anordnungen von Visualität aufbricht, jedoch auch wieder (neu) zusammenfügt; und jenseits dieser Assemblagen kann eine andere, neue Ordnung entstehen.⁶¹

Die *Smartphone Objektbiografie* basiert entsprechend den globalen Verflechtungen des Geräts, seiner Produktion und seinen Recyclingbewegungen auf einem multi-lokalen⁶² Ansatz. Die nonlineare Konzeption der Objektbiografie bietet zudem die Möglichkeit einer stets wieder neuen Gegenüberstellung und Verknüpfung der Inhalte. Passend für diese Interaktionen erscheint deshalb der Begriff der Montage sowohl in einer engeren⁶³, als auch in einer offeneren Charakteristik. Montage versinnbildlicht in ersterer Bedeutung neben der konkreten Schnittarbeit am auditiven und visuellen Material unsere Reflexionen und Haltungen gewissen Aspekten⁶⁴ gegenüber, indem wir Inhalte teilweise ungewohnt zueinander in Bezug setzen: Beispielsweise taucht der Rohstoffabbau in chinesischen Minen neben Haushaltschlacken in Schweizer Deponien auf, deren Nichteisen-Metallbestandteile von einem Mobiltelefon stammen könnten. Diese Gegenüberstellung weist darauf hin, dass Erdschichten abgetragen und gleichzeitig Überreste

60 Salomon, Karen Lisa: »Mind the Gap«, in: C. Suhr/R. Willerslev, *Transcultural Montage*, S. 145–157, hier S. 148.

61 Vgl. C. Suhr/R. Willerslev: *Transcultural Montage*, S. 12.

62 Zur multi-sited ethnography, die als Möglichkeit betrachtet wird, sich den komplexen Gegebenheiten transnationaler Forschung anzunähern, vgl. Marcus, George: »Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography«, in: *Annual Review of Anthropology* 24 (1995), S. 95–117; zur transnationalen Forschung vgl. A. Appadurai: *The Social Life of Things*.

63 Vgl. Pantenburg, Volker: Film als Theorie. Bildforschung bei Harun Farocki und Jean-Luc Godard, Bielefeld: transcript 2006.

64 Vgl. dazu R. Coover et al.: *Digital Technologies*, S. 203, wo ich diese reflexive Praxis als »a superior form of editing« [eine übergeordnete Form von Montage, Anm. d. A.] bezeichne.

angehäuft werden, und dass (der größte Teil an) Abfall bereits während des Rohstoffabbaus für die Geräteproduktion entsteht. Ein Smartphone ist somit von Beginn an bereits mit »Abfall« konnotiert, was die Grenzen zwischen alt und neu, Rohstoff und Endprodukt auflöst. Die nonlineare Rezeptionsform ermöglicht User_innen bei der Verfolgung der komplexen Wege eines Smartphones und seiner Komponenten, solche und andere Verknüpfungen der medialen Inhalte zu kreieren – so dass sich unter Umständen »Anfang« und »Ende« neu konfigurieren.

In ihrem erweiterten Verständnis referiert Montage nicht speziell auf eine visuelle oder textuelle Methode, jedoch auf eine Art von Engagement mit der Umwelt.⁶⁵ Ihre Bezugnahme richtet sich nicht nach einer bereits bekannten Ordnung (von Gesellschaft, Geschichte, Kontexten) aus, sondern nach einer montageerzeugten Instabilität. Die Instabilität, die nebeneinandergestellten Elementen und den sich bildenden Zwischenräumen, »gaps«⁶⁶, innenwohnt, verbindet zwar beide, unterscheidet sie jedoch gleichzeitig voneinander. Diese Zwischenräume oder Lücken fordern die Imagination der Zuschauenden während der Rezeption und fördern verschiedene Betrachtungsweisen, mit der Absicht, Schlussfolgerungen zu destabilisieren und sie auf diese Weise zu bereichern.⁶⁷

Generell nähern wir uns einer, wie wir es nennen, post-anthropozänen Ästhetik insbesondere dadurch an, dass wir Fragen darüber aufwerfen, wie die Verstrickungen menschlicher und nicht-menschlicher Umwelt egalitärer und stabiler (als in anthropozänen Verhältnissen) gestaltet sein können, welchen Beitrag demzufolge Forschungspraktiken zur Überwindung von Repräsentationsproblematiken, mit denen wir im Umgang mit Objekten und Artefakten konfrontiert werden, leisten, und welche ästhetischen Konsequenzen diese Praktiken in Bezug auf die Ergebnisse unserer Forschung haben können.

65 McLean, Stuart: »All the Difference in the World: Liminality, Montage, and the Re-invention of Comparative Anthropology«, in: C. Suhr/R. Willerslev, *Transcultural Montage*, S. 58–75, hier S. 59.

66 N. Holm Vohnsen: *Labor Days*, S. 133.

67 Ebd., S. 143.

Präsentieren

Im Fall des Audiowalks *wastescapes*⁶⁸ wurde ein Smartphone mit integriertem GPS als Datenträger gewählt. Dies ermöglichte die Entwicklung einer Navigation mit weitgehend individueller Rezeption von Raum und Zeit. Das Zusammenspiel von Teilnehmenden und Technologie erfolgte während des Walks, wobei ortsspezifische und bauliche Gegebenheiten im Grenzraum einen erheblichen Aufwand für die Entwicklung einer spezifischen, technologischen Lösung erforderten. Nach den Spaziergängen beteiligten sich interessierte Teilnehmende an evaluierenden Gesprächen, die wir in unterschiedlichen Team-Konstellationen durchführten. Die Idee war, einen gemeinsamen Denkraum über das Erlebte und Erfahrene zu kreieren, und Einsichten in den weiteren Projektprozess zu integrieren.

Die 2017 im Museum der Kulturen Basel – und 2018/19 in weiteren Ausstellungsinstitutionen und in verschiedenen Variationen⁶⁹ – präsentierte Ausstellung fokussiert insbesondere auf die Objektbiografie eines Smartphones und auf die Thematik der Überreste. Sie bildet eine Assemblage verschiedener Fragmente, die assoziativ zusammenspielen: Eine Videoprojektion mit atmosphärischen Landschaften und materialnahen Perspektiven, animierte Karten, die einen Überblick über die verschiedenen Wege und Recyclingbewegungen geben, ein Tonessay zur Biografie einer im Smartphone enthaltenen Seltenen Erde, des Neodyms, sowie ein metallenes Relikt, worin insbesondere das geologische und materielle Nachleben archiviert ist, das während verschiedener Recyclingprozesse entsteht und handy-relevant ist: Kupferfraktionen, Goldbarren, Schlacke.

68 Informationen und eine Dokumentation zum Audiowalk sind zu finden unter <https://times-of-waste.ch/de/audiowalk/>

69 Vgl. Stedman Gallery Rutgers University-Camden, New Jersey/USA 5.9.–7.12.2018; Gewerbemuseum Winterthur 21.9.2018–17.3.2019; Haus zur Glocke Steckborn 29.9.–27.10.2018.

Ein Besucher hat die Ausstellung als »begehbarer Webseite«⁷⁰ bezeichnet – eine passende Metapher für die zu Projektende aus der Assemblage transformierte *Smartphone Objektbiografie* und deren Verortung im virtuellen Raum.

Rezipieren

Wegen der instabilen und dynamischen Eigenschaft von Wissen⁷¹ lag die Erlangung von robustem Wissen (im Sinne von durch die Gesellschaft oder die akademische Community »validiertem« Wissen) nicht in unserem Hauptfokus. Vielmehr richtet sich dieser darauf, wie das Format der Repräsentation von Wissen die Rezeption beeinflusst, sowie auf das dabei stattfindende *Doing Knowledge*.

Wir gehen von »Waste« als dynamischem Material, nicht als starrer Masse aus. Die Wichtigkeit der Materialität, ihrer Eigenschaften und Interaktionen⁷² wird einerseits visuell, durch die medial erzeugte Nähe der verwendeten GoPro-Kameratechnologie umgesetzt. Dieses Verfahren unterstützt das »Becoming Waste«⁷³ in der Rezeption. Andererseits erfolgte die Umsetzung auditiv durch die Etablierung der »objektgeprägten« Navigationsstimme im Audiowalk oder der Seltenen Erde Neodym im Tonessay der *Smartphone Objektbiografie*. Durch dieses essayistische Verfahren können die geologisch-ökologischen, technischen und sozial-ökonomischen Bedingungen nicht nur kognitiv, sondern auch sinnlich erfahrbar gemacht werden.

⁷⁰ Daniel Kötter, Filmschaffender und Mitarbeiter im Projekt *Chinafrika. under construction*.

⁷¹ Zu Wissenskonzepten vgl. u.a. Knorr Cetina, Karin: »Die Fabrikation von Wissen: Versuch zu einem gesellschaftlich relativierten Wissensbegriff«, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 22 (1980), S. 226–245.

⁷² Vgl. J. Bennett: *Vibrant Matter*.

⁷³ Vgl. Karen Barad im Gespräch mit R. Dolphijn/I. van der Tuin: *Matter Feels*, S. 69.

Einzelne Elemente des Tonessays wie beispielsweise die Narration, die millionenalte Zeit- und Raumdimensionen eröffnet – zum Sternenstaub als Überbleibsel explodierter Sterne in der Galaxie und zu Rohstoffen in der Erdkruste, die bereits eine lange Geschichte hinter sich haben, bevor sie in einem Smartphone verbaut werden –, sind in der online zugänglichen *Smartphone Objektbiografie* erneut aufgenommen und in die umfangreichen und komplexen Zusammenhänge gestellt worden. Die Objektbiografie kartografiert diese Verflechtung von Routen und Recyclingbewegungen in einem Übersichtsmenü über Orte und Themenbereiche. Dies geschieht mit dem Anspruch, den Benutzenden einen gewissen Überblick und Zugang zur Materialfülle zu ermöglichen. Der Anspruch der Vertiefung, welcher an multi-lokale Ethnografien gerichtet wird, ist hierbei aufgrund der Vielzahl an Orten und Themenaspekten dieser transnationalen Forschung nicht in erster Linie durch das fragmenthafte Material selber eingelöst, sondern durch verschiedene Grade an Kontrolle über die interaktive Situation, von »Agency«. In diesem Sinne arbeiten die Benutzenden mit dem Material (zusammen).⁷⁴

Eine Weiterentwicklung der Inhalte entsteht demnach aktiv durch die User_innen: sie »gruppieren« die in der Objektbiografie vorgefundenen Fragmente und Einheiten neu, bringen sie in eine individuelle Ordnung. Dieses Vorgehen ist ein neues Arrangement von Wissen, das zu einem selbstreflexiven Moment über den Bezug zum rezipierten Material führen kann. Der transformative Charakter dieser erweiterten Rezeptionsform betrifft in einem übertragenden Sinn sowohl die Rezipient_innen als auch die rezipierten Inhalte. Transformation geschieht durch die aktive Involviertheit, was die nonlineare Form gegenüber einer linearen noch zusätzlich verstärkt. Der durch Montage entstehende instabile Zwischenraum ermöglicht auch ein Überdenken des eigenen Verhaltens, gewissermaßen ein »Verhandeln« mit sich selber. Diese Involviertheit vermag durchaus zum Handeln, zum Verändern zu motivieren.

74 Vgl. Orlow, Uriel: »Recherchieren«, in: Badura et al. (Hg.), Künstlerische Forschung, S. 204. Uriel Orlow schildert, wie sich Fragmentartiges aus langen Recherche-Prozessen erst durch die Mitarbeit der Betrachtenden zusammenfügt.

Solche Gestaltungsmöglichkeiten thematisiert die Physikerin und Philosophin Karen Barad in ihrem Konzept des agentiellen Realismus: Agency ist die Möglichkeit der gegenseitigen Reaktion, »responseability«⁷⁵, sich in Bezug zu setzen, miteinander zu interagieren und sich gleichzeitig mit Machtungleichheiten zu befassen. Agency hat mit Möglichkeiten der Umgestaltung verschiedenster Verknüpfungen und Verschränkungen zu tun⁷⁶, ist diese gegenseitige Interaktion, die Fähigkeit zu reagieren, und die Reaktion anderer zu hören, und umfasst auch die Verantwortung gegenüber dem »Anderen«. Es geht in einem ethischen Sinn um die Verantwortung für ein gemeinsames lebendiges Werden, im Sinne eines »Becoming«⁷⁷. »Jeder und jede von uns ist als für den Anderen verantwortlich konstituiert, als mit dem Anderen in Berührung stehend.«⁷⁸

Navigation/Smartphone: »Nun sind wir am Ende angelangt. Doch für mich gibt es kein Ende. Ich bin Migrantin, bin viele, und wir vielen werden dich überleben, auch wenn ich als Smartphone kurzlebig bin. Wir verteilen uns, horizontal, vertikal, universal.

Auch wenn sich unsere Wege jetzt trennen, lasse ich dich nicht mehr los, bleibe an dir kleben. Teile von mir werden in deine Luft, deinen Boden, dein Wasser, deinen Körper wandern.«

Stimme 2: »Das ist die neue Ko-Existenz der Dinge und Wesen. Wir sind alle gleich.«

Navigation/Smartphone: »Geh in die Scheune und gib mich zurück. Danke, und Tschüss.«

75 R. Dolphijn/I. van der Tuin: Matter Feels, S. 55.

76 Ebd., S. 54–56.

77 Ebd., S. 69.

78 Barad, Karen: »Berühren – Das Nicht-Menschliche, das ich also bin (V.1.1)«, in: Kersstin Stakemeier/Susanne Witzgall (Hg.), Macht des Materials – Politik der Materialität, Zürich/Berlin: Diaphanes 2014, S. 163–176, hier S. 172 [überarbeitete und übersetzte Version des ursprünglichen Aufsatzes »On Touching – The Inhuman that Therefore I Am«, in: differences 23/3 (2012), S. 206–223].

Ökologisch zusammenarbeiten

Für den Künstler Tue Greenfort handelt Ökologie von Interdisziplinarität. Für den Philosophen Timothy Morton dreht sich der ökologische Gedanke um Ko-Existenz.⁷⁹ Unseren Modus der Zusammenarbeit, die Unterschiede auszuleben und zu analysieren haben wir in der anfangs erwähnten Publikation als »ökologisch«⁸⁰ bezeichnet. Ökologisch meint für *Times of Waste* auch die Interdependenz von Forschungsfeld und Modus der Zusammenarbeit, d. h. die Orte, wo unsere Recherchen stattfinden, und wie wir, angepasst an die jeweiligen Situationen, kollaborieren: untereinander im Team, mit spezifischen künstlerisch-wissenschaftlichen Praktiken und verschiedenen Medien, mit verschiedenen Personen aus theoretischen und praxisnahen Kontexten, und nicht zuletzt: in Interaktion mit den zu erforschenden Materialien, Objekten, Technologien.

Mit dem Wunsch nach gesellschaftlichen Veränderungen haben sich auch die Bedingungen für transdisziplinäre Forschung verschoben. Die Problematiken der gesellschaftlichen Akzeptanz und Verwertbarkeit des erarbeiteten Wissens sowie ein ausgeprägt unternehmerisches Management von Bildungsinstitutionen betreffen zunehmend auch den Kunsthochschulkontext. Wichtig sind deshalb *widerständige* Strategien von künstlerisch-gestalterisch-wissenschaftlich ausgerichteten Projekten, die andere Vorstellungen einer »Verwertbarkeit« der Forschungsergebnisse verfolgen: nämlich die Reflexion und permanente Weiterentwicklung des entstandenen instabilen und ungesicherten Wissens und seines Potentials für Veränderung.

Bestandteil solcher Reflexionen ist auch das Miteinbeziehen technologischer Alltagsbedingungen, wie sie sich bereits heute (und zukünftig vermehrt) stellen, und die gemeinsame Erarbeitung von Wissen prägen (werden). Um zu einem solchen »Wissen in Transformation« zu gelangen, bedarf es einer Zusammenarbeit, die zunehmend auf der Grund-

79 T. Morton: Dark Ecology.

80 L. Kronman/A. Zingerle: Behind the Smart World, S. 79.

lage einer *verwobenen* Ko-Existenz beruht. Dieses Zusammenspiel sollte, anders als in Kubricks Dystopie, lebenserhaltend, verantwortlich, berührend sein – *ökologisch*. Ein anspruchsvolles Unterfangen.

Filmverzeichnis

CHINAFRIKA. MOBILE (CD/NG 2017, R: Daniel Kötter)

CHRONIQUE D'UN ÉTÉ (FR 1960, R: Jean Rouch, Edgar Morin)

REASSEMBLAGE (SN 1982, R: Trinh T. Minh-ha)

SURNAME VIET GIVEN NAME NAM (USA 1989, R: Trinh T. Minh-ha)

VIDEOANIMATION (CH 2017, R: Forschungsteam *Times of Waste*)

VIDEOESSAY (CH/DE 2017, R: Forschungsteam *Times of Waste*)

Tonverzeichnis

Soundscape Immark/KVA/DHZ Lufingen (CH 2017, Forschungsteam *Times of Waste*)

Tonessay *Objektbiografie Smartphone/Neodym* (CH 2017, Forschungsteam *Times of Waste*)

Abbildungsverzeichnis

S. 314–321: Collagen aus Materialien der online zugänglichen *Smartphone Objektbiografie*. Die Inhalte der Objektbiografie sind in Zusammenarbeit des Forschungsteams mit Projektpartner_innen und Personen an zahlreichen Rechercheorten entstanden, sowie im Zusammenspiel mit verschiedenen Technologien. www.objektbiografie.times-of-waste.ch. © Forschungsteam *Times of Waste* 2017/18.

S. 322–323: Publikumsrezeption der Ausstellung *Times of Waste – Was übrig bleibt*, Museum der Kulturen Basel, 23.4.–24.9.2017. © Omar Lemke 2017.

Zwischen Vertrag und Vertrauen

Zur Bedeutung der Kooperationsbeziehung in deutsch-chinesischen Wissenschaftskollaborationen

Tina Paul

Ob in Politik, Wirtschaft, Bildung oder Wissenschaft: Das Credo unserer Zeit heißt »internationale Kooperation«. Und obwohl von vielen Seiten zu wissenschaftlicher Zusammenarbeit über Ländergrenzen hinweg aufgerufen wird – man denke allein schon an die beträchtliche Zahl an EU-Programmen, die (innereuropäische) Kollaborationen fordern und fördern, Initiativen auf nationaler Ebene (z. B. durch das *Bundesministerium für Bildung und Forschung* und die *Deutsche Forschungsgemeinschaft*), nicht zuletzt aber auch an das Interesse von Forschungstreibenden selbst – bleibt dieses Feld der Kooperation als Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen bislang weitgehend unbeachtet. Insbesondere im Hinblick auf Kollaborationen in den MINT-Wissenschaften¹ kann der derzeitige Forschungsstand als dürfzig bezeichnet werden. Bereits Anfang der 2000er Jahre diagnostizierte der Sozialpsychologe Alexander Thomas² der Wissenschaft, sie gebe sich stark der trügerischen Annahme hin, »dass alles, was mit

¹ Im deutschen Sprachraum hat sich dieser Ausdruck für Studienfächer bzw. Berufe in Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik etabliert (vergleichbar der englischen Abkürzung *STEM* für science, technology, engineering, mathematics).

² Thomas, Alexander: »Interkulturelle Wissenschaftskooperation«, in: Ders./Stefan Kammhuber/Sylvia Schroll-Machl (Hg.), *Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation*, Band 2: Länder, Kulturen und interkulturelle Berufstätigkeit, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003, S. 290–308.

Wissenschaft zu tun hat, sowohl die wissenschaftliche Erkenntnis als auch das wissenschaftliche Handeln, selbst wertfrei sei und sich unabhängig von historischen, politischen und gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen vollziehe³. Vor diesem Hintergrund verwundert es kaum, dass sich diesbezüglich in den letzten Jahren wenig getan hat und die Wissenschaft die Erforschung ihres eigenen Tätigseins auf der internationalen Bühne nach wie vor sehr stiefmütterlich behandelt⁴. Der vorliegende Text basiert auf einer empirischen Interviewstudie⁵, die dieses Desiderat zum Ausgangspunkt nimmt und in der deutsche und chinesische Wissenschaftler/-innen unterschiedlicher (MINT-)Disziplinen und Hierarchiestufen zu ihren Erfahrungen in der bilateralen Forschungszusammenarbeit befragt wurden. Ziel war es dabei, interkulturelle Problemfelder solcher Kollaborationen zu identifizieren. Kleinere und größere Konflikte zeigten sich etwa in einem Bereich, den man mit dem Etikett »interkulturelle Herausforderungen« versehen könnte. Sie resultierten aus unterschiedlichen Hierarchieverständnissen, Forschungskulturen oder Kommunika-

3 Ebd., S. 290.

4 Es existieren einzelne erwähnenswerte Ausnahmen: mit Fokus auf die deutsch-chinesische Zusammenarbeit zum einen der oben bereits erwähnte Beitrag von Alexander Thomas, außerdem Weidemann, Doris: »Wissenschaft und Forschung«, in: Jürgen Straub/Arne Weidemann/Doris Weidemann (Hg.), Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe, Theorien, Anwendungsfelder, Stuttgart: Metzler 2007, S. 667–678; Weidemann, Doris: »Challenges of International Collaboration in the Social Sciences«, in: Michael Kuhn/Doris Weidemann (Hg.), Internationalization of the Social Sciences: Asia, Latin America, Middle East, Africa, Eurasia, Bielefeld: transcript 2010, S. 353–378. Etwas weiter gefasst ist der Untersuchungsrahmen bei Fan, Cheng/Christmann-Budian, Stephanie/Seuss, Sarah: Research and Innovation Cooperation between the European Union and China: Study for the European Commission DG RTD by Fraunhofer ISI 2014 vom 27.3.2018, welche die europäisch-chinesische Kooperation in den Blick nehmen; sowie im Hinblick auf internationale Wissenschaftskollaborationen von Industriestaaten bei Georghiou, Luke: »Global Cooperation in Research«, in: Research Policy 27 (1998), S. 611–626.

5 Dabei handelt es sich um mein Dissertationsprojekt mit dem Arbeitstitel »Deutsch-chinesische Wissenschaftskooperationen« im Fach Interkulturelle Kommunikation an der Technischen Universität Chemnitz.

tionsstilen. Bei der eingehenden Analyse überraschte jedoch, dass es sich bei diesen interkulturellen Schwierigkeiten eher um *Nebenschauplätze* handelte. Als wesentlich bedeutsamer erwies sich hingegen die Frage nach der Beziehung der Kooperationspartner untereinander: So wurde in der Analyse der Gespräche deutlich, dass die Qualität der Beziehung zwischen den Kooperationspartnern starken Einfluss auf die Zusammenarbeit hatte (wenngleich das den Wissenschaftlern/Wissenschaftlerinnen selbst in der Regel kaum bewusst war). Das heißt konkret: Von denen, die an der Untersuchung teilnahmen, empfanden und beschrieben diejenigen, deren Kollaborationen auf einer vertrauensvollen Beziehung basierten, die Zusammenarbeit in der Summe deutlich positiver als jene, die über keine ausreichend vertrauensvolle Partnerbeziehung verfügten.

Ich möchte diese Beobachtung zum Ausgangspunkt meines Artikels nehmen und Wissenschaftskollaborationen unter dem Aspekt vorhandenen bzw. nicht-vorhandenen Vertrauens zwischen den Kooperationspartnern betrachten. Im Zentrum soll dabei die Frage stehen, wie sich Vertrauen (ebenso wie Nicht-Vertrauen) innerhalb von Forschungskooperationen manifestiert. Um dieser Frage nachzugehen, werde ich in einem ersten Punkt den Stand der Forschung zu Kollaborationen in der Wissenschaft resümieren. Besonderes Augenmerk liegt dabei auf der Bedeutung von Vertrauen für Kooperation sowie auf einer interkulturellen Perspektive auf das Phänomen Vertrauen. Im Anschluss werde ich die Methodik und Durchführung der diesem Artikel zugrunde liegenden Untersuchung skizzieren, um danach ausgewählte Ergebnisse aus der Studie vorzustellen. Abschließend werde ich diese unter Rückgriff auf die oben genannte Fragestellung des Artikels diskutieren und Anknüpfungspunkte für weiterführende Forschung formulieren.

Herausforderungen internationaler Wissenschaftszusammenarbeit

Neben den »normalen« Anforderungen, die Kooperation an ihre Beteiligten stellt – man denke beispielsweise an die Verständigung über Aufgabenverteilung, Zeitplan und Arbeitsweise, welche zuweilen schon durch unterschiedliche disziplinäre oder institutionelle Zugehörigkeiten und Gepflogenheiten erschwert werden können – bringt eine internationale oder interkulturelle Zusammenarbeit mitunter zusätzliche Herausforderungen mit sich, die es zu bewältigen gilt. Die Komplexität solcher Kooperation erhöht sich nicht nur durch den erhöhten Bedarf an (fremdsprachlicher) Kommunikation, sondern vor allem auch durch die größere Heterogenität der Akteure in nationaler, disziplinärer oder kultureller Hinsicht⁶. Fan, Christmann-Budian und Seuss identifizierten im Rahmen ihrer Untersuchung zu europäisch-chinesischer Zusammenarbeit in Wissenschaft und Forschung mehrere Hemmnisse, mit denen sich solche Kollaborationen konfrontiert sehen (können).⁷ Dazu zählen sie erstens Herausforderungen, welche in direktem Zusammenhang mit der Forschungstätigkeit als solcher stehen: Man denke an Unterschiede administrativer Art (beispielsweise durch Unklarheit der Förderrichtlinien und -modalitäten oder länderspezifisch voneinander abweichende Antragsfristen und Förderzeiträume) oder in der jeweiligen Forschungskultur (wie sie sich etwa in Form unterschiedlicher Forschungsprioritäten oder Standards hinsichtlich der Qualität von Forschung oder auch wissenschaftlicher Publikationen zeigt). Ein zweiter Komplex umfasst Herausforderungen wirtschaftlicher Art, die sich etwa aufgrund eines möglichen Konkurrenzverhältnisses der Projektpartner ergeben können. Drittens wird auf politische und rechtliche Faktoren verwiesen, die ebenfalls

⁶ Weidemann, Doris: »Wissenschaft und Forschung«, in: J. Straub/A. Weidemann/D. Weidemann (Hg.), *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz*, S. 667–678, hier S. 671.

⁷ F. Cheng/S. Christmann-Budian/S. Seuss: *Research and Innovation Cooperation*.

nicht zu vernachlässigenden Einfluss auf Wissenschaftskollaborationen haben können und viertens ergeben sich Herausforderungen aufgrund der kulturellen Heterogenität der Kooperierenden. So existieren beispielsweise zuweilen (kulturell geprägt) verschiedene Meinungen in Bezug auf die Frage, wie eine Kooperation zu gestalten ist; auch aus unterschiedlichen Wertvorstellungen sowie fehlendem Wissen in Bezug auf den Partner resultieren nicht selten Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit.⁸

Vertrauen und Kooperation

»Vertrauen« wurde in den vergangenen Jahrzehnten verstärkt zum Forschungsgegenstand unterschiedlichster Fachrichtungen, von Psychologie über Pädagogik bis hin zu Wirtschafts- und Rechtswissenschaften, begleitet von einer unüberschaubaren Anzahl »wissenschaftlicher Vertrauenskonzepte, die vielfach kaum kompatibel sind«⁹. Auch wenn Vertrauen mittlerweile disziplinübergreifend Anerkennung findet, existiert große Unsicherheit hinsichtlich dieses Konzeptes. Ein Grund dafür ist die Tatsache, dass Vertrauen in den einzelnen Disziplinen zum Teil sehr unterschiedlich betrachtet wird. Während etwa die Sozialpsychologie Vertrauen vor allem als interpersonales und auf Reziprozität basiertes Phänomen versteht und eher dessen affektive Aspekte in den Vordergrund stellt, fasst man innerhalb der Wirtschaftswissenschaften Vertrauen in erster Linie als kognitiv-rationale Überlegung auf, die auf künftiges Verhalten und Handeln gerichtet ist.¹⁰ Aus rechtswissenschaftlicher Sicht wiederum stellt Vertrauen

⁸ Ebd., S. 14 ff.

⁹ Nuissl, Henning: »Bausteine des Vertrauens. Eine Begriffsanalyse«, in: Berliner Journal für Soziologie 1 (2002), S. 87–108, hier S. 87.

¹⁰ Vgl. Sako, Mari: Prices, Quality and Trust: Inter-firm Relations in Britain and Japan, Cambridge: Cambridge University Press 1992; Schurr, Paul H./Ozanne, Julie L.: »Influences on Exchange Processes: Buyer's Preconceptions of a Seller's Trustworthiness and Bargaining Toughness«, in: Journal of Consumer Research 11 (1985), S. 939–953.

eine bedeutsame Ergänzung für die Implementierung rechtskräftiger Verträge dar.¹¹ So verschieden wie die disziplinären Perspektiven sind die jeweiligen Versuche, den Begriff zu definieren.¹² Nuissl fasst die Gemeinsamkeiten der verschiedenen Vertrauens-Definitionen wie folgt zusammen:

»Vertrauen bezeichnet a) eine Erwartung, die sich auf ein bestimmtes Ereignis richtet [...], wobei derjenige, der diese Erwartung hegt, b) über ein wie auch immer unvollständiges Wissen über die Wahrscheinlichkeit des Eintretens dieses Ereignisses verfügt und selbst c) keine (vollständige) Kontrolle über das Eintreten dieses Ereignisses hat [...]. Darüber hinaus gilt, dass Vertrauen d) Handlungsrelevanz für eine vertrauende Person besitzt und [...] e) die Erfüllung oder Nichterfüllung einer im Sinne des Vertrauens gehegten Erwartung konkrete Konsequenzen für die vertrauende Person zeitigt, die Vergabe von Vertrauen also mit einem gewissen Risiko verbunden ist.«¹³

Georg Simmel verortete Vertrauen als einen »mittleren Zustand zwischen Wissen und Nichtwissen«: »Der völlig Wissende braucht nicht zu vertrauen, der völlig Nichtwissende kann vernünftigerweise nicht einmal vertrauen.«¹⁴ Vertrauen wird also gerahmt von Unsicherheit bezüglich des Verhaltens eines Anderen: »uncertainty, vulnerability and the possibility of avoiding risk or of making a choice based on jud-

¹¹ Vgl. Grundlach, Gregory T./Murphy, Patrick E.: »Ethical and Legal Foundations of Relational Marketing Exchanges«, in: Journal of Marketing 57 (1993), S. 35–46.

¹² Zur Systematisierung vorhandener Definitionen von Vertrauen vgl. bspw. Gennerich, Carsten: Vertrauen. Ein beziehungsanalytisches Modell. Untersucht am Beispiel der Beziehung von Gemeindemitgliedern zu ihrem Pfarrer, Göttingen: Huber 2000; Laucken, Uwe: Zwischenmenschliches Vertrauen: Rahmenentwurf und Ideenskizze, Oldenburg: BIS, Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg 2001.

¹³ H. Nuissl: Bausteine, S. 89 f.

¹⁴ Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin: Duncker & Humblot 1908, hier S. 263.

gement« sind die Vorbedingungen für die Existenz beziehungsweise Notwendigkeit von Vertrauen, so Blomqvist.¹⁵ An diesem Punkt knüpfen die Arbeiten des italienischen Sozialwissenschaftlers Diego Gambetta an, der Vertrauen im Zusammenhang mit der Kooperation von Menschen untersucht. Allgemein betrachtet stellt Vertrauen für ihn »ein Mittel zum Umgang mit der Freiheit anderer«¹⁶ dar, das heißt, es besteht die Möglichkeit, dass diese sich auch anders verhalten können, als von ihnen erwartet oder angenommen wird:

»Wenn wir sagen, dass wir jemandem vertrauen oder dass jemand vertrauenswürdig ist, dann meinen wir implizit, dass die Wahrscheinlichkeit, mit der er eine Handlung ausführen wird, die für uns vorteilhaft oder zumindest nicht schädlich ist, hoch genug ist, sodass wir in Erwägung ziehen, uns auf eine Art von Kooperation mit ihm einzulassen.«¹⁷

Gambetta versteht Vertrauen vor allem (jedoch nicht exklusiv) als eine »precondition of cooperation«¹⁸. Dabei merkt er durchaus an, dass kooperatives Verhalten sich nicht ausschließlich auf Vertrauen stütze und dass dementsprechend das Maß an Vertrauen, das Beteiligte aufbringen müssen, auch mit dem Kooperationskontext variieren könne. Vertrauen ist also situationsabhängig: Es kommt darauf an, was auf dem Spiel steht und wie gut alternative Verhaltensmöglichkeiten sind.¹⁹ Vertrauen gründet sich nicht auf Beweise, sondern auf das Nichtvorhandensein von Gegenbeweisen: Man vertraut, solange man nicht enttäuscht wird. Dieser Umstand macht Vertrauen zu et-

¹⁵ Blomqvist, Kirsamarja: »The Many Faces of Trust«, in: Scandinavian Journal of Management 13:3 (1997), S. 271–286, hier S. 283.

¹⁶ Gambetta, Diego: »Kann man dem Vertrauen vertrauen?«, in: Martin Hartmann/Claus Offe (Hg.), Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts, Frankfurt a. M.: Campus 2001, S. 204–237, hier S. 213.

¹⁷ Ebd., S. 211.

¹⁸ Gambetta, Diego: »Can We Trust Trust?«, in: Ders. (Hg.), Trust: Making and Breaking Cooperative Relations, Oxford: Blackwell 1988, S. 213–237, hier S. 220.

¹⁹ Ebd., S. 223f.

was äußerst Fragilem – in Blomqvists Worten: »[Trust] is difficult to initiate, slow to grow and always easy to break«²⁰ – wohingegen es sich mit Misstrauen diametral verhält:

»Once distrust has set in it soon becomes impossible to know if it was ever in fact justified, for it has the capacity to be self-fulfilling, to generate a reality consistent with itself. It then becomes individually ›rational‹ to behave accordingly [...]. Only accident or a third party may set up the right kind of ›experiment‹ to prove distrust unfounded.«²¹

Einmal aufgebautes Misstrauen lässt sich also nur schwer (und manchmal auch gar nicht) entkräften.

Vertrauen kann als Vorbedingung von Kooperation gesehen werden. Mitunter entsteht Vertrauen auch im Rahmen von Zusammenarbeit, das heißt, ein bestimmtes Verhalten der einen Seite bringt mit der Zeit Vertrauen der Gegenseite in ebendieses Verhalten hervor. Dieser evolutionäre Ansatz wird vor allem in der Spieltheorie vertreten.²² Gambetta geht in diesem Punkt so weit mit, dass er sagt, Vertrauen könne zwar auch Ergebnis von Kooperation sein, vorausgesetzt allerdings, beide Seiten verfolgen (wissenlich voneinander) dasselbe Ziel. Er wehrt sich diesbezüglich jedoch gegen eine Generalisierung, wie sie die Spieltheoretiker zum Teil betreiben, denn seiner Meinung nach ist eine »spontaneous evolution of a cooperative equilibrium among humans [...] only just as likely as that of a non-cooperative one«²³. Insofern sieht er Vertrauen eher als zufälliges »Nebenprodukt« von Kooperation denn als eine bewusste Entscheidung der Zusammenarbeitenden.²⁴ Was Gambetta jedoch nicht bestreitet, ist die Tatsache, dass positive

²⁰ K. Blomqvist: The Many Faces of Trust, S. 283.

²¹ D. Gambetta: Can We Trust Trust?, S. 234.

²² Vgl. Axelrod, Robert M.: The Evolution of Cooperation, New York: Basic Books 1984.

²³ D. Gambetta: Can We Trust Trust?, S. 227.

²⁴ Ebd., S. 229.

Erfahrungen vorhandenes Vertrauen bestätigen und verstärken: »trust may increase through use«²⁵.

Trotz allem ist und bleibt Vertrauen ein Wagnis. Es erstaunt also keineswegs, wie groß die Bandbreite an Versuchen ist, fehlendes oder zu geringes Vertrauen zu kompensieren:

»From coercion to commitment, from contracts to promises, with varying degrees of subtlety, mutuality, legitimation, and success, men and women have tried to overcome the problem of trust by modifying the feasible set of alternatives open not only to others, but also to themselves.«²⁶

Vertrauen in der Forschung zu interkultureller Kommunikation und Kooperation

Die Forschung im Bereich der interkulturellen Kommunikation und Kooperation nimmt das Phänomen des Vertrauens aus der Perspektive kulturell bedingter Unterschiede bezüglich Normen, Werten, Symbolen, Kommunikations- und Verhaltensformen in den Blick.²⁷ Was die Vertrauensbildung im Kontext grenzüberschreitender Kooperationen erschwert, sind insbesondere fehlende Kenntnisse nicht nur über die »Spielregeln sozialer Interaktion und Kommunikation, denen der Geschäftspartner folgt, sowie [die] sie begründenden Werte[], Normen und Grundannahmen«, sondern auch hinsichtlich des institutionellen Rahmens zur Einhaltung ebendieser Spielregeln.²⁸ Solche Kooperationen bergen ein beträchtliches Potential für Missverständnisse, »wo-

²⁵ Ebd., S. 234.

²⁶ Ebd., S. 220.

²⁷ Vgl. Jammal, Elias (Hg.): Vertrauen im interkulturellen Kontext. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2008.

²⁸ Kühlmann, Torsten M.: »Opportunismus, Vertrauen und Kontrolle in internationalem Geschäftsbeziehungen«, in: Jammal, Vertrauen im interkulturellen Kontext, S. 51–67, hier S. 61.

durch die Etablierung von Vertrauen behindert werden kann«. Dies ist, so Martin Schweer, vor allem dann folgenschwer,

»wenn beide Seiten derartige Irritationen nicht ansprechen, sich also vielmehr auf ihre subjektive Wirklichkeitsauffassung verlassen; statt Vertrauen resultiert dann Misstrauen, die Interaktion wird unter Umständen erheblich beeinträchtigt, es kann etwa zum wirtschaftlichen Misserfolg oder gar zum Abbruch internationaler Beziehungen kommen.«²⁹

Beachtung findet das Phänomen des Vertrauens im Rahmen von Untersuchungen über das Zusammenarbeiten innerhalb multikultureller Teams: Dort hat die Forschung gezeigt, dass die Diversität der Teammitglieder mithilfe von Vertrauen leichter von einem »mehr oder weniger unverbindliche[n] Nebeneinander der Multikulturalität« in ein »interkulturelle[s] Miteinander« gewandelt werden konnte.³⁰ Einen anderen Ansatzpunkt zur Erforschung des Vertrauens liefern, so Busch, Stereotype: »Versteht man Vertrauen als eine mentale Einstellung zur Reduzierung von Komplexität, so könnte Misstrauen in interkulturellen Kontaktsituationen in Form von Stereotypen nachgewiesen werden«³¹, so Busch. Obwohl, wie hier angedeutet, die Sensibilität und das Interesse für die Bedeutung von Vertrauen in den letzten Jahren durchaus gewachsen sind, existiert bislang noch immer ein

²⁹ Schweer, Martin K. W.: »Vertrauen und soziales Handeln. Eine differentialpsychologische Perspektive«, in: Jammal, Vertrauen im interkulturellen Kontext, S. 13–26, hier S. 23.

³⁰ Bolten, Jürgen: »Reziprozität, Vertrauen, Interkultur. Kohäsionsorientierte Teamentwicklung in virtualisierten multikulturellen Arbeitsumgebungen«, in: Jammal, Vertrauen im interkulturellen Kontext, S. 69–93, hier S. 82.

³¹ Busch, Dominic: »Wie kann man Vertrauensbildungsprozesse in sprachlicher Interaktion beobachten und beschreiben?«, in: Jammal, Vertrauen im interkulturellen Kontext, S. 27–49, hier S. 29.

erhebliches Desiderat insbesondere an empirischen Arbeiten, welche Vertrauen aus einer interkulturellen Perspektive betrachten.³²

Methode und Durchführung der Untersuchung

Im Rahmen der diesem Beitrag zugrunde liegenden Untersuchung wurden 27 qualitative Interviews mit Wissenschaftlern/Wissenschaftlerinnen über ihre Erfahrungen in der deutsch-chinesischen Forschungszusammenarbeit geführt. Acht der Interviewten waren chinesische, 18 Interviewte waren deutsche Staatsangehörige. Eine Gesprächspartnerin war Britin, die jedoch seit mehr als zehn Jahren in deutschen Forschungsinstitutionen tätig ist. Die Interviewten unterscheiden sich nicht nur im Hinblick auf ihre Nationalität voneinander, auch ihre Kooperationserfahrungen waren sehr heterogen (und zwar sowohl in Bezug auf den organisationalen Rahmen als auch hinsichtlich ihrer Aufgabe und Hierarchieposition innerhalb der Kollaboration). Das Vorgehen war Grounded-Theory-basiert,³³ zeichnete sich also durch den ständigen Wechsel von Datenerhebung und Auswertung aus. Die Wahl dieser Forschungsmethode begründete sich dadurch, dass es sich bei dem Vorhaben um eine explorative Untersuchung eines Themas handelte, zu dem bislang kaum Forschung existierte, an welche sich hätte anknüpfen lassen. Außerdem wurde mit dem Material aus den Interviews mit deutschen Muttersprachlern/Muttersprachlerinnen eine Metaphernanalyse durchgeführt, nachdem im Zuge der Datenerhebung deutlich geworden war, dass die Wissenschaft-

32 M. K. Schreer, Vertrauen und soziales Handeln, S. 23.

33 Vgl. Glaser, Barney G./Strauss, Anselm: The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research. New York: Aldine de Gruyter 1967; Glaser, Barney G.: Theoretical Sensitivity: Advances in the Methodology of Grounded Theory, Mill Valley: Sociology Press 1978; Glaser, Barney G., in Zusammenarbeit mit Judith Holton: »Remodeling Grounded Theory«, in: Forum Qualitative Sozialforschung 5:2 (2004), www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-04/2-04glaser-e.htm vom 29.03.2018.

ler/-innen ihre Zusammenarbeit mit dem Partner häufig in Sprachbildern ausdrücken. Die ersten 18 Gespräche wurden im Zeitraum von August 2014 bis Februar 2015 geführt: 15 davon mit Wissenschaftlern/Wissenschaftlerinnen des *Fraunhofer-Institutes* in einer deutschen Stadt (nachfolgend als »D-G-Stadt« bezeichnet) und einigen ihrer chinesischen Kooperationspartner am chinesischen Standort CN-F-Stadt. Ergänzt wurden sie durch zwei Telefoninterviews mit Vertretern deutscher Forschungsförderorganisationen (Internationales Büro des BMBF und DFG) sowie durch ein weiteres mit einem Wissenschaftler einer zweiten deutschen Stadt (D-M-Stadt).

Die Kooperationserfahrungen dieser befragten Wissenschaftler/Wissenschaftlerinnen wiesen die Gemeinsamkeit auf, dass sie allesamt aus anwendungsnahen Gebieten stammten, wenngleich bezüglich des organisationalen Kontextes zum Teil große Heterogenität bestand: so gab es Erfahrungen aus einem (rein staatlich finanzierten) Forschungsprojekt zwischen *Fraunhofer* D-G-Stadt und einer Forschungsgruppe an der Universität CN-F-Stadt; einem großen Technologietransferprojekt, bei welchem *Fraunhofer* D-G-Stadt für einen großen chinesischen Staatsbetrieb eine Forschungsdienstleistung erbrachte; einem deutsch-chinesischen Programm zum Austausch von wissenschaftlichem Nachwuchs; sowie aus der mittel- bis langfristigen Tätigkeit von Wissenschaftlern/Wissenschaftlerinnen im jeweils anderen Land. Im Anschluss an jedes Interview wurde das Gespräch transkribiert, anonymisiert, kodiert und mit Memos versehen; die Informationen der vorangegangenen Interviews beeinflussten die nachfolgenden Interviews (und zwar sowohl implizit, als auch explizit über den für jedes Gespräch individuell erstellten Interviewleitfaden). An diese erste Datenerhebungsrunde schloss sich eine längere Phase der Tiefenanalyse an, aus welcher im Zwischenstand bereits Vertrauen als bedeutsamer Faktor herausgearbeitet wurde.

Um diesen Zwischenstand zu überprüfen und bei Bedarf zu korrigieren bzw. zu erweitern, aber auch um auszuschließen, dass es sich bei den Ergebnissen lediglich um organisations- oder disziplinspezifische Erscheinungen handelte, führte ich eine zweite Datenerhe-

bungsrunde im Zeitraum von April 2017 bis Juni 2017 durch, bei der ich insgesamt acht Wissenschaftler/-innen aus Gebieten der Grundlagenforschung befragte, außerdem führte ich ein zweites Gespräch mit einem bereits in der ersten Runde befragten Wissenschaftler von Fraunhofer D-G-Stadt. Die organisationalen Kooperationskontakte waren diesmal folgende: Aufenthalt als Gastwissenschaftler/-in im anderen Land; deutsch-chinesisches Grundlagenforschungsprojekt (dritt-mittelfinanziert); informelle Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern/Wissenschaftlerinnen des anderen Landes; sowie das bereits in der ersten Runde besprochene Fraunhofer-Technologietransferprojekt. Abschließend wurden die Ergebnisse zusammengeführt.

Abbildung 1: Forschungsprozess.



Kooperation – eine Frage der Beziehung

Welches Bild zeichnen die Interviews von Vertrauen?

Die Kooperationserfahrungen der Interviewten waren sehr heterogen. Sie entstammten nicht nur gemeinsamen Forschungsprojekten, sondern auch Kooperationen, die dem Austausch von Forschenden dienten, der »physischen« Zusammenarbeit im Labor oder auch eher informeller Zusammenarbeit. Dennoch kristallisierte sich bei der Auswertung des Materials deutlich heraus, dass es ein Kriterium gibt, welches die Kooperationen unterscheidet, nämlich das Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein einer tragfähigen persönlichen Beziehung zwischen

einzelnen Beteiligten und das in diesem Rahmen aufgebaute *Vertrauen*. Interessanterweise nehmen die Wissenschaftler/-innen selbst dieses Vertrauen in der Regel gar nicht als potentiellen Einflussfaktor auf die Kooperation wahr, was sich auch daran zeigt, dass es in den Interviews nur selten explizit erwähnt wird. Worüber stattdessen gesprochen wird, unterscheidet sich teilweise erheblich zwischen Wissenschaftlern/Wissenschaftlerinnen der angewandten bzw. Grundlagenforschung. So waren die dominanten Themen³⁴ der Interviewten aus angewandten Forschungsgebieten etwa »Vertrag«, »(Eigentums-) Rechte«, »Schwierigkeiten und Konflikte«, »Risiko«, »Projekt« (einschl. Projektfinanzierung, -organisation, -aufgabenverteilung). Im Gegensatz dazu sprachen die Grundlagenforscher/-innen viel über »Netzwerke«/»Beziehungen«, »Publikationen« und tatsächlich auch über »Vertrauen«. Für die Interviewten aus der Angewandten Forschung wurde im Zuge der Auswertung deutlich, dass *Misstrauen* gegenüber dem Partner eine wichtige Triebkraft ist, die sich auch darauf auswirkt, wie die Kooperation gestaltet und gelebt wird. Dem gegenüber spielt Vertrauen in der Grundlagenforschung insgesamt eine wesentlich stärkere Rolle – im Mittelpunkt steht dabei die Frage nach der Vertrauenswürdigkeit der einzelnen Beteiligten, welche eng mit Netzwerk und Publikationen (den »Währungen eines Wissenschaftlers«, wie sie ein Interviewpartner bezeichnete) verknüpft ist.

Vertrauensvolle Kooperationsbeziehungen

Anhand der Interviews ließen sich auf der einen Seite Kollaborationen identifizieren, die auf der Grundlage einer vertrauensvollen Beziehung entstanden waren. Diese Kollaborationen wurden insgesamt von den befragten Forschenden als sehr positiv empfunden und beschrieben: positiv sowohl im Hinblick auf ihr Bild vom Partner (dieses schließt in der Regel auch die Institution und zum Teil das Land des Partners ein) als auch in Bezug auf den wissenschaftlichen Zugewinn,

³⁴ Überblick über die bei der Interviewanalyse am häufigsten vergebenen Kodes.

der sich aus der gemeinsamen Bearbeitung des Forschungsgegenstandes ergab. Natürlich kam es auch in den vertrauensvollen Kooperationen zu Meinungsverschiedenheiten und Konflikten. Es fiel allerdings auf, dass diese bei Weitem keine so erschütternde Wirkung auf die Zusammenarbeit hatten und für gewöhnlich auch recht einfach gelöst werden konnten. Das dahinterliegende Verständnis von Kooperation lässt sich am besten mit dem Wort *Beziehung* zusammenfassen, was zusätzlich untermauert wird durch die Tatsache, dass einige (insbesondere chinesische) Interviewte die Begriffe Kollaboration und Beziehung gar synonym verwendeten. Im Mittelpunkt dieses Kollaborationsverständnisses stehen konkrete Einzelpersonen; es geht nicht primär um die gemeinsame Bearbeitung von Projekten – diese kann, muss aber nicht stattfinden.

Die persönlichen Beziehungen zwischen den einzelnen Forschenden lassen sich in der Zusammenschau wie folgt charakterisieren: Erstens sind sie *dynamisch*, was aus den ausführlichen Schilderungen der Interviewten zum Zustandekommen der Zusammenarbeit hervorgeht. Diese (man könnte fast sagen: *genealogischen*) Erzählungen beschreiben, wie sich die Kooperationsbeziehungen über einen längeren Zeitraum hinweg verändern und in unterschiedlichen Kooperationsformaten unterschiedlich stark präsent sind. Dennoch behalten sie stets eine konstituierende Funktion für die Zusammenarbeit. Das im Rahmen dieser persönlichen Beziehung aufgebaute Vertrauen kann auch auf andere Wissenschaftler/-innen (allerdings nur im engeren Umfeld der Initiatoren, etwa auf andere Mitglieder der Forschungsgruppe) übertragen werden. Gelingt diese Übertragung gut, so wird die Kollaboration dadurch weiter stabilisiert; gelingt die Übertragung schlecht oder gar nicht, kann es schlimmstenfalls dazu führen, dass die Grundlage der Zusammenarbeit, also die persönliche Beziehung, zu schwach wird oder irgendwann ganz wegfällt und die Kollaboration damit endet (was bei einer der untersuchten Kollaborationen der Fall war). Neben dieser Dynamik im Hinblick auf die Entwicklung der Kooperationsbeziehung wurde als zweiter Punkt immer wieder von den Interviewten betont, dass die Beziehung auf *Langfristigkeit* ausge-

legt ist. Das bedeutet auch, dass die Beziehung kontinuierlich gepflegt werden und man über lange Zeit beständig in Kontakt bleiben sollte. Diese zwei Charakteristika schlagen sich anschaulich nieder in dem von einer Wissenschaftlerin gewählten Ausdruck, man habe mit dem Partner eine gemeinsame »history of trust«.

Nicht-vertrauensvolle Kooperationsbeziehungen

Auf der anderen Seite zeichneten manche Interviews ein Bild von Zusammenarbeit, das deutlich zeigte, dass diese *nicht* oder nicht ausreichend auf vertrauensvollen Partnerbeziehungen basierte. Anhand dieser Kooperationen lässt sich die Bedeutung von Vertrauen für Zusammenarbeit noch eindrucksvoller illustrieren: Diese nicht-vertrauensvollen Kooperationen gestalteten sich aus Sicht der Akteure nämlich durchweg als schwierig und anstrengend. Es dominierte ein deutlich negatives Bild vom Partner (häufig in Korrelation mit einem sehr positiven Selbstbild). Darüber hinaus waren insbesondere die deutschen Wissenschaftler/-innen mitunter sehr bemüht, sich vom chinesischen Partner abzugrenzen. Die Zusammenarbeit als solche war durchzogen von Unsicherheiten, vor allem im Hinblick auf die Loyalität des Partners, und Misstrauen. Schwierigkeiten und Konflikte kamen häufiger vor, teilweise erschütterten diese die Zusammenarbeit heftig und nachhaltig; in Einzelfällen war es nicht möglich, die Konflikte zu lösen. Das in diesem Fall vorherrschende Verständnis von Kooperation entspricht dem eines *Vertragsverhältnisses*, das heißt, im Mittelpunkt steht die möglichst detaillierte inhaltlich-zeitliche Determinierung und Umsetzung des Kooperationsgegenstandes. Große Bedeutung wird dabei der Regelung von vorhandenen oder erst entstehenden Eigentumsrechten beigemessen.

Kollaborationsbeziehungen, die nicht auf vertrauensvollen Beziehungen zwischen den Partnern basierten, sondern dem Zweck der temporär und inhaltlich begrenzten Bearbeitung eines Projektes dienten, fanden sich vornehmlich im Bereich der Angewandten Forschung. Auch dort gab es einzelne Interviewpartner, die über die Be-

deutung guter Beziehungen zum Partner sprachen. Allerdings, und das ist der entscheidende Punkt, gelang es ihnen offensichtlich nicht (aus welchem Grund auch immer), diese Beziehung und das darin aufgebaute Vertrauen auf die anderen Wissenschaftler/-innen der beiden Forschungseinrichtungen, die an der Kooperation beteiligt waren, zu übertragen. Das Resultat war, dass die eigentliche Bearbeitung des Projektes letzten Endes von zwei getrennten Teams bewerkstelligt werden musste, die sich mehr oder weniger unvorbereitet in dieser Kooperation wiederfanden und überdies kaum Gelegenheit hatten, einander kennenzulernen.

Wie manifestieren sich die Ausprägungen von Vertrauen innerhalb der Kooperation?

Vertrauen innerhalb deutsch-chinesischer Forschungszusammenarbeit spielt eine Rolle, auch wenn dies den beteiligten Wissenschaftlern/Wissenschaftlerinnen selbst oftmals nicht bewusst ist. Im Folgenden möchte ich darauf eingehen, *wie* sich vorhandenes oder fehlendes Vertrauen innerhalb der Kollaboration manifestiert und sich auf die Zusammenarbeit auswirkt. Abschließend beleuchte ich, welche Bedeutung Verträgen in solchen Kollaborationen beigemessen wird und inwieweit diese sich eignen um fehlendes Vertrauen zu kompensieren.

Sicht auf den Partner

Das Vorhandensein von Vertrauen zeigte sich an den Antworten der Wissenschaftler/-innen auf die Frage, mit *wem* sie kooperieren. Diejenigen, die über eine vertrauensvolle Beziehung zu ihrem Partner verfügten, nannten ebendiesen Partner beim Namen, also eine konkrete Einzelperson. Ganz anders fiel die Antwort aus, wenn der Kooperation keine Vertrauensbeziehung zugrunde lag: Man arbeite »mit dem Institut XY« zusammen, in einigen Fällen sprachen die (in dem Fall deutschen) Interviewten gar von ihrer Kooperation »mit China«. Diese Entpersonalisierung der Zusammenarbeit von deutscher Seite wurzelt

zum Teil sicherlich in der dort üblicheren Trennung von Beruflichem und Privatem; zum anderen zeichnet sich hier ein eurozentrisches Weltbild der Interviewten ab.³⁵ Vor allem aber offenbart die Antwort auf die Frage nach dem Kooperationspartner, was man unter wissenschaftlicher Zusammenarbeit versteht: etwas, was zwischen einzelnen Menschen passiert? Oder einen interorganisationalen Prozess mit vergleichsweise großer Anonymität der Beteiligten? Die Sicht auf den Partner wirkt sich, wie weiter unten an der Bedeutung von Verträgen gezeigt wird, nachhaltig darauf aus, wie die Zusammenarbeit gelebt und gestaltet wird.

Auch darüber, ob man in dem Partner einen Freund oder eher einen Gegner sieht, gehen die Meinungen stark auseinander. Die Wahrnehmung des Kooperationspartners als Freund oder als Konkurrent ist mehrdimensional verankert. So zeigte die diesem Text zugrundeliegende Untersuchung unter anderem, dass deutsch-chinesische Wissenschaftskollaborationen anscheinend leichter im Bereich der Grundlagenforschung zu bewerkstelligen sind denn in der angewandten Forschung. Speziell die befragten Grundlagenforscher/-innen führten das primär auf den Umstand zurück, dass sich aus ihren Forschungsergebnissen nur selten ein unmittelbarer ökonomischer Nutzen generieren lasse, wie er etwa mit einer Patentierung entstehe. Eine Übersetzung der Forschung in die Praxis werde zwar auch von der Grundlagenforschung prinzipiell angestrebt, komme jedoch in der Realität nicht oft vor. Dies habe den Vorteil, dass die Forschung im Allgemeinen und die Kollaboration im Besonderen sehr viel weniger von wirtschaftlichen Interessen motiviert und durchdrungen ist als im Fall der angewandten Forschung. Dort stellt sich stärker die Frage, wem die gemeinsam hervorgebrachten Ergebnisse gehören.

Wenn Forschung und wirtschaftliche Verwertbarkeit nah beieinanderliegen wird der Kooperationspartner häufig vorrangig als Kon-

³⁵ Das Vorhandensein von Eurozentrismus zeigt sich an anderen Stellen in den Gesprächen noch deutlicher (bspw. in Form von Hierarchisierungen, Betonung der Fremdheit und Andersartigkeit des Partners, Überhöhung der eigenen Seite).

kurrent wahrgenommen – ob diese Konkurrenz real oder empfunden ist, spielt dabei keine Rolle. Auffällig ist, dass diese Wahrnehmung des Anderen als Konkurrent durch fehlende persönliche Beziehungen und mangelndes Vertrauen noch zusätzlich verstärkt wird. Hinzu kommt, dass sich die mediale und soziale Repräsentation Chinas³⁶ in Deutschland diesem Gefühl von Gegnerschaft zusätzlich Vorschub verleiht. Dies manifestiert sich insbesondere sprachlich: Bei den deutschen Interviewten der angewandten Forschung sticht der Gebrauch von Metaphern besonders ins Auge. Solche Sprachbilder zeichnen zuweilen ein ganz anderes Bild als das, was als sachliche Information während des Interviews kommuniziert wurde. Metaphern, die sich thematisch den Quellbereichen von sportlichem Wettkampf³⁷ oder gar Krieg³⁸ entlehnen, bringen tieferliegende Perzeptionen zum Ausdruck: tiefes Misstrauen sowie die Angst vom Anderen überholt, besiegt oder auch hintergangen zu werden, spielen dabei eine zentrale Rolle, ebenso wie die Sorge um die Sicherung und Einhaltung der »Grenze« zwischen beiden Seiten.³⁹

Wenn mangelndes Vertrauen die Wahrnehmung des Partners als Konkurrent verstärkt, so wirkt sich im Umkehrschluss das Vorhandensein einer vertrauensvollen Beziehung positiv auf das Bild vom Partner aus. So beschrieben die befragten Grundlagenforscher/-in-

36 Vgl. dazu Richter, Carola/Gebauer, Sebastian: Die China-Berichterstattung in den deutschen Medien. Heinrich-Böll-Stiftung 2010, www.boell.de/de/content/die-china-berichterstattung-den-deutschen-medien-vom-16.7.2018.

37 Z.B. »sie liegen weit zurück«, »wir haben großen Vorsprung« (Projektmitarbeiter Fraunhofer D-G-Stadt); »zunehmend seh ich, dass China uns überholt«, »dass die die Nase vorn haben« (Direktor Leibniz D-M-Stadt); »sie haben schon aufgeholt« (Projektmitarbeiter Fraunhofer D-G-Stadt), »wurde aufgeholt«, »man muss schon auch noch Vorsprung *hier* haben«, »der Abstand ist schon geringer geworden« (stellv. Institutsleiter Fraunhofer D-G-Stadt).

38 Z.B. »die Fronten verhärteten sich« (Projektleiter Fraunhofer D-G-Stadt); »[unser chinesischer Mitarbeiter hat] die Fronten gewechselt«, »da mussten wir gegenseißen« (Projektmitarbeiter Fraunhofer D-G-Stadt, Zweitgespräch)

39 Vgl. dazu auch Bröckling, Ulrich (2014): Wettkampf und Wettbewerb. Semantiken des Erfolgs zwischen Sport und Ökonomie, in: Leviathan 42:29 (2014), S. 71–81.

nen ihre Partner als Freunde und sahen in der Zusammenarbeit eine Bereicherung und einen beiderseitigen Vorteil. Vertrauen bewirkte eine positive Sicht auf einen (beziehungsweise einige wenige) Wissenschaftler/-innen, Verallgemeinerungen über »die Deutschen« oder »die Chinesen« wurden daraus nicht abgeleitet – im Gegensatz zu den Kollaborationen, die einer Vertrauensgrundlage entbehrten.

Organisation der Zusammenarbeit

Betrachtet man Wissen als die Ressource, mit der im Rahmen von Wissenschaftskollaborationen hauptsächlich operiert wird, so zeigt sich das Vorhandensein (und entsprechend auch das Nicht-Vorhandensein) von Vertrauen auch daran, wie der Zugang zu und auch der Umgang mit ebendiesem Wissen gestaltet und organisiert wird. So trifft man in vertrauensvollen Kollaborationen weniger die Differenzierung in »unser« und »euer« Wissen an. Know-how wird im Rahmen dieser Beziehungen frei transferiert und miteinander geteilt.

Ganz anders jedoch in den Kollaborationen, die keine vertrauensvolle Beziehung zur Grundlage hatten: Hier ließen sich umfangreiche Bemühungen verzeichnen, die auf eine Exklusion des Partners abzielen. Diese Exklusion kann auf verschiedenerlei Weise erfolgen. Erstens kann sie strukturell-organisatorischer Art sein, wie etwa in der Gestaltung der Kollaboration als *Projekt*. Projekte sind inzwischen längst zum »Normalmodell der Forschung«⁴⁰ avanciert. Auch im Kontext deutsch-chinesischer Wissenschaftszusammenarbeit dominiert die Kooperation in Form von Projekten deutlich gegenüber anderen, langfristigeren Formen wie bspw. einem gemeinsamen Labor oder Institut. Der Leiter des *Fraunhofer-Institutes* in D-G-Stadt, sagt dazu: »Ein gemeinsames Institut, das würd' ich nicht mit China machen. Was haben wir da davon? Dort würde dann vielleicht Forschung stattfinden, wo dann doch was abtransportiert wird, und wenn ich 'n gemeinsames

⁴⁰ Torca, Marc: »Die Projektförmigkeit der Forschung«, in: Die Hochschule 1 (2006), S. 63–83, hier S. 63.

Institut mit China [mache], hab ich nichts davon« (I_14, Institutsleiter *Fraunhofer D-G-Stadt*). Die Projektförmigkeit stellt für ihn also die am besten kontrollierbare Form der Kooperation dar.

Doch nicht nur über den formalen Rahmen der Zusammenarbeit, auch über die *Inhalte* erfolgt zuweilen eine Exklusion des Partners: so wurde zum Beispiel in einem gemeinsamen Forschungsprojekt zwischen *Fraunhofer D-G-Stadt* und der Universität CN-F-Stadt versucht die Gefahr des ungewollten Know-how-Abflusses weitestgehend einzudämmen, indem Aufgaben bestmöglich voneinander getrennt wurden. Das Bestreben dazu ging von der deutschen Seite aus, und es handelte sich dabei nicht, wie man leicht vermuten könnte, um eine rein kompetenzorientierte Aufgabenteilung, wie folgende Aussagen illustrieren: »Es war[en] ja mehr so *parallel* laufende Aktivitäten, die paar Schnittstellen hatten« (deutscher Projektmitarbeiter bei *Fraunhofer D-G-Stadt*), »das sind *komplementäre* [Aufgaben]. Das kann dann mal ein *Endprodukt* werden, aber wir haben *zwei* verschiedene Komponenten dort gehabt. [Wir] waren insofern nicht abhängig, ob die das bringen oder eben *nicht* bringen, sondern wir haben unser Ding *gemacht*« (stellv. Institutsleiter *Fraunhofer D-G-Stadt*). Es wird deutlich, dass das betreffende Projekt nur wenige Schnittstellen zwischen dem deutschen und dem chinesischen Aufgabenbereich hatte – dementsprechend musste man von Seiten des *Fraunhofer-Institutes* nur wenig Wissen herausgeben, und genau darin lag aus deutscher Sicht sozusagen der Charme dieser Kooperation. Eine andere Möglichkeit, Exklusion über die Inhalte einer Wissenschaftskollaboration zu betreiben, besteht darin, in deren Rahmen vor allem »veraltete« Themen zu bearbeiten, wie dies, so klingt es bei einem Gesprächspartner an, gängige Praxis bei Technologietransferprojekten zu sein scheint: »Das sind normalerweise auch *Dinge*, [...] die wir jetzt [mit China] machen, die fragt hier schon gar keiner mehr nach. Die Welle ist durch, [...] die ist zehn Jahre *durch*. Das will hier *keiner* mehr haben, sozusagen« (stellv. Institutsleiter *Fraunhofer D-G-Stadt*). Auf die Frage, ob er auch mit einem chinesischen Partner zu aktuellen Forschungsthemen kooperieren würde, verneint der Gesprächspartner in aller Deutlichkeit

(ebd.). Nun mag man einwenden, dass es ja durchaus legitim ist, auch als Forschungsinstitut weltweit nach Auftraggebern zu suchen – das ist richtig und soll hier auch gar nicht in Abrede gestellt werden. Worum es mir bei diesem Punkt geht, ist die dahinterstehende Motivation, welche bestimmte Forschungsthemen für die Zusammenarbeit mit bestimmten Partnerländern qualifiziert bzw. augenscheinlich *disqualifiziert*, die Angst davor, von China »überholt« zu werden oder, in den Worten des Interviewten: »Man darf natürlich *nie* das *letzte*, also quasi das *absolute* Know-how dort geben. Man muss auch noch Vorsprung *hier* haben!« (stellv. Institutsleiter *Fraunhofer D-G-Stadt*).

Kommunikation mit dem Partner

Ob die befragten Wissenschaftler/-innen über eine vertrauensvolle Beziehung zu ihrem Kooperationspartner verfügten oder nicht, zeigte sich auch daran, wie beide Seiten innerhalb der Kollaboration miteinander kommunizierten. Dabei fiel auf, dass im Rahmen vertrauensvoller Kooperationen im Allgemeinen *mehr* Kommunikation stattfand und die Kommunikation durch eine größere Offenheit gekennzeichnet war als dies vergleichsweise in den nicht-vertrauensvollen Kollaborationen der Fall war. Diese Offenheit zeigt sich zum einen darin, dass ein größeres und aufrichtiges Interesse besteht zu erfahren, warum der Partner so denkt oder handelt, wie er es tut; zum anderen waren die Forschenden auch dahingehend offener, dass sie eher bereit waren, andere Standpunkte als den eigenen zuzulassen und Kompromisse auszuhandeln. Bei der Kommunikation innerhalb solcher vertrauensvoller Kollaborationen ging es darum, einander zu verstehen; die Umsetzung eigener Ziele und Interessen wurde dabei nicht prinzipiell über diejenigen des Partners gestellt.

In den Kooperationen hingegen, die nicht vertrauensbasiert waren, beschrieben viele der Interviewten die Kommunikation mit dem Partner als anstrengend, belastend oder gar »nervig« (Projektleiter *Fraunhofer D-G-Stadt*). Die Kommunikation war in der Regel stark sachbezogen auf konkrete Kooperationsinhalte und unpersönlich;

unterschiedliche Kommunikationsstile und -gepflogenheiten, ebenso das Fehlen oder Ausbleiben von Kommunikation führten immer wieder zu Missverständnissen und Unzufriedenheit, wie die Aussage eines deutschen Projektmitarbeiters gut illustriert: »[Es kommt] wochen-, monatlang keine Reaktion [...] und da weiß man halt nicht, [...] erreichen die die E-Mails nicht, oder dürfen die nicht kommunizieren oder woll'n sie nicht, oder haben sie keine Zeit?« (Projektmitarbeiter *Fraunhofer D-G-Stadt*).

Interaktion mit dem Partner

Bezüglich der Interaktion der Kollaborationspartner unterschieden sich die vertrauensvollen Kooperationen von den weniger vertrauensvollen besonders dadurch, ob es, wie ein Gesprächspartner es ausdrückte, ein »Wohlfühl-Gefühl« bei der Zusammenarbeit gab: »Es muss irgendwie auch so 'ne Art, [...] Wohlfühl-Gefühl da sein. Und deshalb muss [die Kooperation] eigentlich so 'ne private Komponente haben. Daraus kann letztlich viel entstehen in der Wissenschaft. Das nur über Programme zu machen wird *immer* schwierig sein, weil das, sagen wir, das *Interesse*, sowas zu treiben, einfach nicht so privat getrieben ist« (Direktor *Leibniz D-P-Stadt*). Gute persönliche Beziehungen zum Kooperationspartner sind, so der Grundlagenforscher, die Grundvoraussetzung dafür, dass man die Kooperation »einfach gern mache« (ebd.). Folglich empfände man dann auch den Mehraufwand, der etwa durch die weiten Reisen entsteht, weniger als Belastung.

Ein zweiter Unterschied fällt im Hinblick auf den Umgang der Partner miteinander auf, nämlich dass »Gesicht« dabei eine unterschiedlich starke Rolle spielt.⁴¹ Vertrauensvolle Kooperationen ge-

41 Der Begriff »Gesicht« bezieht sich darauf, wie eine Person durch andere wahrgenommen und bewertet wird, v.a. im Hinblick auf ihre Fähigkeiten, Status oder Integrität; besonders im ostasiatischen Raum prägt und beeinflusst »Gesicht« zwischenmenschliche Beziehungen (vgl. Weidemann, Doris: *Interkulturelles Lernen. Erfahrungen mit dem chinesischen ›Gesicht‹: Deutsche in Taiwan*, Bielefeld: transcript 2004).

stalten sich diesbezüglich um einiges einfacher, da die persönliche Beziehung einen offeneren und ehrlicheren Umgang miteinander ermöglicht. Im Gegensatz dazu stellen erwartete Respektsbezeugungen und möglicher Gesichtsverlust, die Beachtung und Würdigung von Hierarchien sowie die Rücksichtnahme auf bestimmte Etiketten wesentliche Bestandteile der Interaktion in weniger vertrauensvollen Kollaborationen dar. Das erschwert die Zusammenarbeit in Letzteren zum Teil erheblich, und zwar nicht nur durch das Mehr an zu beachtenden Aspekten, sondern gerade auch durch das darin enthaltene und oftmals verkannte Potential kleinerer und größerer Fehlritte.

Bedeutung von Verträgen

Eine weitere Beobachtung in den vertrauensvollen Kollaborationen ist, dass vorhandenes Vertrauen die Bedeutung von Verträgen reduziert, und zwar so sehr, dass ein Interviewpartner sogar sagte, er wisse gar nicht richtig, »ob es in dem Sinne 'nen Vertrag gibt« (Projektmitarbeiter *Leibniz D-P-Stadt*). Später fügt er noch hinzu: »Ich glaub', das Dokument ist auch am wichtigsten für die *Agentur* [er meint die Forschungsförderorganisation, Anm. TP], einfach dass es halt Leute sind, die einigen sich drauf, auch vertraglich, dass sie das jetzt gemeinsam durchziehen« (Projektmitarbeiter *Leibniz D-P-Stadt*). Diese Aussagen mögen den Anschein erwecken, dass in solchen vertrauensvollen Kooperationen Verträge generell nur eine marginale Rolle spielen. Das anzunehmen, wäre jedoch ein Trugschluss, denn es operieren keineswegs alle Abteilungen, die in irgendeiner Weise an der Kooperation beteiligt sind, nach den gleichen Rationalitäten. So merkt etwa eine Kollegin des oben zitierten Wissenschaftlers an, dass für die Rechtsabteilung ihres Institutes Verträge naturgemäß durchaus wichtig seien, sie selbst als Forscherin sei jedoch froh, sich damit nicht en detail auseinandersetzen zu müssen (Forschungsgruppenleiterin *Leibniz D-P-Stadt*). Dies sei jedoch nur am Rande erwähnt, da für diesen Artikel die leitende Perspektive diejenige der Wissenschaftler/-innen sein und bleiben soll.

Ob die Interviewten vertragliche Vereinbarungen als hilfreich oder eher als hinderlich empfanden, hing mit der Frage zusammen, wie vertrauensvoll ihre Beziehung zum Kooperationspartner war. Auch in diesem Punkt unterschieden sich die Kollaborationen der Grundlagenforschung stark von denen der Angewandten Forschung, was ich an zwei Zitaten illustrieren möchte: Während der Grundlagenphysiker die Meinung vertritt, »Vertrag ist bei uns nicht so wichtig, weil Verträge auch *hemmen*« (Direktor *Leibniz D-P-Stadt*), sagt der Fraunhofer-Mitarbeiter, man müsse für solche Kollaborationen »klar definieren, [...] was ist Teil des Vertrags und genau definieren, was ist *nicht* Teil des Vertrags« (Projektmitarbeiter *Fraunhofer D-G-Stadt*, 2. Interview). Hemmnis oder Hilfsmittel? Zwei Sichtweisen, die mit einem entsprechenden Blick auf die Bedeutung persönlicher Beziehungen für eine Forschungszusammenarbeit korrelieren: Je mehr Wert die Befragten ebendieser Beziehung beimaßen, desto weniger wichtig war es für sie, die Kooperation vertraglich zu »fassen« – im Gegensatz zu den Interviewten, denen die Beziehung zu ihrem Kooperationspartner nicht so viel bedeutete: Für sie war ein möglichst ausgefeiltes Vertragswerk essenziell für die Gestaltung der Zusammenarbeit. Schwierigkeiten ergeben sich dabei mitunter aus dem Umstand, dass auf deutscher Seite dem Vertrag eine ganz andere Bedeutung beigemessen wurde als auf chinesischer⁴²: während in Deutschland schriftlich fixierte Vereinbarungen im Allgemeinen als sehr verbindlich und verpflichtend gelten und ihnen aus diesem Grund ein entsprechend hoher Stellenwert beigemessen wird, ist die chinesische Perspektive in dieser Hinsicht etwas gelassener.

Die Stärke vertraglicher Vereinbarungen liegt, wie aus den Schilderungen der Interviewpartner/-innen hervorgeht, sicherlich darin, Kooperationen einen Rahmen zu geben, indem sie die Zusammenarbeit zeitlich und inhaltlich determinieren (beispielsweise über die konkrete Verteilung von Aufgaben und Arbeitspaketen, Festlegung

⁴² Vgl. Diekmann, Edith/Fang, Jieyan: *China Knigge: Business und Interkulturelle Kommunikation*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2008, S. 166.

und Terminierung von Meilensteinen etc.). Zudem erfolgt über den Vertrag eine Bindung der Partner aneinander – wenngleich deren Bedeutung, wie oben aufgezeigt, mitunter von beiden Seiten unterschiedlich bewertet wird. Dennoch lassen sich diese Punkte als Stärken eines Kooperationsvertrages bezeichnen. Der Schwachpunkt von Verträgen liegt, wie nachfolgendes Zitat eines Wissenschaftlers recht anschaulich zeigt, an einer anderen Stelle: »Solche Sachen werden ja im Vertrag nicht festgelegt, da werden andere Sachen festgelegt: Wir müssen halt hundert Prototypen runterliefern oder wir sollen die und die Spezifikation erfüllen, aber nicht, *wie* das jetzt abläuft. Oder zum Beispiel, wie viel Leute wie oft im Jahr zum Training kommen, wie viel Tage, sowas ist festgelegt. *Aber nicht, wie man miteinander arbeitet*« (Projektmitarbeiter Fraunhofer D-G-Stadt; Hervh. TP). Diese Leerstelle des Vertrages spüren also vor allem diejenigen Mitarbeiter/-innen, die im Zuge der operativen Umsetzung des Kooperationsvorhabens mit dem Partner interagieren müssen. Somit erklärt sich auch, warum die Institutsleitung im Interview ein völlig anderes Bild von der Kollaboration zeichnete als die ins Tagesgeschäft involvierten Wissenschaftler/-innen: Während Erstere vorrangig für die Anbahnung und strategische Konzeption der Kollaboration zuständig sind und sich dieser Bereich für gewöhnlich recht gut in einem Vertrag »fassen« lässt, bleiben sie von den operativen Herausforderungen der Zusammenarbeit – abgesehen von einigen wenigen Ausnahmen – mehr oder weniger unberührt. Ihre Wahrnehmung der Kollaboration ist entsprechend sehr viel positiver als die der Projektmitarbeiter/-innen, die sich beispielsweise über fehlende oder missverstandene Kommunikation oder ausbleibende Zahlungen ärgern und die Zusammenarbeit stärker als Belastung empfinden. Verträge vermögen also das Was, Wann und Wer einer Kollaboration zu regeln – im Hinblick auf das Wie bieten sie den Beteiligten jedoch wenig bis gar keine Orientierung.

Interessant ist, dass Vertrauen – sofern vorhanden – anscheinend (auch) genau in dieser Lücke zum Tragen kommt. Dabei wirkt Vertrauen weniger dergestalt, dass dadurch Schwierigkeiten völlig ausbleiben. Sie fallen aber weniger ins Gewicht, da sie in einem positiver einge-

stellten Rahmen angegangen werden können. Zudem hat Vertrauen, das einhergeht mit dem Vorhandensein einer persönlichen Beziehung – man kennt sich, mag sich, respektiert sich –, auch Auswirkungen auf den Umgang der Forscher/-innen miteinander: Dieser erweist sich als offener, als es bei Kollaborationen ohne Vertrauen zwischen den Partnern der Fall ist.

Verträge können in gewissen Punkten eine fehlende Beziehung zwischen den Kooperationspartnern kompensieren, allerdings nur in begrenztem Umfang. Die größten Herausforderungen deutsch-chinesischer Forschungscooperationen liegen jedoch, wie die Interviews zeigen, nicht primär in der strategischen Rahmung und Ausgestaltung der Zusammenarbeit, sondern vielmehr in deren operativer Umsetzung. Für ebendiese praktische Umsetzung und Bewältigung einer wissenschaftlichen Kollaboration erweist sich das Vorhandensein von Vertrauen als positiv und hilfreich.

Liebes- oder Zweckbeziehung?

Deutsch-chinesische Kooperation in den MINT-Wissenschaften ist aus Sicht des deutschen Bundesministeriums für Bildung und Forschung eine »unvermeidbare Chance, die es zu nutzen gilt«⁴³. Viele Bemühungen von Seiten der Forschungsförderer zielen darauf ab, möglichst günstige Rahmenbedingungen für solche bilateralen Wissenschaftskollaborationen zu schaffen. Obwohl die Zahl wissenschaftlicher Kooperationen in den MINT-Fächern immens ist, gibt es bislang nur wenig Forschung über diese Formen des Zusammenarbeitens. Der vorliegende Beitrag setzt dem etwas entgegen.

⁴³ Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF): China-Strategie des BMBF 2015–2020. Strategischer Rahmen für die Zusammenarbeit mit China in Forschung, Wissenschaft und Bildung, BMBF 2015, www.bmbf.de/pub/China_Strategie_Langfassung.pdf vom 27.3.2018, S. 5.

Die Untersuchung deutsch-chinesischer Forschungskollaborationen unterschiedlicher Art zeigt, dass insbesondere auf deutscher Seite mitunter erhebliche Unterschiede hinsichtlich des Kooperationsverständnisses innerhalb der Angewandten und der Grundlagenforschung existieren. Bei den Befragten auf chinesischer Seite war das Bild diesbezüglich homogener: Für sie ist die persönliche Beziehung zu den deutschen Kooperationspartnern von großer Bedeutung; dasselbe gilt für die deutschen Grundlagenforscher/-innen: Die Beziehung existiert unabhängig von formalisierter Kooperation, kann bei Gelegenheit jedoch auch für etwa die Bearbeitung eines gemeinsamen Projektes fruchtbar gemacht werden – der Impuls zu einer solchen Formalisierung kommt dann jedoch von den Wissenschaftlern/Wissenschaftlerinnen selbst, insofern trifft hier die in der Überschrift erwähnte Parallele zu einer Liebesbeziehung oder -heirat. Anders gestaltet es sich hingegen im Fall der deutschen Wissenschaftler/-innen, die in der Angewandten Forschung mit einem chinesischen Partner kooperieren und Zusammenarbeit in erster Linie als Erfüllung eines Vertrags verstehen. Nicht selten wurde die Kooperationsbeziehung dort als reine Zweckbeziehung erst und eigens für die Bearbeitung eines bestimmten Projektes ins Leben gerufen und beschränkte sich in der Regel auch auf dessen Laufzeit. Speziell für solche Kollaborationen in anwendungsnahen Gebieten waren mitunter erhebliche Schwierigkeiten und Belastungen der Kooperation zu verzeichnen, die einerseits direkt oder indirekt aus diesem disparaten Verständnis von Kooperation, andererseits auch aus der diesen Forschungsbereichen innewohnenden Nähe zu einer ökonomischen Nutzbarmachung der Forschungsergebnisse resultierten. Letzteres schlug sich darin nieder, dass die untersuchten Kollaborationen vornehmlich auf finanziellen Interessen basierten und die Hoffnung auf wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn dabei kaum bis gar keine Rolle spielte. Dies wirft die Frage auf, inwieweit Kollaborationen in der Angewandten Forschung überhaupt sinnvoll sind bzw. wie man den genannten Herausforderungen in der operativen Umsetzung einer solchen Kooperation besser begegnen kann.

Mit dem vorliegenden Beitrag rückt die Beziehung der Kooperationspartner zueinander ins Zentrum der Betrachtung, indem aufgezeigt wurde, wie sich das Vorhandensein (aber genauso auch das Fehlen) von Vertrauen zwischen den Kooperierenden auf ihre Zusammenarbeit auswirkt. Diese Erkenntnisse werfen neue Fragen auf – zum einen für die Forschung und Praxis insbesondere der interkulturellen Kommunikation und Kooperation, zum anderen aber auch im Hinblick auf die künftige Gestaltung internationaler wissenschaftlicher Kooperationen.

Die Auseinandersetzung mit Vertrauen innerhalb der interkulturellen Forschung erfolgt bislang noch verhalten: In bisherigen Untersuchungen wird Vertrauen – wenn überhaupt – entweder nur am Rande erwähnt oder als eine Art Zielvariable, etwas das angestrebt wird⁴⁴, thematisiert. Die eigenen empirischen Befunde legen nahe, dass Vertrauen darüber hinaus auch als *Voraussetzung* für das Gelingen interkultureller Kommunikation und Kooperation in den Blick genommen werden sollte. Denn interessanterweise gelang es denjenigen, die Vertrauen zu ihrem Partner hatten, ihre Zusammenarbeit für beide Seiten zufriedenstellend zu gestalten und durchzuführen – und das, ohne sich jemals in irgendeiner Weise gezielt auf diese interkulturelle Kooperation vorbereitet zu haben. Weiterführende Forschung könnte sich etwa auf den Prozess des Vertrauensaufbaus (Voraussetzungen, Ausgestaltung, Lernprozesse) konzentrieren. Ferner wäre es interessant zu untersuchen, welche Rolle Vertrauen auch in anderen Kontexten interkultureller Kooperation spielt. Ein anderer Ansatzpunkt könnte der sein, Nicht-Kooperation als Möglichkeit interkultureller Kooperation näher zu betrachten, was so bisher noch nicht gemacht

44 So findet Vertrauen etwa als konative Komponente interkultureller Kompetenz (in Form der *Fähigkeit zum Aufbau vertrauensvoller Beziehungen*) Eingang in die IKK-Literatur, vgl. Bolten, Jürgen: »Interkultureller Trainingsbedarf aus der Perspektive der Problemerfahrungen entsandter Führungskräfte«, in: Klaus Götz (Hg.), Interkulturelles Lernen, Interkulturelles Training, München: Hampp 2000, S. 57–76; Straub, Jürgen: »Kompetenz«, in: J. Straub/A. Weidemann/D. Weidemann (Hg.), Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz, S. 35–46.

wurde. Interkulturelle Zusammenarbeit wurde und wird bisher ausschließlich unter der Vorannahme gedacht und untersucht, dass die Partner auch zusammenarbeiten *wollen*. Die Ergebnisse, insbesondere die vorgestellten Strategien zur Exklusion des Partners, legen nahe, dass dem nicht so sein muss.

Neben diesen Überlegungen, die stärker auf eine künftige wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema »Vertrauen« abzielen, implizieren die beschriebenen Erkenntnisse auch, dass die Qualität der Kooperationsbeziehung im Rahmen der Gestaltung und Förderung internationaler Wissenschaftskollaborationen Beachtung finden muss. Ein überlegenswerter Ansatz dabei wäre, den Schwerpunkt weg von großangelegter Projektförderung hin zu einer stärkeren Unterstützung von Maßnahmen zu verlagern, die dem Auf- und Ausbau von persönlichen Beziehungen zwischen den Beteiligten dienen. Das meint zugleich, dass der Fokus bei Kooperation weniger auf der Vernetzung von Organisationen sondern stärker auf den Forschenden selbst liegen muss.

Autorinnen und Autoren

Oliver Becker, geb. 1986, ist Ethnologe und freischaffender Filmemacher. Seine Forschungsschwerpunkte sind: visuelle Anthropologie, neue Formate der Wissensvermittlung sowie Rastafari- und Reggaekultur. Er arbeitet als wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie der Georg-August-Universität Göttingen.

Flavia Caviezel ist Ethnologin, Filmwissenschaftlerin und Videastin mit langjähriger Forschungs- und Lehrtätigkeit zu Grenzthematiken, politischer Ökologie, Künstlerischer Forschung, Agency und interaktiven Präsentationsformaten. Charakteristisch für ihre Arbeit sind transdisziplinäre Kollaborationen an der Schnittstelle von künstlerisch-wissenschaftlichen Praktiken. Aktuell arbeitet sie am Institut Experimentelle Design- und Medienkulturen der Hochschule für Gestaltung und Kunst FHNW, wo auch ihre jüngsten SNF-Projekte Rhy-Cycling und Times of Waste verortet sind.

Cécile Cuny, geb. 1979, ist Fotografin und Stadtsoziologin, seit 2011 Maîtresse de Conférences an der Universität Paris-Est Marne-la-Vallée. Sie koordiniert zurzeit ein ANR-Forschungsprojekt zu »Sozialen Welten der Logistik-ArbeiterInnen in Frankreich und Deutschland« und das deutsch-französische Forschungsnetzwerk zu »Das Urbane mit dem Visuellen denken/penser l'urbain par l'image«. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Bürgerbeteiligung in Stadtumbauprozessen, Logistik und ihre sozial-räumlichen Wirkungen in Frankreich und Deutschland sowie visuelle Stadtethnografie. Zu ihren Buchveröffentlichungen:

gen zählt eine Monografie über Stadtumbau und Bürgerbeteiligung in Berlin (»Changement urbain et démocratie participative à Berlin« 2014).

Alexa Färber, seit 2018 Universitätsprofessorin am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien. Studium der Europäische Ethnologie und Islamwissenschaften in Hamburg, Toulouse und Berlin. 2003 Promotion an der Humboldt-Universität zu Berlin in Europäischer Ethnologie. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Stadтанthropologie, Wissensanthropologie und Visuellen Forschung und beschäftigen sich mit Stadt und Versprechen, Low-budget Urbanität, Repräsentationsarbeit, Auditkulturen und urbanem Imagineering, die sie in einer Monographie (Weltausstellung als Wissensmodus. Ethnographie einer Repräsentationsarbeit, 2006) und zahlreichen Zeitschriften- und Buchbeiträgen veröffentlicht hat.

Jacqueline Grigo, geb. 1972 ist Ethnologin und promovierte Religionswissenschaftlerin. Zu ihren Forschungsinteressen gehören Transnationale Kooperationen, Visible Religion, Medizinethnologie und Visuelle Anthropologie. Sie ist Oberassistentin am Religionswissenschaftlichen Seminar der Universität Zürich und Projektmitarbeiterin am Völkerkundemuseum der Universität Zürich.

Stefan Groth, geb. 1982, ist Kulturanthropologe und arbeitet an einem Projekt zu Mitte und Mittelmaß. Seine Forschungsschwerpunkte sind: normative Dimensionen von Alltagskultur, sprachanalytische Ansätze, politische Anthropologie, Kulturerbe und kulturwissenschaftliche Sportforschung. Er ist Oberassistent am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft (ISEK) der Universität Zürich und leitet das Labor Populäre Kulturen.

Nina Hälker, geb. 1973, ist Sozialwissenschaftlerin an der Schnittstelle von Stadtforсhung und Digitalisierung. Sie arbeitet am CityScience-Lab der HafenCity Universität Hamburg, einer Kooperation mit dem MIT Media Lab. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Visualisierung

und Nutzbarmachung offener Daten, Decision Support Tools und Partizipation.

Johannes M. Hedinger, geb. 1971, Künstler, Kurator, Kunsthistoriker, Autor und Dozent (Zürich, London), Studium der Kunst (ZHdK Zürich, UCLA Los Angeles), Kunstgeschichte, Filmwissenschaft, Cultural Studies (Universität Zürich, HU Berlin) und Strategisches Marketing (UdK Berlin). Dozent an der Zürcher Hochschule der Künste und Universität zu Köln. 1997 gründete Hedinger mit Marcus Gossolt das Künstlerduo Com & Com. Seit 2016 Gründer und Direktor der Alps Art Academy, seit 2019 Direktor des Institute for Land and Environmental Art. www.johanneshedinger.com

Judith Laister, geb. 1972, ist Assistenzprofessorin am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Graz. Sie studierte Europäische Ethnologie, Kunstgeschichte sowie Bildnerische Erziehung. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Stadtkulturanthropologie, Visuelle Anthropologie, Kunst im öffentlichen Raum, Partizipation, Repräsentationskritik und Ästhetische Bildung.

Patrick Müller, geb. 1967, studierte Musik, Musikwissenschaft, Deutsche Literaturwissenschaft sowie Kulturmanagement in Zürich und Basel. Er ist Co-Leiter des MA Transdisziplinarität an der Zürcher Hochschule der Künste. Er lehrt, forscht und publiziert zu Formaten und Medien der Transdisziplinarität.

Torsten Näser, geb. 1974, ist Kulturanthropologe und ethnografischer Filmmacher. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Theorie und Praxis des ethnografisch-dokumentarischen Films, visuelle Anthropologie sowie Medien- und Wissensanthropologie. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie der Georg-August-Universität Göttingen und Sprecher der Kommission Film und audio-visuelle Anthropologie innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (.dgv).

Jörg Niewöhner, geb. 1975, forscht und lehrt an der Humboldt-Universität zu Berlin auf einer Professur für Europäische Ethnologie und Mensch-Umwelt Beziehungen und als Direktor des integrativen Forschungsinstituts Transformation von Mensch-Umwelt Systemen. Sein Interesse gilt der Entwicklung einer neuen ökologischen Anthropologie. Er arbeitet ethnografisch zu Fragen des globalen sozial-ökologischen Wandels und aktuellen Veränderungen in den Lebenswissenschaften und der Psychiatrie.

Tina Paul, geb. 1987, ist Wirtschaftssinologin und promoviert an der Technischen Universität Chemnitz im Fach Interkulturelle Kommunikation zum Thema »Deutsch-Chinesische Wissenschaftskooperationen«. Ihre Forschungsinteressen sind Interkulturelle Kommunikation/Interkulturelles Lernen sowie deutsch-chinesische Kooperation.

Sonja Preissing, geb. 1980, arbeitet seit 2016 als Projektleiterin der Arbeitsstelle Kinder- und Jugendpolitik am Deutschen Jugendinstitut e. V. in München. Ihre Promotion erlangte sie im Fach Sozialwissenschaften an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln im Juli 2016. Ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind: Jugend-, Migrations- und Stadtforschung, Partizipation und Politische Bildung sowie ethnografische Forschung. Zu ihren Veröffentlichungen zählt die Monographie »Jugend am Rande der Stadt. Eine vergleichende Studie zu Marginalisierung und Raumeignung in Deutschland und Frankreich« (2019).

Christian Ritter, geb. 1979, ist Kultur- und Medienwissenschaftler. Er ist am Collegium Helveticum tätig, dem Institute for Advanced Studies der ETH Zürich, Universität Zürich und Zürcher Hochschule der Künste, wo er für den Forschungsbereich Kunst/Medien/Design verantwortlich ist. Seine Arbeitsschwerpunkte sind: Ästhetik und Praxis digitaler Kulturen, postmigrantische Medien- und Alltagskulturen, Verfahren künstlerischer und ethnografischer Forschung.

Franka Schneider beschäftigte sich als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt »Foto-Objekte« mit dem Hahne-Niehoff-Archiv am Institut für Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin. Sie veröffentlicht u. a. zur Wissensgeschichte des Volkskundlichen, Historischen Ethnografie und zu Dingpolitiken im Museum.

Irene Vögeli, geb. 1963, studierte Visuelle Kommunikation und Theorie der Gestaltung und Kunst an der Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich. Sie arbeitet an der Schnittstelle zwischen Theorie und künstlerischer Praxis, ist Dozentin für Transdisziplinarität in den Künsten und Co-Leiterin des MA Transdisziplinarität an der Zürcher Hochschule der Künste.

Nina Wolf, geb. 1989 und *Yelena Wysling*, geb. 1988 sind Kulturwissenschaftlerinnen und Doktorandinnen am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft (ISEK) der Universität Zürich. Ihre gemeinsamen Forschungsschwerpunkte sind: kulturwissenschaftliche Altersforschung, Demenz im Alltag und qualitative Methoden. Sie arbeiten beide in dem vom Schweizer Nationalfonds geförderten Forschungsprojekt Sorge-Figurationen bei demenziellen Erkrankungen in der Schweiz. Nina Wolf untersucht alltägliche Sorge-Praktiken von privaten Akteuren im häuslichen Umfeld. Yelena Wysling forscht über institutionelle Formen alltäglicher Sorge von professionellen Akteuren.

Ethnologie und Kulturanthropologie



Stefan Wellgraf

Schule der Gefühle

Zur emotionalen Erfahrung von Minderwertigkeit
in neoliberalen Zeiten

2018, 446 S., kart.

34,99 € (DE), 978-3-8376-4039-7

E-Book: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4039-1

EPUB: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4039-7



Nikola Langreiter, Klara Löffler (Hg.)

Selber machen

Diskurse und Praktiken des »Do it yourself«

2017, 352 S., kart., zahlr. Abb.

29,99 € (DE), 978-3-8376-3350-4

E-Book: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3350-8



Sandro Ratt

Deformationen der Ordnung

Bausteine einer kulturwissenschaftlichen Katastrophologie

2018, 354 S., kart., zahlr. Abb.

34,99 € (DE), 978-3-8376-4313-8

E-Book: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4313-2

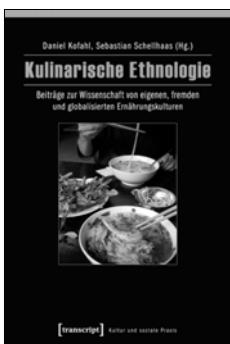
**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Ethnologie und Kulturanthropologie



Martin Heidelberger
Korrespondenten des Wandels
Lokale Akteure der globalen Nachrichtenindustrie

2018, 328 S., kart.
39,99 € (DE), 978-3-8376-4173-8
E-Book: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4173-2



Daniel Kofahl, Sebastian Schellhaas (Hg.)
Kulinarische Ethnologie
Beiträge zur Wissenschaft von eigenen, fremden
und globalisierten Ernährungskulturen

2018, 320 S., kart., zahlr. z.T. farb. Abb.
34,99 € (DE), 978-3-8376-3539-3
E-Book: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3539-7



Maria Grewe
Teilen, Reparieren, Mülltauchen
Kulturelle Strategien im Umgang mit Knappheit
und Überfluss

2017, 324 S., kart.
29,99 € (DE), 978-3-8376-3858-5
E-Book: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3858-9

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

